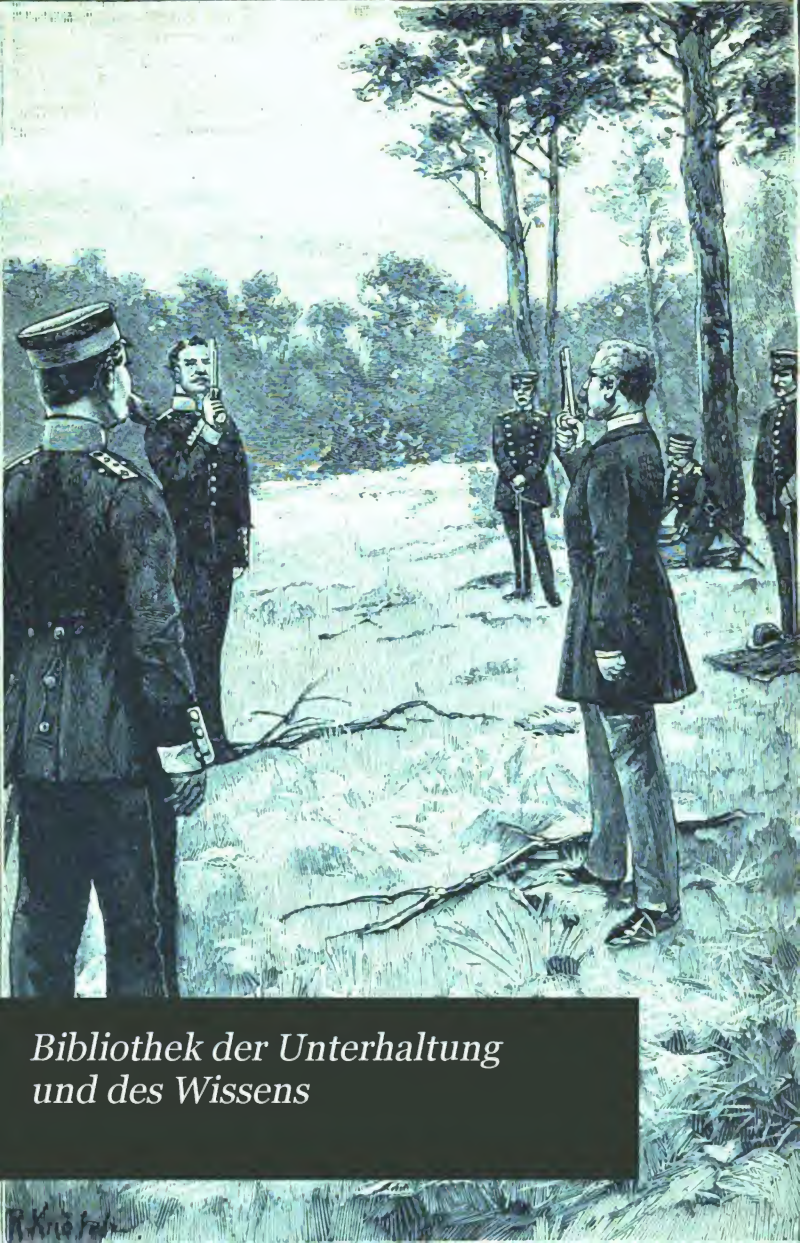
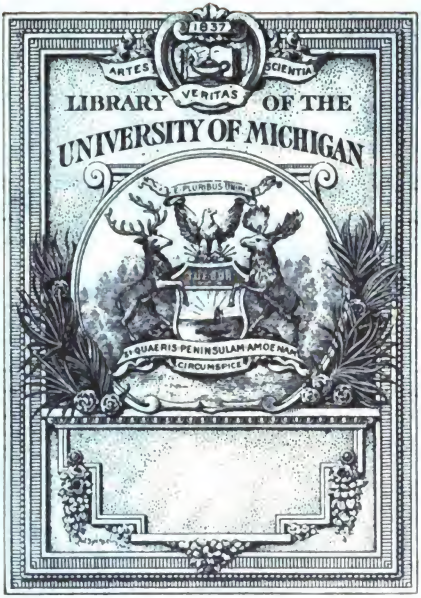


Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens



THE GIFT OF

Dr. H. L. Ubetz

830.6 B58

Prospekt.

Mit vorliegendem Bande beginnt unsere „Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens“ ihren achtzehnten Jahrgang 1894. Die Neuerungen der letzten Jahre: das elegante äußere Gewand, die beträchtliche Vermehrung des Inhalts, vor Allem die Beigabe

zahlreicher schöner Illustrationen

sind von großem Erfolge begleitet gewesen, sie haben uns viele Tausende neuer Leser zugeführt. Es soll uns dies ein Sporn sein, an der Aufrechterhaltung unseres Programms:

den vielen Bücherliebhabern, denen dies wegen der damit verbundenen großen Kosten bisher nicht vergönnt gewesen war, Gelegenheit zur Anlegung einer wirklich gediegenen, Belehrung und Unterhaltung zugleich bietenden

Privatbibliothek

zu gewähren, mit allen Kräften fortzuarbeiten. In diesem Bestreben bitten wir, uns durch recht zahlreiche Betheiligung an der Subskription unterstützen zu wollen.

Die **Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens** erscheint vollständig in 13 **vierwöchentlichen, elegant in englische Leinwand gebundenen, reich illustrirten Bänden** mit **Goldrücken** und **Deckelpressung**.

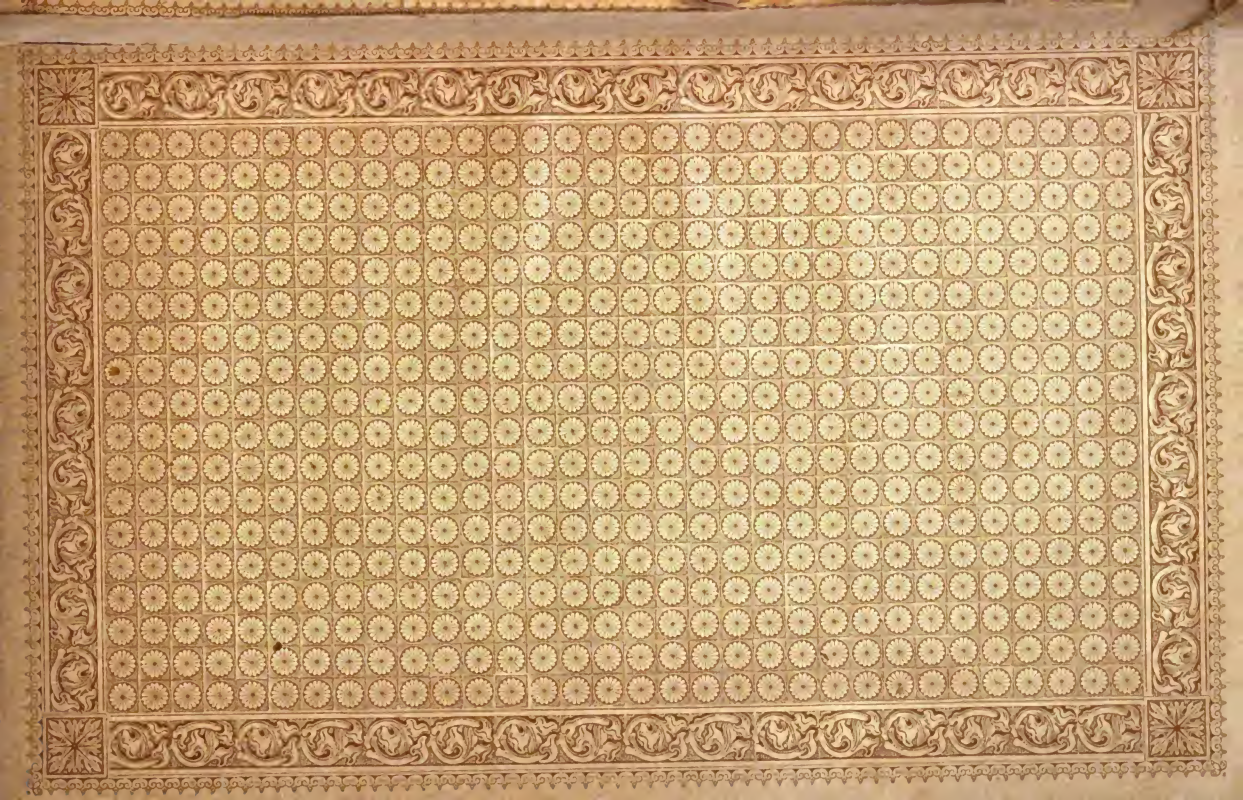
Um die Anschaffung auch weniger Bemittelten zu ermöglichen, beträgt der Abonnements-Preis

nur 75 Pf. für den Band,

ein Preis, zu welchem der Buchbinder im Einzelnen noch nicht einmal **den bloßen Einband** zu liefern im Stande wäre.

Stuttgart.

Die Redaktion und Verlagsbuchhandlung.



Bibliothek

der

Unterhaltung und des Wissens.

Digitized by Google

Zu der Novelle „Vor der Pistole“ von A. Oskar Klaußmann. (S. 112)
Originalzeichnung von R. Knötel.

Digitized by Google

Bibliothek

der

Unterhaltung

und des

Wissens.

Mit Original-Beiträgen

der hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten,

sowie zahlreichen Illustrationen.

Jahrgang 1894.

Erster Band.

Stuttgart, Berlin, Leipzig.
Union Deutsche Verlagsgesellschaft.

Digitized by Google

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichniß.

Seite

Das Geheimniß der Tiefe. Roman von Friedrich Jacobsen 7

Vor der Pistole. Novelle von A. Oskar Klaußmann . 69
Mit Illustrationen von R. Knötel.

Die Frau des Landrichters. Erzählung von Hellmuth Mielke 121

Auf dem Meeresgrunde. Zur Kenntniß der neuesten Tiefseeforschungen und -Arbeiten. Von J. Paul . . 145
Mit 9 Illustrationen.

Wie sehen die Verbrecher aus? Physiognomische Skizze von Ernst Schulz 164

Ein fürstlicher Schmuck. Allerlei von den Kronen. Von W. Berdrow 174
Mit 16 Illustrationen.

In der Lagunenstadt. Venetianische Erinnerungen von Kurt Prior 185
Mit 16 Illustrationen.

Ein Opfer der Politik. Aus dem Familienleben der Fürsten des 16. Jahrhunderts. Von Eugen Schmitt 207

Mannigfaltiges:

Die Suppe des Präsidenten 219

Der Brombeerstrauch — eine deutsche Theestaude . . 220

Digitized by Google

Seite

Wie läßt sich die Entfernung eines unzugänglichen Punktes berechnen? 222
Mit 2 Illustrationen.
Hoftrachten 225
Ein Abenteuer Balzac's 229
Die Ruthe ꝛc. 231
Verunglücktes Experiment 233
Hausnummern 234
Das Losungswort des Todes 237
Feine Diplomatie 238
Wellington und der Maler 239
Das theuerste Spielzeug 239
Eiserne Konsequenz 240
Zu große Höflichkeit 240

Digitized by Google

Das Geheimniß der Tiefe.

Roman von **Friedrich Jacobsen.**

(Nachdruck verboten.)

Erstes Kapitel.

Es war Nacht, und es stürmte. Nicht mehr übermenschlich, betäubend und athemberaubend, wie noch vor wenigen Stunden, sondern schwerfällig, stoßweise und nachgrollend; aber dennoch klang es schauerlich und unheimlich genug in der tiefen sternlosen Dunkelheit.

Auch für den, der unter dem Scheine einer Lampe und zwischen den Wänden eines Gemaches dem dumpfen Brausen lauschte.

Selbst für Mehrere, die sich Gesellschaft leisten. —

Es waren zwei Männer, und sie saßen einander gegenüber an einem kleinen plumpen Tische, über dessen verschlissener Platte von niedrigen Deckbalken eine blank gescheuerte, seltsam geformte Lampe niederhing. Das Gemach, welches ihr Schein erhellte, war fast mehr als eng, es konnte winzig genannt werden.

Jeder der darin angebrachten Gegenstände war mit peinlicher Ausnutzung des Raumes vertheilt, nirgends fand sich ein überflüssiges Möbel, und dennoch schwebte über der ganzen Einrichtung ein Hauch zierlicher Behaglichkeit, als wenn gerade dieser Raum dazu auserlesen gewesen wäre, viele Bedürfnisse des Lebens in sich zu vereinigen, und für Manches Ersatz zu bieten. Seine Fenster waren wohl ver-

Digitized by Google

schlossen und ließen das Brausen des Sturmes, vermischt mit einem anderen sonderbaren Laut, nur gedämpft in das Gemach hinein, dessen beide Insassen nahe aneinandergerückt in eine leise und eifrige Unterhaltung vertieft waren.

Sie standen Beide im kräftigsten Mannesalter, der Eine mochte etwa fünfunddreißig, der Andere vielleicht dreißig Jahre zählen, im Uebrigen aber waren sie so verschieden wie möglich von einander.

Das grobe Gesicht des älteren Mannes verrieth von der niedrigen Stirn und den kleinen grauen Augen bis zu dem großen, von schmalen Lippen fest verschlossenen Munde unverkennbar den charakteristischen Typus der Festlandsdänen; auch der eigenthümliche, um Backen und Kehle laufende, das Kinn und die Oberlippe freilassende röthliche Bart durfte als ein ziemlich untrügliches Zeichen der jütländischen Abstammung und Gewohnheiten gelten.

Der Mann hatte seinen breiten, untersetzten Oberkörper weit über den Tisch gelegt, hielt eine kurze Kalkpfeife zwischen den festen weißen Zähnen, und nahm von Zeit zu Zeit einen langsamen Schluck aus dem vor ihm stehenden dampfenden Grogglase.

Sein Genosse war größer und schlank gebaut. Ein karrirter Anzug schlotterte ziemlich nachlässig um seine hagere, sehnige Gestalt, und das hoch heraufgezogene linke Bein, das in seltsamer, fast unnatürlicher Verrenkung auf dem rechten Oberschenkel lag, ließ einen jener hochgeschnürten Schuhe sichtbar werden, wie sie bis vor wenigen Jahren fast ausschließlich von Engländern und Amerikanern getragen wurden. Der untere Theil seines scharf geschnittenen Gesichtes war mit einem kurzen dunkeln, am Kinn spitz zulaufenden Vollbart bedeckt, die Kopfhaare wiesen bereits hier und da bedenkliche Lücken auf.

Digitized by Google

Er rauchte ebenfalls, aber eine selbstgefertigte Cigarette, und nippte zierlich aus einem kleinen, mit Wachholderbranntwein gefüllten Glase.

Die gedämpfte Unterhaltung der beiden Männer wurde in deutscher Sprache geführt, die der Aeltere vollkommen dialektlos, der Jüngere mit einem leichten englischen Accent sprach, und zwar jenen eigenthümlichen Tonfall, der auf einen Deutsch-Amerikaner schließen ließ.

Sie redeten von einem Vorfall, fast schien es, von einem Unfall, und dann lauschten sie bisweilen gleichzeitig auf das Wehen des Windes und auf den anderen seltsamen Ton, der sich mit jenem vermischte.

Auch über ihnen war es nicht stille. Es klang so, als wenn sich dort eine unruhige Gesellschaft befände, die ihre Füße nicht unter dem Tisch halten kann, die durcheinander läuft und schwere Gegenstände auf den Fußboden wirft, so daß der ganze Bau zittert.

Wenigstens rollte in diesem Augenblick infolge irgend einer Erschütterung das noch halbgefüllte Grogglas auf die Erde, und schüttete seinen klebrigen Inhalt über die Kniee des Danebensitzenden.

„For Pogger," brummte dieser mit einem beliebten dänischen Fluch, „das schlingert noch immer, als ob wir in meiner Großmutter Wiege säßen; sollte meinen, daß die Nachtmütze voll Wind sich ausgepumpt haben müßte — he, Mr. Rast?"

Der Angeredete hob langsam sein blasses Gesicht in das Licht der Lampe, und entgegnete: „Fluchen Sie nicht, Brook, ich kalkulir', daß es diese Nacht noch was zu beten gibt."

Er klopfte bei diesen gedämpften Worten mit dem Ballen des Fußes auf die Diele, und fügte hinzu: „Das da unter uns will sein Opfer haben — wie war's doch mit dem Sankt Elmsfeuer gestern Abend?"

Digitized by Google

Das da unter uns — —

Es klang geheimnißvoll genug, und es war vielleicht noch unheimlicher für den, der nicht daran gewöhnt ist; denn die Bretter, auf welchen die Füße der beiden Männer so fest und zuversichtlich ruhten, trennten sie von der unergründlichen Tiefe des Indischen Oceans, das Gemach, in dem sie sich befanden, war die Kapitänskajüte des Hamburger Kauffahrers „Neptun", und die Planken dieses braven Schiffes schwankten in Sturm und Nacht hundert Meilen von jedem Ufer entfernt zwischen Himmel und Wasser.

Vielleicht auch mehr als hundert Meilen — wer konnte das in diesem Augenblick so genau wissen; denn der Orkan, welcher in den Abendstunden hereingebrochen war, hatte das Schiff von seinem Kurs verschlagen, um dann ebenso rasch wieder zu verschwinden, wie er gekommen.

Die Gefahr war vorüber, der „Neptun" trieb stetig vor den Wellen, aber man mußte erst das Licht der Sonne abwarten, bevor durch Messungen festgestellt werden konnte, wo man sich denn eigentlich befand.

Darum saß der erste Steuermann Klaus Brook mit dem einzigen Schiffspassagier, Mr. John Rast, unthätig in der Kapitänskajüte, und daß er sich gerade dort befand, anstatt in seiner eigenen, nebenan gelegenen Steuermannskabine, das hatte eine besondere, und zwar eine traurige Bewandtniß.

Es war Mitternacht vorüber, aber noch nicht ein Uhr; es war jene Stunde, in welcher der Aberglaube durch die Köpfe spukt.

In der engen Kajüte zogen die schweren Tabakswolken um das Gebälk der Decke und verschleierten das Licht der Hängelampe; in ihren scharfen Geruch mischte sich der nicht minder starke Dunst von Grog und Wachholderbranntwein;

Digitized by Google

es war eine Atmosphäre, die den Seemann behaglich stimmt, sonderlich nach überstandener Gefahr.

Aber Klaus Brook blickte mit einer scheuen Wendung des Kopfes hinter sich, nahm die Pfeife aus den Zähnen, und sagte, an die letzten Worte seines Gefährten anknüpfend: „Richtig, Mr. Rast, das Sankt Elmsfeuer war eine schlimme Vorbedeutung, und just die Raae, auf der wir es gesehen haben, schlug den Kapitän zu Boden. Es war die Bramstegraae, wo der Klabautermann seinen Platz einzunehmen pflegt. — Glauben Sie, daß er davonkommen wird?"

„Ich bin kein Doktor," brummte der Gefragte, „aber auf's Dach hat er eins bekommen, woran ein Gaul genug hätte. Sah zum letzten Male ein solches Loch in New-York, als der ‚fliegende Pfeil' vom Trapez stürzte. Goddam, handgroß sage ich Ihnen, Steuermann, und just an derselben Stelle."

John Rast hob, ohne seine bequeme Stellung zu verändern, das linke übergeschlagene Bein noch um ein Bedeutendes höher, und tippte mit der Fußspitze an seinen Schädel.

Die groteske, nur einem Akrobaten mögliche Bewegung hätte unter anderen Umständen etwas unwiderstehlich Komisches gehabt, aber Klaus Brook hatte wenigstens in diesem Augenblick keinen Sinn für das Komische, sondern wandte abermals seinen Kopf lauschend zur Seite und sagte grob: „Zum Teufel mit den Narrenspossen; da — jetzt stöhnt er wieder; ich muß doch 'mal nachsehen —"

Während er noch sprach, ward die Thür der anstoßenden Kabine geräuschlos bei Seite geschoben, und ein braunes Gesicht mit dunkel glänzenden Augen lugte durch die entstandene Oeffnung.

Dem Kopfe folgte mit katzenartiger Bewegung der schlanke Körper eines jener in europäische Tracht gekleideten

Digitized by Google

Malayen, die von den nach Ostindien fahrenden Kapitänen als Diener benutzt werden.

Der Malaye warf einen flüchtigen Blick auf die rauchenden und trinkenden Männer; über sein scharf geschnittenes Gesicht glitt ein Zug der Verachtung, dann aber neigte er sich unterwürfig und sagte in gebrochenem Deutsch: „Sahib*) Kapitän ist gekommen zu sich; Sahib Kapitän verlangt zu reden mit Sahib Steuermann."

Klaus Brook richtete sich auf und frug hastig: „Wie steht's, Dajak, wird der Kapitän davonkommen?"

„Allah ist groß; ist weiß es nicht."

Einen Moment zögerte der Steuermann, dann machte er eine befehlende Handbewegung, als wenn er bereits unbestrittener Herr des Schiffes wäre.

„Es ist gut, Dajak, ich werde mit Deinem Gebieter allein reden. Geh' in die Kambüse, und laß Dir für ihn vom Koch eine kräftige Suppe bereiten; wenn's nicht gut thut, so schadet es auch nicht, und wir haben wenigstens unsere Schuldigkeit gethan."

Der Indier gehorchte nur zögernd; es schien ihm nicht recht zu sein, daß er seinen Herrn verlassen sollte, aber es mochte ihn die Ahnung beschleichen, daß der finster blickende Mann bald in Wahrheit das Kommando übernehmen werde, und er entfernte sich deshalb ohne Gegenrede.

Brook verfolgte ihn mit den Augen und wandte sich dann an seinen Gefährten. „Es geht mit dem Kapitän zu Ende, Rast, verlassen Sie sich darauf, ich sah es dem braunen Schurken an den Augen ab. Er versteht 'was von Kräutern und Pillen, aber für das Loch gibt's kein Pflaster in der Schiffsapotheke. Wollen Sie sich auf's Ohr legen?"

Der Amerikaner drehte sich eine neue Cigarette. „Danke,

*) Sahib = Herr, Titel der Europäer in Indien.

Digitized by Google

Steuermann, der Teufel mag diese Nacht schlafen. Gehen Sie immer hinein, vielleicht können Sie mich noch brauchen, wenn er etwa sein Testament machen will."

Klaus Brook zuckte die Achseln und ging breitspurig in die Koje; ihre Thür hatte sich kaum hinter ihm geschlossen, als John Rast mit einer geräuschlosen Bewegung seine bequeme Stellung aufgab, und das Ohr an die dünne Bretterwand legte, die ihn vom Nebenraum trennte.

Der Wind lullte allmälig ein.

In der matt beleuchteten Koje lag Kapitän Stuhr auf einem einfachen Ruhebett. Man hatte ihn nach dem, durch die stürzende Raae herbeigeführten Unfall, anstatt in die eigene Kajüte, in die Kabine des ersten Steuermanns gebracht, und zwar auf Befehl des Letzteren, der von diesem Augenblick ab das Kommando des Schiffes nach den Seegesetzen übernahm, und gewissermaßen damit anzudeuten schien, daß er mit den Pflichten des Schiffskapitäns auch dessen Rechte zu beanspruchen beabsichtige.

Es hatte sich Niemand darüber gewundert, denn es geht so im Kleinen wie im Großen —

„Der König ist todt, es lebe der König!"

Und Kapitän Stuhr war, wenn auch nicht todt, doch eine Beute des Todes.

Man brauchte nicht die furchtbare Verletzung zu sehen, welche, nicht sonderlich kunstgerecht von rauhen Matrosenhänden verbunden, quer über den Schädel des Mannes lief; aus den ruhelosen, fieberhaft glänzenden und schon halb gebrochenen Augen redete deutlich genug die ernste Sprache, die dem ewigen Verstummen vorausgeht. Aber ein Jeder wehrt sich dagegen, und die wetterharte zähe Natur des ergrauten Seemannes that es doppelt.

Er richtete sich halb auf, winkte Klaus Brook an seine Seite und sagte: „Ich habe geschlafen, Steuermann — zum letzten Male. Alles klar?"

Digitized by Google

„Alles klar, Kaptän."

„Kurs?"

„Vor dem Winde. Wenn er nicht umgesprungen ist, Süd, Süd-Ost."

„Also Abtrift. Keine Sterne?"

„Kein Stern, Kaptän. Vor Sonnenaufgang wird es nicht möglich sein, Messungen vorzunehmen."

„Thut nichts, wir haben Wasser genug. Kein Mann über Bord?"

„Alle Hand an Deck, Kaptän."

Der Kranke nickte zufrieden, und legte den Kopf zurück. Dann sagte er leiser: „Sie werden die Führung des Schiffes übernehmen, Brook; von morgen ab, oder — von heute. Was haben wir für Zeit?"

„Sechs Glas durch."

„Also von heute ab. Vor Sonnenaufgang wird's zu Ende sein, ich fühl's. Und dann ein Seemannsgrab — hören Sie, Steuermann?"

Der rohe Mann blickte doch bei dem letzten Worte seines Vorgesetzten scheu auf.

„Wenn es sein muß, Kaptän — gewiß. Aber ich meine — —"

„Kein Aber. Wir sind Männer und haben uns daran gewöhnt, den Tod nicht zu fürchten."

Es entstand eine stumme Pause, während welcher der Sterbende still vor sich hin blickte.

Nach einer Weile sagte Klaus Brook leise: „Sonst nichts, Kaptän?"

„Doch. — Ich sammle nur eben meine Gedanken, sie gehen mir manchmal durcheinander, und bisweilen kommt auch ein Schatten über die Augen. So — das ist die erste Fahrt, welche wir zusammen machen."

„Die erste, und hoffentlich nicht die letzte, Kaptän."

„Schon gut. Wissen Sie, Brook, daß ich eine Tochter habe?"

Digitized by Google

Der Steuermann rückte etwas näher an das Lager. „Doch, Kaptän, Sie sprachen einmal gelegentlich davon.“

„Gelegentlich — jawohl. Wir Seeleute können uns nicht groß um unsere Angehörigen bekümmern und wir können wenig für sie sorgen. In meiner Brieftasche — sie steckt im Rock — befinden sich ein paar hundert Mark, die gehören natürlich meiner Elsa. Sonst besitze ich nichts, und es sind auch noch Schulden da. Das Mädchen wird schon darum wissen, sie ist meine Einzige. Ja, aber davon wollte ich eigentlich nicht reden.“

Der Kapitän sprach in kurzen abgerissenen Sätzen, und wer diese eingesunkene Stimme hörte, der vermochte wohl Zweifel zu hegen, ob der Geist des Sprechenden nicht schon mit einem Fuße auf dunkeln, unbekannten Gefilden wanderte. Wenigstens klang das Folgende fast wie eine Fieberrede.

„Da fiel mir neulich ein Zeitungsblatt in die Hände“ — fuhr er nach einer Pause fort, „und dieses Blatt — es ist eine Nummer des ‚New-Yorker Herald‘ — brachte mich auf eine Geschichte, die mir vor bald zwei Jahren in diesen Gewässern passirt ist. Ich segelte damals mit der ‚Möve‘, die nun auch schon mit Mann und Maus untergegangen ist. Es war ein braves Schiff und führte zwei Drehbassen an Deck. Hören Sie auch zu, Steuermann?“

„Gewiß, Kaptän, aber ich meine, Sie sollten einen Schluck Rum nehmen; es wird Ihnen flau.“

„Danke — ich bin ganz bei Besinnung. Also am 12. Oktober werden es zwei Jahre, ja richtig, so ist es. Haben Sie 'mal von dem ‚Hai‘ gehört, Brook?“

„Von einem Haifisch, Kaptän —?“

„Ja, es war ein richtiges gefräßiges Meerungeheuer, aber ich meine nicht den Fisch, sondern das Schiff. Ach so, Sie haben diese Gewässer noch wenig befahren, da können

Digitized by Google

Sie das nicht gut wissen. Also der ‚Hai' war ein Piratenschiff, nicht besser und nicht schlimmer als hundert andere, die in den malayischen Gewässern herumwimmeln, und vielleicht ebenso wenig bekannt. Er war wohl ursprünglich auf einer deutschen Werft gebaut und getauft worden, und dann dem Gesindel als gute Prise in die Hände gefallen. Der deutsche Name befand sich wenigstens noch am Bug, und als ich einmal in meinem Leben ein paar Kabellängen vor ihm unter dem Winde lag, leuchteten die rothen Buchstaben zu mir herüber, als wenn sie mit Blut gemalt wären."

Kapitän Stuhr schwieg erschöpft, und richtete den starren Blick nach der Decke des niedrigen Raumes.

„Er phantasirt —" murmelte Brook.

Aber da kam die gebrochene Stimme wieder aus der Tiefe herauf. „Nein, Steuermann, es steht Alles leibhaftig vor mir, aber ich muß langsam erzählen, sonst gehen die einzelnen Ereignisse durcheinander. — Also der ‚Hai' hatte mich gejagt, denn obwohl die Schiffe gleich groß waren, und wir beide Kanonen führten, wollte ich es doch nicht auf einen Kampf ankommen lassen, sondern vorerst mein Heil in der Flucht suchen. Dabei geriethen wir schließlich zwischen die Inselgruppe — da oben — reichen Sie 'mal die Karte herüber, Brook, meine Gedanken können den Namen nicht mehr festhalten —"

Der Steuermann that schweigend, wie ihm geheißen, und die Hand des Sterbenden fuhr tastend und suchend an den Längegraden auf und nieder. Dann sank sie kraftlos zurück, und der Kapitän sagte schmerzlich lächelnd: „Die Augen versagen ihren Dienst, es wird immer dunkler. Einerlei, es steht in dem Notizbuch. — Also irgendwo da oben war es, just zwischen dem felsigen Ufer einer der kleinen unbewohnten Inseln, als wir nicht weiter konnten und nun den Kampf aufnehmen mußten. Wir wechselten

Digitized by Google

eine Lage, Brook — und Gott war mit der guten Sache. Die Granate aus einer meiner Drehbassen schlug dem ‚Hai' durch den Rumpf — sie muß wohl just die Pulverkammer getroffen haben — denn da ging eine Feuersäule auf, und dann war das Schiff verschwunden, und die Planken schwammen auf dem Wasser. — Es ist Keiner von den Hunden davon gekommen, denn es war wie ein ungeheurer Schlag — man muß das erlebt haben, um es zu begreifen. — Was haben wir für Zeit, Steuermann?"

„Sieben Glas, Kaptän."

„Gut. Damals war's dreizehn Stunden früher, just um die Mittagszeit. Sie wissen, was Schiffbrauch ist, Steuermann, ich nahm die Länge und Breite auf, bis auf die Sekunde, wie sich's gehört. Sie steht in dem Loggbuch der ‚Möve', und das Loggbuch liegt sammt dem guten Schiffe auf dem Grunde des Meeres, oben an der schottischen Küste. Ja, so geht es in der Welt."

Der Steuermann war doch allmälig aufmerksam geworden und frug, als Jener schwieg: „Sie sprachen von einem Notizbuche, Kaptän?"

„Richtig — gut, daß Sie mich darauf bringen, Steuermann. Meine Gedanken gingen eben weithin über das Wasser. Ich pflegte sonst nicht doppelt Buch zu führen, aber die Geschichte interessirte mich, denn man schießt doch nicht alle Tage einen Piraten in den Grund. Die Stelle, wo er untersank, war kaum eine Kabellänge vom steilen Ufer entfernt, und sie war ganz genau bezeichnet durch den Schatten einer Felsspitze, der mit seinem Ende auf das Wasser fiel. Das habe ich dann in mein Notizbuch eingetragen, mitsammt der Länge und Breite. Man könnte einen Stein in's Wasser werfen, und er fiele genau zwischen den geborstenen Rumpf des ‚Hai'. — Was ist das —?"

Es geschah wohl nichts Besonderes, oder zum Mindesten nichts, was den gröberen Sinnen eines gesunden Menschen

Digitized by Google

wahrnehmbar gewesen wäre, aber dennoch hatte wohl irgend etwas, oder irgend Jemand den engen düsteren Raum betreten, und eine Schattenhand nach dem Liegenden ausgestreckt; vielleicht schwebten auch Erinnerungen und Gedanken aus der Vergangenheit wie graue Schemen um das wunde Haupt des Mannes, der, sich halb aufrichtend, in die Luft griff, und dann ohne einen Laut zurückfiel.

Klaus Brook hatte wohl schon mehr als einen Genossen sterben sehen, und es war ihm weder wunderbar noch unheimlich erschienen — alle Menschen müssen ja dran, und es hängt über uns wie eine Wolke.

Und hier hatte er es kommen sehen, vielleicht sogar heimliche Pläne darauf gebaut für die Zukunft — aber es war ihm nicht recht, daß es just in diesem Augenblick sein sollte. Der Bericht des Kapitäns, so irrlichtergleich er auch hin und her sprang, konnte doch nicht völlig das Gebilde eines Fiebertraumes sein, sondern er mußte irgend einen besonderen Zweck verfolgen.

Denn am Rande des Grabes spinnt auch der Seemann nicht mehr ein Garn, wie am Achterdeck zur Feierstunde.

Klaus Brook war der Meinung, daß Kapitän Stuhr todt sei.

Er rollte einem alten Brauche gemäß die in der Ecke liegende Schiffsflagge auf und deckte sie über den blassen stillen Mann, aber bei dieser Gelegenheit nahm er wahr, daß sich die Finger der einen Hand noch leise bewegten, und als er sein Ohr tief herabneigte, war es ihm, als ob noch Athem und Herzschlag vorhanden wären.

Er ging leise an ein Wandschränkchen, entnahm ihm eine Rumflasche und ließ vorsichtig einige Tropfen des starken Getränkes über die halbgeöffneten Lippen des Kapitäns rinnen.

Die Wirkung erfolgte fast augenblicklich.

Digitized by Google

Stuhr schlug langsam die Augen auf, griff mit einer krampfhaften Bewegung nach der Flasche, that einen tiefen Zug aus derselben, und richtete sich plötzlich kerzengerade in die Höhe.

Dann sagte er mit einer sonderbar klaren Stimme, nur hastiger, als er sonst zu sprechen pflegte, und als ob ihm die Zeit und der Athem fehle:

„Das Notizbuch mit der Stickerei liegt zu Hause in meiner alten Seemannskiste ganz unten — die Zeitung — meine Tochter —"

Kapitän Stuhr fiel zurück und war todt. —

Es konnte diesmal kein Zweifel darüber obwalten, daß jetzt jede Spur von Leben aus der lautlosen Brust entflohen sei, daß der Kopf keine Gedanken mehr hegte, und die Zunge kein Wort mehr zu sprechen vermochte; aber Klaus Brook war in einer Anwandlung abergläubischen Grausens zu dem Glauben geneigt, daß dieser Zustand der Auflösung schon einige Sekunden vorher eingetreten sei, und daß thatsächlich ein bereits Gestorbener diese letzten Worte mit jener übermenschlichen Willenskraft ausgestoßen habe, die noch ein irdisches Geheimniß von der Seele zu schütteln strebt.

Die Gedanken hatten sich in der abgerissenen Rede zusammen gedrängt, und sie würden in ihrem Zusammenhang vielleicht eine Lösung des Räthsels herbeigeführt haben, aber zwischen jedem einzelnen hatte eine sekundenlange Pause gelegen, hinter dem letzten aber schwebte das Dunkel der Ewigkeit. —

Klaus Brook empfand ein leises Frösteln bei der letzten Vorstellung, aber seine grobe Natur war nicht dazu angelegt, sich lange in unfruchtbare Grübeleien zu versenken.

Er befand sich mit dem Todten allein in dem engen Raume, und seine erste Handlung hätte auf einen dritten Beobachter wohl den Eindruck eines unheimlichen Gebahrens

Digitized by Google

machen können. Seine groben Hände betasteten sorgfältig den regungslosen Körper, und brachten endlich aus der Brusttasche des Rockes eine alte, abgegriffene Brieftasche zum Vorschein. Während er sie noch zögernd und nachdenklich betrachtete, fiel plötzlich ein dunkler Schatten in die Kabine — Brook barg das Eigenthum des Verstorbenen hastig an seiner eigenen Brust und wandte sich um.

Hinter ihm stand Dajak.

Der Malaye mußte soeben geräuschlos eingetreten sein, und aus seinen unbeweglichen Zügen vermochte auch der mißtrauischste Beobachter nicht zu entnehmen, ob er Zeuge des letzten Vorganges gewesen sei, oder nicht. Auch der Ausdruck seines Gefühls bei dem Anblick der Leiche entsprach der wortkargen Verschlossenheit seines Charakters und dem Fatalismus der Mohammedaner.

„Sahib Kapitän todt — Dajak einen guten Herrn verloren —" sagte er mit tiefer, ruhiger Stimme. Dann kauerte er sich am Kopfende des Lagers zusammen, um mit heraufgezogenen Knieen und verschränkten Händen eine Todtenwache zu übernehmen, die in ihrer stummen Unterwürfigkeit seltsam ergreifend, fast an die Treue eines Hundes erinnerte.

Der Steuermann und jetzige Befehlshaber des Schiffes ließ ihn gewähren und entfernte sich mit einer scheuen Hast aus der Kabine, um auf Deck einige Befehle zu ertheilen.

Das Schiff rollte noch immer gleichmäßig vor dem einschlafenden Winde und mit den schwerfälligen Wogen; eine tiefe Dunkelheit bedeckte den Indischen Ocean, und der Mann am Steuerruder meldete mit eintöniger Stimme den Kurs.

Brook ließ durch die Pfeife des Oberbootsmanns die Leute an Deck rufen, theilte ihnen in kurzen Worten das Ableben des Kapitäns mit, erklärte, daß er von jetzt ab

Digitized by Google

die Führung des Schiffes übernehme, und gab die nothwendigen Befehle.

Dann stieg er wieder unter Deck und betrat die Kajüte des Kapitäns, in welcher er jetzt unbeschränkter Gebieter war.

John Rast lag auf dem Sopha und schien zu schlafen. Aber es war nur ein Schein, denn er richtete sich bei dem ersten leisen Geräusch sofort in die Höhe und sagte: „Viel Glück, Kapitän Brook — kalkulire, daß der ‚Neptun' keinen schlechten Tausch gemacht hat, und bin erbötig, die neue Würde mit einem steifen Grog zu ehren; es ist noch Rum in der Flasche."

Der Däne ließ sich schwerfällig auf einen Stuhl sinken, und griff nach seinem Glase.

„Verdammt, Rast, das könnte mir passen," entgegnete er nachdenklich. „Ich meine natürlich den guten Schluck, denn das Andere — hm — na ja. Also Sie wissen schon, daß Kapitän Stuhr abgefahren ist?"

Der Amerikaner legte seine beiden Arme vor sich auf den Tisch und blickte gelassen zu dem Steuermann hinüber.

„Der Zimmermann hat bei dem Bau dieses guten Schiffes das Holz gespart," meinte er dann mit einem halben Lächeln. „Die Wände sind zu dünn und klaffen an manchen Stellen. Ich weiß ebenso gut, Mr. Brook, daß der Kapitän mausetodt ist — so todt, daß es nicht mehr als Christenpflicht war, dafür Sorge zu tragen, daß die Haifische sich nicht den Magen an Brieftaschen und ähnlichem Lederzeug verderben."

Der Steuermann blickte bei den letzten Worten auf, und sein verwittertes Gesicht überzog sich mit einer dunkeln Röthe.

„Hüten Sie Ihre Zunge," sagte er heftig, „so stehen wir doch nicht miteinander —"

Und dann, als Jener den bösen Blick ruhig aushielt,

Digitized by Google

fügte er unsicher hinzu: „Wenn Sie gehorcht haben, Rast, dann werden Sie auch wissen, daß der Verstorbene ein Vermächtniß in meine Hände gelegt hat, welches ich seiner Tochter überbringen soll und überbringen werde. Diese Brieftasche enthält wahrscheinlich Geld, und es ist meine Pflicht, es einstweilen an mich zu nehmen."

Er zog die Brieftasche hervor, warf sie mit der Miene gekränkter Unschuld auf den Tisch, und begann sich einen Grog zu mischen.

John Rast ließ sich nicht aus der Fassung bringen. Er tippte mit der Fingerspitze auf das Täschchen, und nickte dazu mit dem Kopf.

„Richtig, Brook, sie enthält Geld, und sonst natürlich nichts. Keine Dokumente, die etwa mit der sonderbaren Geschichte — Sie wissen ja schon — in Verbindung stehen könnten. Wollen wir nicht das Geld 'mal zählen? Vielleicht ist diese Elsa Stuhr eine reiche Erbin, und man thäte gut, ihre Bekanntschaft zu machen. Wir sind ja Beide ein paar hübsche Kerls, Brook!"

Der offenkundige Spott verblüffte den Steuermann dermaßen, daß er eine Weile wortlos vor sich hin starrte. Dann entgegnete er unwirsch: „Ich will verdammt sein, wenn ich Ihr Geschwätz verstehe. Angenommen, daß die Erzählung des Kapitäns — Sie müssen verteufelt gute Ohren haben, Rast — angenommen, daß sie mehr war, als ein Fieberspuk — was soll die alte Scharteke damit zu schaffen haben?"

„Hm," meinte der Amerikaner achselzuckend, „ich kalkulire, daß das letzte Wort eines Sterbenden — oder eigentlich das vorletzte — eine gewisse Beachtung verdient. Wie sagte er doch noch mit seiner hellen, sonderbaren Stimme, Brook? ‚Die Brieftasche — meine Tochter —' höchst sonderbar das, goddam!"

Der Steuermann antwortete nicht. Halb mechanisch,

Digitized by Google

oder doch vielleicht einem bestimmten Drange folgend, öffnete er langsam den Verschluß der Brieftasche, griff in die Fächer, und entnahm ihnen einige Banknoten, die er nebeneinander auf den Tisch zählte.

„Ein — zwei — drei — vier — fünf — ganze fünfhundert Mark — na, ich meine, daß Kapitän Stuhr keine Reichthümer hinterlassen hat. Oder sind Sie anderer Ansicht, Herr?"

Er wollte die Brieftasche wieder schließen, aber John Rast legte seine Hand darauf.

„Sachte, Mr. Brook, Sie scheinen für einen Seemann keine guten Augen zu besitzen, die meinigen sind wenigstens besser. Mich will bedünken, daß in dem andern Fach noch ein Stück Papier steckt — natürlich zu Fidibussen. If you please —" Er hielt es schon zwischen seinen Fingern und warf zunächst einen flüchtigen Blick darauf, dann sagte er langsam: „All right, ich hatte mir halb und halb so was gedacht. Der Kapitän redete davon." Das Blatt war nicht beschrieben, sondern bedruckt, und anscheinend aus einer Zeitung ausgeschnitten. Eine Hand — offenbar die Hand des Verstorbenen — hatte am Kopfe desselben vermerkt: „Nro. 260 des ‚New-Yorker Herald' vom 12. Mai."

Das Blatt konnte demnach nur einige Wochen alt sein.

Eine Stelle dieses Ausschnitts war mit Blaustift angestrichen, und auf dieser ruhten jetzt die Augen der beiden Männer, während ihre Köpfe nahe aneinander geneigt waren und sich fast berührten.

Klaus Brook schien der englischen Sprache ebenso mächtig zu sein, wie sein Gefährte, den er überlief die eng gedruckten Zeilen mit derselben Hast wie Jener, aber seine Gedanken mußten wohl langsamer arbeiten, denn er hielt die Augen noch sinnend gesenkt, als John Rast die seinen

Digitized by Google

ſchon mit fieberhaftem Leuchten durch die Kajüte ſchweifen ließ, und nervös an ſeinem Spitzbart zerrte.

Dann hob auch der Steuermann die geröthete Stirn, und beide Männer ſahen ſich einen Moment ſtumm, mißtrauiſch und lauernd in das Geſicht.

Es war ein ſeltſamer, faſt unheimlicher Anblick, und das hierauf folgende Zwiegeſpräch war in ſeiner gedämpften und verhaltenen Form beides in noch weit höherem Grade.

John Raſt brach zuerſt das Schweigen, und ſagte mit einem tiefen Athemzug: „Goddam, das iſt eine wunderbare Geſchichte.“

Brook entgegnete: „Raſt — wenn Sie jemals in Ihrem verfluchten Leben die Wahrheit ſagten — bei Ihrer Spitzbubenviſage, John Raſt — haben Sie Alles gehört?“

„Alles, mein ſehr verehrter Mr. Brook.“

„Dann wiederholen Sie es hier in meiner Gegenwart, und — for Pogger! — wenn Ihnen ein einziges Wort entgangen iſt, ſo laſſe ich mich in Stücke reißen, bevor ich es Ihnen verrathe.“

Der Amerikaner pfiff durch die Lippen. „Glaub's, Mann, aber ſeien Sie ohne Sorge. Alſo nur die Schlagworte. Zeit: 12. Oktober vor zwei Jahren. Ort: Inſel irgendwo. Genauer Platz: Schatten der Felsſpitze um zwölf Uhr. Länge und Breite: Siehe das geſtickte Notizbuch in der alten Seemannskiſte. Ereigniß: Untergang des ſehr ehrenwerthen Schiffes ‚Hai‘. Wollen Sie noch mehr?“

„Nein,“ entgegnete Brook; „und was nun?“

„Well, wir ſind unſer Zwei.“

„Leider. Was weiter?“

„Ich kalkulire, daß Sie eine ziemliche Körperkraft beſitzen, Brook,“ entgegnete der Amerikaner ſpöttiſch. „Aber geſetzt den Fall, daß Sie mir in dieſem Augenblick und an dieſer Stelle den Hals umdrehen wollten, wozu Sie

Digitized by Google

zweifellos die größte Lust haben, dann bitte ich Sie gefälligst zu bedenken, daß ich als Cirkuskünstler im Stande bin, am schwebenden Trapez einen Mann mit den Zähnen festzuhalten. Die Rollen dürften ziemlich gleich vertheilt sein."

„Sprechen Sie vernünftig, Rast!"

„Ich bin just dabei," fuhr der unerschütterliche Yankee fort. „Wenn ich zum Beispiel die Absicht hegte, Ihnen einen gleichen Liebesdienst zu erweisen, dann würde es sehr zweifelhaft sein, ob dieses gute Schiff jemals den Hamburger Hafen, und damit die bewußte alte Seemannskiste zu erreichen vermöchte. Sie sehen also — —"

Die beiden würdigen Männer schwiegen abermals einen Moment in ihrer gedämpften Unterhaltung und dann nahm Brook wieder das Wort: „Es würde mir niemals einfallen, eine Waise zu berauben, allein —"

„Da liegen die fünfhundert Mark" — ergänzte der Amerikaner. „Es ist leider eine unumstößliche Thatsache, daß der Kapitän kein größeres Vermögen hinterlassen hat. Ein Geheimniß — pah, was sind Geheimnisse; lassen sie sich vererben — —?"

Er streckte mit einer theatralischen Bewegung die Hand aus, und war es Absicht oder Zufall, sie berührte die breite Faust des Steuermanns Klaus Brook, und die Berührung ward zu einem kräftigen Händedruck. Zwischen diesen beiden verschlungenen Händen lag der armselige Zeitungsfetzen auf dem Tische, und draußen hinter der dünnen Planke rauschte die See unter einem letzten müden Windstoß auf.

Brook stieß mit seinem Bundesgenossen an, und sagte: „Also auf Du und Du. Skaal!"*)

„Meinetwegen," entgegnete der Amerikaner kühl, und

*) Wohl bekomm's!

Digitized by Google

ließ die Gläser zusammenklingen. „Ich bin zwar kein absonderlicher Freund von derartigen Sachen, und wenn wir uns gegenseitig betrügen wollen, wird das kein Hinderniß sein, indessen —"

Er brach ab, und lauschte mit seitwärts gewandtem Kopfe.

„Was geht da drinnen vor, Brook? Ist der braune Heide verrückt geworden, oder hat Kapitän Stuhr die Ansicht bekommen, daß es ‚drüben' kalt und dunkel ist? Das wäre just unser Fall, Mann, wenn der Alte plötzlich seinen Kopf in die Kajüte steckte, und uns einen guten Morgen wünschte."

Der Steuermann war bei den letzten Worten kreideweis geworden. „Rede nicht solchen Unsinn, John," sagte er heftig, „ich will nachsehen, was das bedeutet."

Er stand auf, näherte das Auge einem kleinen, in der Wand befindlichen Guckloch und wandte sich nach einigen Sekunden mit einem verächtlichen Lächeln um.

„Er betet."

„Wer?"

„Nun natürlich — der Heidenhund."

Die beiden Männer schwiegen, und wagten nicht, einander in die Augen zu sehen. Aus dem Nebenraume klang das dumpfe, eintönige Murmeln des Mohammedaners herüber; er betete zu Allah für die Seele seines dahingeschiedenen Herrn.

Endlich unterbrach Rast die eingetretene Stille. „Wann wird er — Goddam, ich hätte beinahe gesagt: begraben?"

„Mit Sonnenaufgang."

„Und wie?"

„Nach Seemannsart. Wir nähen die Leiche in ein Segeltuch, befestigen ein Gewicht an den Füßen, und dann — farewell!"

Der Amerikaner schüttelte sich leise. „Also aufrecht

Digitized by Google

auf dem Meeresgrunde. Ich habe da einen Gedanken, Brook, pfui Teufel, man soll ihn lieber nicht ausdenken. Ich kalkulir', wir thun etwas Vernünftigeres, und schlafen noch ein paar Stunden. Da — heb' den Plunder auf."

Er schob die Brieftasche, das Geld und den Zeitungsausschnitt seinem Gefährten hinüber, und verließ mit einem Kopfnicken die Kajüte, um sich in seine am Vorderkastell befindliche Kabine hinüber zu begeben.

Klaus Brook blieb allein zurück.

Er blickte mit einem bösen Lächeln dem Davonschreitenden nach, rückte dann den Zeitungsausschnitt unter das Licht der Lampe, und begann ihn noch einmal aufmerksam durchzulesen. Seine Lippen bewegten sich dabei mechanisch, und dann nahm er einen Bleistift aus der Tasche.

„Es wird gut sein, die Sache nochmals zu fixiren, es ist mit dem Gedächtniß ein wunderliches Ding. Also hier bei dem Worte ‚Mary' ein Kreuz, und dann unten am Rande — —"

Während er schrieb, sprach er mechanisch die Worte nach:

„Am 12. Oktober 18 . . der ‚Hai' von der ‚Möve', Kapitän Stuhr, in den Grund geschossen. Schauplatz: die felsige Bucht einer unbewohnten Insel des ostindischen Archipels. Genaue Bezeichnung: Schatten einer Felsspitze Mittags um zwölf Uhr. Länge und Breite findet sich aufgezeichnet: erstens in den wahrscheinlich untergegangenen Schiffsjournalen der ‚Möve' — zweitens: in dem noch vorhandenen gestickten Notizbuche des Kapitäns Stuhr. Letzteres liegt in einer alten Seemannskiste in der Hamburger Wohnung des Kapitäns Stuhr."

Der Schreibende richtete sich auf, und strich das feuchte Haar aus der Stirn.

„So, das genügt für alle Fälle. Man hat Beispiele, daß das Gedächtniß ein Loch bekommt, oder der Schädel. Und nun haben wir Alles hübsch beieinander."

Digitized by Google

Er faltete den Zeitungsausschnitt ganz klein zusammen, schob ihn in ein Fach der Brieftasche, welches mit einem besonderen unauffälligen Verschluß versehen war, steckte die Hundertmarkscheine in eine andere offene Abtheilung, und barg dann die Brieftasche an seiner Brust. Dann verschloß er sorgfältig die nach oben führende Thür der Kajüte, horchte noch einmal an der nebenan liegenden Kabine und streckte sich auf das Kanapee.

Seine Hand griff noch einmal nach der Brusttasche, tastete über sich an die Wand, wo ein geladener Revolver hing, und sank dann schwer zurück. Die Erschöpfung der letzten Stunden machte ihr Recht geltend, Klaus Brook verfiel in einen tiefen, traumlosen Schlaf.

Traumlos?

Wir wissen es nicht immer nach dem Erwachen zu beurtheilen, ob während unseres Schlafes das rastlos arbeitende Gehirn ein Phantasiegebilde geschaffen hat, oder ob vielleicht ein wirkliches Ereigniß über unser ahnungsloses Haupt hingegangen ist.

Unter dem Lichte der Sonne grübeln wir dann vergeblich darüber nach, ob das Eine oder das Andere der Fall gewesen ist, ob das Ereigniß ein Traum war, oder der Traum ein Ereigniß.

Es zerfließt Alles in Schatten.

Vielleicht würde Klaus Brook bei seinem Erwachen aus einem weniger tiefen Schlafe die Vorstellung von einem Traume besessen haben, in welchem eine Hand über ihn griff und nach seiner Brust tastete — er hatte sie aber nicht, und als nach Ablauf einiger Stunden die Bootsmannspfeife an Deck den Aufgang des Tagesgestirns begrüßte, da richtete sich der erste Steuermann und jetzige Führer des Schiffes mit der dem Seemann angeborenen Energie empor. Er rieb sich den Schlaf aus den Augen und stieg an Deck, um vor allen Dingen den Kurs des

Digitized by Google

Schiffes festzustellen, und alsdann die Erfüllung einer traurigen Pflicht vorzunehmen.

In dem engen Raume eines Schiffes und unter tropischer Sonne ist die schleunige Beseitigung einer Leiche unabweisliche Pflicht, und es darf nicht damit gezögert werden, bis die Nähe von Land Gelegenheit bietet, Staub dem Staube zurückzugeben.

Es ist ganz gewiß für die Hinterbliebenen ein schwerer Gedanke, daß die flüchtige ewig wechselnde Welle kein Markstein sein kann für den Platz, wo der Todte hinabgesenkt wird, und wo er hinabsinkt — aber die Mutter Erde ist auch in der Tiefe des Meeres, und ob die Würmer ihr Werk thun, oder die Fische — es ist wohl dasselbe. —

Daran dachte auch John Rast, als er in der Frühe des Morgens an der Wandung lehnte und die schweigenden Vorbereitungen der Matrosen betrachtete. Er zwang sich, daran zu denken, und dennoch schüttelte ihn ein innerer Frost.

In seinem bunten, wechselreichen Wanderleben, mitten unter den zahllosen Gefahren seines Berufs, hatte er tausendfache Gelegenheit gefunden, dem Tode in die nackten Augenhöhlen zu blicken und seinen mannigfachen Erscheinungsformen gegenüber gleichmäßige Ruhe zu bewahren — in dieser Morgenstunde schüttelte es ihn.

Vielleicht sah er im Geiste den mumienhaft verhüllten Leichnam, der jetzt von zwei Matrosen auf Deck gebracht und am unteren Ende mit einem Stück Ankerkette beschwert wurde, langsam in das durchsichtige Wasser hinabsinken; vielleicht sah er ihn, von der Schwere des Eisens gehalten, und von dem Wasser gehoben, auf dem Grunde des Meeres leise schwankend aufrecht stehen, wie einen stummen Wächter der geheimnißvollen Tiefe — und als der Steuermann zufällig an ihm vorüberstreifte, faßte er dessen Arm und

Digitized by Google

sagte heiser: „Warum zimmert ihr keinen Sarg, wie es auf der Marine Sitte ist —?"

Klaus Brook machte sich finster los. „Wir haben keine Zeit zu verlieren, und — die Haifische wollen auch leben —"

Es lag eine unendliche Rohheit in dem Tonfall der letzten Worte, und der Seemann mochte das selbst fühlen, denn er verschluckte sie halb, und trat in die Mitte der Matrosen, die einen Kreis gebildet hatten und jetzt ihre Häupter entblößten. Nicht vor dem Lebenden, sondern dem Todten, oder vielleicht in unbewußter Ehrfurcht vor dem Tode, der zwischen ihnen stand wie ein Schatten.

Das Schiff war beigelegt und wiegte sich vor der leichten Brise auf den immer noch hochgehenden Wellen; Klaus Brook nahm aus den Händen des Bootsmanns die Bibel und las mit eintöniger Stimme ein für solche Fälle auf das Vorderblatt geschriebenes Gebet — er stockte häufig, und ließ seine Augen zerstreut über das Meer schweifen — dann hoben die Matrosen den Leichnam ihres Kapitäns über die Brüstung und senkten ihn an einem Strick bis auf die Oberfläche des Wassers.

„Los!"

Das Tau glitt fort, und ein dumpfes Gurgeln klang von unten herauf; fast in demselben Augenblick tönte ein zweiter Schlag auf das Wasser, und ein Dutzend Stimmen riefen gleichzeitig: „Mann über Bord!"

Der Malaye Dajak war seinem Herrn in das nasse Grab gefolgt.

Es entstand für einen Moment jene Verwirrung, die einem derartigen Ereigniß auf See zu folgen pflegt, die Leute rannten hin und her, griffen nach herumliegenden Tauenden, schleppten eine Boje herbei, und hingen sich in die Flaschenzüge der Jolle.

Klaus Brook stand am Achterdeck neben John Rast und blickte unverwandt auf das Meer, ob irgendwo der dunkle

Digitized by Google

Kopf des Indiers auftauchen würde, doch er sah nichts, als in der Ferne den Rauch eines eben am Horizont auftauchenden Dampfers; dabei faßte er unwillkürlich mit der Rechten in die Brusttasche, biß sich auf die Lippen, und sagte leise zu seinem Gefährten: „Dachte ich mir's doch — der abergläubische Schurke hat die Brieftasche seines Herrn gestohlen, und mit sich in die Tiefe genommen. Möge er verdammt sein!"

Dann wandte er sich um, sprang auf die Kommandobrücke und rief laut: „Den haben die Haifische gefressen! Alle Hand an Deck! Geit Vortoppsegel! Braßt voll! Ruder in Lee!"

Zweites Kapitel.

Am Valentinkamp in Hamburg, ganz in der Nähe des Gänsemarkts, stand das Wohnhaus des Schiffsrhebers Peter Leu.

Es war ein ehrwürdiger und solider Patrizierbau, dessen Besitz seit mehr als hundert Jahren in der Familie vererbt wurde, der den großen Brand von 1842 überdauert hatte, und in das moderne Leben der Neuzeit zopfig hineinragte.

Er stand in einem vornehmen, dem Reichthum seines Eigenthümers angemessenen Viertel, aber weder Leu senior noch Leu junior waren gleichmäßig mit der Lage zufrieden, freilich Jeder von ihnen aus sehr verschiedenen Gründen.

Der „junge Herr" wünschte nichts sehnlicher, als eine Villa in Uhlenhorst, oder mindestens in Hohenfelde, während Peter Leu diese Gelüste als „dumm Snack" bezeichnete, und seinen Wohnsitz am liebsten an den Niederhafen verlegt hätte, wo die Fäden seines weitverzweigten Geschäfts zusammenliefen.

In Ermangelung dessen hatte er wenigstens ein Komp-

Digitized by Google

toir neben dem Fährhaus eingerichtet, und hier, wo das Getriebe der Seestadt keinen Augenblick ruhte, wo der Geruch von Theer und brackigem Elbwasser die Luft durchschwängerte, brachte er den größten Theil seiner Zeit zu, fühlte er sich wohl und recht eigentlich zu Hause.

Es war ihm ein nicht geringer Schmerz, daß sein einziger Sohn Franz diese Neigungen nicht in demselben Maße theilte.

Allerdings war der junge Mann zu sehr Hamburger, um nicht wenigstens einen Theil des Handelsgeistes seiner Vaterstadt geerbt zu haben, aber häufiger als nebenbei trieb er allerlei schöne Künste, war dem Theater leidenschaftlich ergeben, und besaß mehr Phantasie, als einem normalen Kinde der freien und Hansestadt von Rechtswegen zukommt.

Uebrigens stand er noch im Beginn der zwanziger Jahre, und es war Besserung zu erhoffen.

— — — — — — — — — — — —

Peter Leu saß in seinem Komptoir am Niederhafen. Der kleine, starke und kurzhalsige Mann schien bedeutend unter der Hitze des vorgerückten Julimorgens zu leiden, denn er hatte den Rock ausgezogen, die Kravatte abgeknöpft, und sein rothes Gesicht, von dessen Seiten ein langfaseriger grauer Backenbart zottelig herabhing, war fast blau angelaufen.

„Di halt noch de Düwel vör de Tid,“ *) pflegten die Bekannten im vertrauten Kreise zu sagen, wenn es anfing, gemüthlich zu werden, und nach alter Sitte die plattdeutsche Sprache zum Durchbruch kam; aber der halb ernst, halb scherzhaft Gewarnte pflegte gegenüber diesen zarten Andeutungen zu entgegnen: „Ick bün em to swor, Kinners!“ **)

*) Dich holt noch der Teufel vor der Zeit!

**) Ich bin ihm zu schwer, Kinder!

Digitized by Google

„Schwer" war er freilich in mehr als einem Sinne, das bezeugte der geöffnete Arnheim neben seinem Arbeitspult, und es war nicht seine Schuld, daß er gerne davon redete — das lag in der Hamburger Luft. —

In dem nach hinten gelegenen Allerheiligsten surrten die Fliegen; in dem großen Vorderraum kritzelten ein halb Dutzend Federn, und draußen am Hafenthor rollten unablässig die Lastwagen.

Peter Leu öffnete die eingegangene Korrespondenz, Briefe und Telegramme, schrieb mit einem Bleistift die Disposition an den Rand, und reichte das Erledigte einem hinter ihm stehenden Lehrling über die Schulter zu.

Dabei brummte er beständig vor sich hin, was übrigens eine leidlich gute Laune verrieth.

Plötzlich verstummten die melodischen Töne, und die Fliegen surrten um so emsiger — zwischen den Papieren kam ein überseeisches Kabeltelegramm zum Vorschein, und die Hand des Rhebers hatte es etwas hastiger aufgerissen.

Peter Leu hatte sich unwillkürlich an den Hals gefaßt und den Kragen gelockert; die Blaustiftschrift da vor ihm mußte etwas enthalten, was ihn unangenehm an allerlei Dinge mahnte.

„Herr Jansen soll hereinkommen," sagte er mit unsicherer Stimme zu dem Lehrling, und als eine Minute später der erste Prokurist neben dem Pult seines Chefs stand, reichte dieser die Depesche hinüber.

„Aus Bombay — was sagen Sie dazu?"

Der Gefragte steckte seine Feder hinter das Ohr, und las halblaut:

„Kapitän Stuhr todt. Habe Führung des ‚Neptun' übernommen. Brook."

Es war eigentlich nicht viel gegenüber dieser nackten Thatsache zu sagen, und Jansen begnügte sich auch im ersten Moment damit, die wasserblauen Augen aufzureißen.

Digitized by Google

Dann aber erkannte er, was die Sachlage von ihm forderte, und er entgegnete mit sanft verschleierter Stimme: „Friede seiner Asche.“

„Bleiben Sie mir gefälligst mit der Asche vom Leibe,“ bemerkte Leu unwirsch, „man wird ihn doch nicht verbrannt haben wie einen Heiden! Uebrigens wollte ich von Ihnen wissen, was Sie dazu meinen, daß Brook nun die Führung des ‚Neptun‘ hat?“

„Er war doch nach den Gesetzen der Nächste dazu, Herr Leu.“

„Sehr richtig bemerkt; aber wir werden ihn zum Kapitän des ‚Neptun‘ machen müssen.“

„Brook ist ein tüchtiger Seemann.“

Peter Leu stieg von seinem Schreibsessel herunter, steckte beide Hände in die Taschen und durchmaß nachdenklich das Komptoir.

„Jawohl — gewiß — ein tüchtiger Seemann —“

Der Rheder schien noch etwas auf der Zunge zu haben, aber er verschluckte es und sagte: „Rufen Sie doch, bitte, durch's Telephon meinen Sohn an — er möchte sich sofort hierher begeben. Weiter nichts, hören Sie?“

Peter Leu war wieder allein in seinem Komptoir und setzte das unterbrochene Geschäft der Korrespondenzerledigung fort. Aber er that es nicht mehr brummend, sondern mit einer gewissen mechanischen Hast. Seine Gedanken waren nicht bei der Sache. Der Tod hatte durch den Blitz des elektrischen Drahtes seinen harten Finger auf das Pult des Kaufmanns gelegt, auf dieselbe Stelle, wo vor wenigen Monaten Kapitän Stuhr seine Deklaration entgegengenommen hatte — gewiß, das greift ja unter Umständen auch in's Gemüth — aber mit dieser unabänderlichen Thatsache war Peter Leu bereits fertig geworden. Er dachte an Anderes.

Und vorne in der Schreibstube steckte das Personal die

Digitized by Google

Köpfe zusammen; Jansen hatte den Befehl seines Chefs ausgeführt und dann leise den Inhalt der Depesche mitgetheilt, und man wunderte sich darüber, daß der Kaufmann in dieser rein geschäftlichen Angelegenheit mit dem „jungen Herrn" berathen wolle.

Nur Einer nickte geheimnißvoll mit dem Kopfe und sagte halblaut: „Ich kann's mir ungefähr denken; gebt Acht, das wird da drinnen einen Krieg geben."

Dann fuhren die Köpfe herum; die nach der Straße führende Thür war geöffnet worden, der draußen herrschende Lärm warf eine Schallwelle herein, und mit dieser trat ein alter Mann über die Schwelle.

Vielleicht war er noch gar nicht so alt, aber auf seinem hageren, bartlosen Gesicht stand ein langes Konto schlimmer Erfahrungen und vielleicht noch schlimmerer Gedanken verzeichnet; seine dürre, schäbig gekleidete Gestalt war nach vorne gebeugt, als ob sie über irgend etwas herfallen wollte, was die gekrümmten Finger dann sicherlich nicht mehr losgelassen hätten. Er nahm seine verschlissene Seidenkappe vom Kopfe, trocknete sich mit einem rothbaumwollenen Taschentuch die kahle Stirn und sagte: „Guten Morgen, Herr Jansen, guten Morgen, meine Herren. Eine grausame Hitze; Sie haben es gut, in der kühlen Stube zu sitzen und mit Tausenden zu rechnen, während Andere den Schilling auf der Straße suchen müssen."

„Guten Morgen, Herr Jürgens," entgegnete der Prokurist lächelnd, „es ist freundlich von Ihnen, daß Sie das so neidlos sagen. Sind Sie extra deswegen hergekommen?"

Der Alte zwinkerte mit den Augen und nahm eine Prise. „Man kann doch nicht mit dem Geschäft in das Haus fallen, Herr Jansen. Ich wollte eigentlich fragen, ob kein Schiff angekommen ist im Hafen, ich meine, ein großes Schiff über See, wo es sich lohnt, von der Mann-

Digitized by Google

schaft die alten Kleider und was sie aus den fremden Ländern mitgebracht haben, zu kaufen."

Er reichte seine Dose hinüber und Jansen entgegnete spöttisch: „Nein, Herr Jürgens, es ist kein Schiff aus den fremden Ländern gekommen, und auch sonst nichts, was Ihnen Freude macht. Haben Sie denn noch immer den alten Trödel am Herrengraben?"

Jürgens zog die spitzen Schultern hoch. „Was will man machen bei den schlechten Zeiten, Herr Jansen? Ist es doch schwer, sich ehrlich durch die Welt zu schlagen, und wenn es auch kein feines Geschäft ist, zu kaufen die Haderlumpen von den Matrosen —"

Er wurde unterbrochen, denn der Rheder steckte in diesem Augenblick seinen Kopf durch die Thür und sagte: „Ich hörte Ihre Stimme, Jürgens, und ich möchte ein Wort mit Ihnen sprechen — kommen Sie herein."

Jürgens vergaß sofort den Schluß seiner Rede und folgte rasch der Aufforderung.

Peter Leu verschloß sorgfältig hinter ihm die Thür, schob mit der Fußspitze einen Stuhl hin, setzte sich vor sein Schreibpult und sagte trocken: „Sie halten mit Ihrem Geschwätz meine jungen Leute von der Arbeit ab; das ist eine schlechte Gewohnheit von Ihnen, Jürgens, ich meine, eine von Ihren schlechten Gewohnheiten. Es glaubt Ihnen ja doch kein Mensch den Unsinn."

Der Alte verrieth nicht die mindeste Empfindlichkeit über diese grobe Zurechtweisung. Er legte nur mit einem Ruck sein pfiffiges Gesicht in andere Falten und entgegnete achselzuckend: „Was gut für die Grünschnäbel ist, Herr Leu, das ist natürlich dummes Zeug für den Geschäftsmann. Wollen Sie mit mir ein Geschäft machen, dann werde ich mit Ihnen vom Geschäft reden. Haben Sie einen Wechsel mit langer Sicht zu diskontiren oder eine Forderung mit zehn Prozent zu verkaufen? Ich gebe Ihnen

Digitized by Google

auch fünfzehn und zwanzig Prozent, wenn sie nicht gerade oberfaul ist."

Der Schiffsrheder spuckte aus. „Sie wissen, Jürgens, daß ich mit Ihnen keine Geschäfte mache. Ich bin Mitglied der Bürgerschaft, und es kann mir nicht einerlei sein, wenn mein Name mit dem Ihrigen zugleich vor Gericht genannt wird. Daß Sie Wuchergeschäfte treiben, weiß jedes Kind in Hamburg, und jeder Hamburger lacht, wenn Sie gelegentlich dabei hereinfallen. Ich bin auch ein guter Hamburger, aber ich will 'mal ausnahmsweise nicht lachen. Verstehen Sie mich?"

„Nun," entgegnete der Händler, „was wollen Sie denn von mir?"

„Sie haben eine Forderung von dreitausend Mark an den Kapitän Stuhr," sagte der Kaufmann nach einer kleinen Pause, ohne von seinen Papieren aufzublicken.

Jürgens rückte unruhig hin und her. „Wenn Sie es wissen, Herr Leu, warum soll ich Nein sagen?"

„Ich weiß es. Stuhr hat bei seiner letzten Heuer davon geredet, als er mir seine Verlegenheit klagte. Sie haben keine Sicherheit in Händen, das Risiko wird lediglich durch die Zinsen aufgewogen, deren Höhe ich nicht aussprechen mag."

„Risiko muß bezahlt werden," entgegnete Jürgens ruhig. „Es ist bei der Assekurenz ebenso, und überall, und es darf Keiner von Wucher dabei reden. Uebrigens" — fuhr er, ein unruhiges Gefühl gewaltsam niederkämpfend, fort: „warum erwähnen Sie die Sicherheit, Herr Leu? Ist nicht ein Schuldschein Sicherheit genug, wenn dahinter ein guter Name, eine gute Heuer, und ein Antheil am Gewinn stehen?"

„Sie vergessen," sagte der Kaufmann, „daß die Heuer nach Artikel 519 des Handelsgesetzbuchs in Bausch und Bogen für die ganze Reise bedungen ist. Und Sie kennen doch den Artikel 524, Jürgens?"

Digitized by Google

Der Wucherer sprang auf und blickte wild um sich. „Freilich kenne ich das Handelsgesetzbuch, Herr Leu, und auch den Artikel 524! Es ist kein schöner Artikel, Herr Leu, denn er handelt vom Sterben, bevor man seiner Verpflichtungen ledig geworden ist! Sie wollen doch nicht sagen —"

„Sie haben Recht," unterbrach der Kaufmann den Erregten mit einem bedeutsamen Blick, „es ist gut, wenn wir unserer Pflichten ledig sind, bevor das Letzte kommt. Es werden sonst Abzüge gemacht, und es werden die Vorschüsse abgerechnet, und es kann vorkommen, daß das Haben das Soll übersteigt. Da oben, Jürgens, und hier unten. Das ist nur ein Gleichniß, und als Kaufmann spreche ich jetzt von dem, was hier unten ist."

Der Alte war vollständig in sich zusammengesunken.

Es mag unentschieden bleiben, ob seine Gedanken in diesem Augenblick oben waren oder unten, ob sie mit Thaten rechneten oder mit Zahlen, oder ob sie vielleicht haltlos zwischen Himmel und Erde schwebten.

Endlich richtete er sich auf, und frug leise: „Ist er todt, Herr Leu?"

„Todt!" entgegnete der Kaufmann. „Hier liegt die Kabelnachricht, und sie hat mir das Frühstück verdorben."

„Mir wird sie das Mittags- und Abendbrod vergällen und den Schlaf rauben! Dreitausend Mark! Wissen Sie, Herr Leu, was dreitausend Mark sind? Eine Lumperei, werden Sie sagen, eine Bagatelle, welche Sie auf eine Wohlthätigkeitsliste zeichnen, wenn obenan ein Senator mit zehntausend steht. Aber wenn man sie aus alten Lumpen zusammenbringen und aus faulen Schuldscheinen zusammenklagen muß, dann ist es Geld — viel Geld. Und ich werde mein Geld verlieren, denn ich sehe es an Ihren Augen, daß Sie dem Stuhr einen Vorschuß gegeben haben, und daß Sie sein Gläubiger sind, anstatt sein Schuldner."

Digitized by Google

Peter Leu warf mit einem Fußtritt die Thür seines Geldschranks in's Schloß, und nickte dem Alten zu.

„Ich habe noch nicht nachgerechnet, Jürgens, aber es könnte wohl stimmen. Na, ich werde meine etwaigen Rechte wohl nicht geltend machen, ob indessen die übrigen Gläubiger eine gleiche Nachsicht ausüben —"

Jürgens fuhr mit dem Kopfe herum. Er hatte aufgehört zu lamentiren, denn es brachte ihm keinen Nutzen ein, und sein Gesicht hatte den Ausdruck eines Fuchses angenommen, der von Jägern umstellt ist.

„Glauben Sie, Herr Leu, daß es ein Konkurs werden wird?" fragte er ruhig.

„Nein," sagte der Kaufmann, „dazu wird die Masse zu gering sein. Vielleicht einige tausend Mark —"

„Haben Sie die Depesche einem Dritten gezeigt?"

„Meinem Prokuristen, sonst Keinem. Indessen, wenn Sie wünschen —"

„Es ist gut, Herr Leu, Sie werden nicht meinen Nachtheil wollen, denn Sie hätten mich sonst nicht in Ihr Komptoir gerufen. Ich will auf's Gericht gehen und Arrest auf die Hinterlassenschaft des Kapitäns legen lassen, wenn Sie mir die Depesche zur Glaubhaftmachung des Arrestgrundes geben wollen. Und ich werde sofort gehen —"

Peter Leu lächelte unmerklich, und reichte ihm das Papier hin.

„Sie werden eine Droschke nehmen müssen, Jürgens, denn die Bureaustunden auf dem Amtsgericht gehen für diesen Vormittag zu Ende."

„Ich werde eine zweispännige Droschke nehmen. Es ist nicht gut, daß die Gerichte eine Pause machen, sie sollten Tag und Nacht offen sein, wie die Apotheken, denn es handelt sich um Geld!"

Der Rheder blickte dem Davoneilenden sinnend nach. Es war ein seltsames, unstätes Licht, das aus seinen grauen

Digitized by Google

Augen flimmerte, und dann nahm er die Feder, um eine kranke Fliege aufzuspießen, die schwerfällig über sein Pult kroch.

„Ich erweise Dir eine Wohlthat, armes Vieh," sagte er leise. „Wir scheinen oft grausam, ohne es zu sein, aber lieber wäre es mir doch gewesen, wenn die Sache sich auf eine andere Weise hätte regeln lassen."

Er setzte sich an sein Pult und begann mit derselben Feder zu schreiben. Es wollte nicht recht gehen, aber vielleicht belästigte ihn auch die drückende Hitze und das dumpfe Brausen des Straßenlärms, in dessen tausendfachen Lauten die stillen Gedanken untergehen, und die Seufzer der Einzelnen ersticken. Es ist Einer gestorben — weiter! —

„Guten Morgen, Papa!" sagte eine etwas verschlafene Stimme an der Thür des Komptoirs, „wo brennt's denn, daß Du mich herbeitelephonirt hast?"

Der etwa fünfundzwanzigjährige junge Herr, der mit den Händen in den weiten Beinkleidern und der Cigarre im Munde auf der Schwelle stand, verrieth dem Kundigen sofort, daß er der höheren Hamburger Kaufmannswelt angehöre.

Der kleine dunkle, von den Ohren bis zur Mitte der Wangen verlaufende Backenbart, der ebenso zierliche abwärts gestrichene Schnurrbart, und das volle blasse Gesicht waren unverkennbare, tausendfach wiederkehrende Typen, ebenso wie die zur Beleibtheit neigende Gestalt und der glänzende Seidenhut. Er nahm den letzteren erst im Zimmer ab und setzte sich rittlings auf einen Stuhl, von dem er einige Papiere achtlos herunterwarf.

Peter Leu schrieb noch eine Zeile zu Ende, legte zögernd seine Feder hin und sagte: „Guten Morgen, Franz, oder eigentlich — guten Tag. Ich habe Dich wohl aus den Federn aufgescheucht?"

„So halb und halb. Wir waren gestern Abend nach

Digitized by Google

dem Theater noch in Wilkens' Keller — der Sekt ist dort ganz vorzüglich!"

„Glaub's, Franz; ich trinke keinen. Aber das soll kein Vorwurf sein, mein Junge; Jugend muß austoben. Du sagtest ‚wir'; hattest Du denn Begleitung?"

„Einige Freunde — warum?"

„So — hm. Oder eine Freundin? Vielleicht die kleine Elsa Stuhr?"

In dem Benehmen des jungen Mannes ging bei diesen scheinbar gleichgiltig hingeworfenen Worten eine merkwürdige Veränderung vor sich. Er richtete sich aus seiner nachlässigen Haltung auf und sagte ernst: „Du weißt recht gut, Papa, daß Elsa Stuhr ein anständiges Mädchen ist, ein sehr anständiges Mädchen, das sich nicht dazu hergeben wird, mit Herren in's Theater und in die Weinstuben zu gehen. Und wenn das Dir bekannt ist, dann solltest Du Dich nicht stellen, als ob das Gegentheil der Fall wäre, am wenigsten mir gegenüber."

Der Kaufmann nickte ein paarmal langsam mit dem Kopfe. „Allerdings weiß ich das, mein Junge. Und Gott soll mich davor bewahren, daß ich irgend einem Mädchen in Hamburg eine andere Gesinnung an den Hals wünschen möchte. Eben deswegen ist die Elsa für eine Liebelei zu gut; was soll dann aber daraus werden?"

„Eine Heirath."

Der Alte fuhr nicht auf, sondern pfiff nur leise zwischen den Zähnen. „Mündig bist Du ja wohl, was? Und das Heirathen an sich kostet kein Geld. Also nur zu! Und wie denkst Du Dir die Sache nachher?"

„Vater," sagte Franz Leu, „Du mußt mich nicht für ein Kind halten. Ich weiß recht gut, daß die Elsa kein Vermögen besitzt, und daß ich vorderhand von Dir abhängig bin. Auch kann ich als Hamburger am besten taxiren, daß man nicht von Liebe allein zu leben vermag,

Digitized by Google

aber ich habe schon längst einen Plan. Kapitän Stuhr ist ein tüchtiger Mann, der tüchtigste von Deinen Kapitänen, und es liegt in Deinem Interesse, ihn dauernd endlich an Dich zu fesseln. Ihr könntet euch ja associiren, so oder so. Dann hat die Sache einen Schick, und kein Mensch wird etwas darin finden, daß ich der Schwiegersohn Deines Kompagnons werde — das ist ja sogar Sitte bei uns."

„Jawohl, mein Junge. Sehe ich denn schon aus wie eine Leiche?"

„Aber, Vater! Du sollst ja das Geschäft nicht abgeben —"

„Denke auch nicht daran, aber ich meine, wer sich mit einem todten Mann associiren will, muß schon ein paar Fuß unter die Erde hinabsteigen oder meinetwegen auch ein paar hundert Faden unter das Meer. Habe noch keine Lust dazu, mein Junge — gar keine Lust."

Der junge Mann warf seine erloschene Cigarre in die Ecke und stand auf.

Es lag nicht gerade eine übermäßige Hast und Unruhe in seinen Bewegungen, aber er war doch um ein Weniges blässer geworden, und seine Stimme klang etwas unsicher, als er entgegnete: „Wenn das mit dem todten Manne ein Spaß von Dir sein sollte, Papa, dann war er nicht gerade hübsch. Kapitän Stuhr geht mich schließlich nicht allzuviel an, aber es kann mir doch wahrhaftig nicht einerlei sein, ob Elsa einen Vater besitzt, oder nicht. Also ich bitte Dich —"

„Sie wird wohl Trauer anlegen müssen," erwiederte der Kaufmann ruhig. „Ja, mein lieber Franz, das ist nun 'mal nicht anders, sterben müssen wir Alle einmal, und als ich heute früh die Todesnachricht aus Bombay erhielt, da mußte ich unwillkürlich daran denken, daß jeder Mann es als ein Glück betrachten kann, wenn er mitten in seiner Arbeit aus dem

Digitized by Google

Leben gerufen wird. Mitten heraus aus Sorgen und Wucherhänden, wollte ich eigentlich sagen. Es wird erst so Manches aufgedeckt, wenn zwei Augen sich zuthun, das habe ich wieder 'mal recht deutlich gesehen. Du kennst doch den alten Jürgens?"

Franz Leu nickte stumm mit dem Kopf. Er war durch die unvermuthete Nachricht noch zu sehr verwirrt, um seine Gedanken ordentlich sammeln zu können; er setzte sich wieder auf seinen Stuhl zurück, und ließ den Vater reden.

„Du weißt," fuhr dieser, auf seine Papiere niederblickend, fort, „daß Jürgens kein Mann ist, dessen Namen man mit Ehren in guter Gesellschaft nennen darf, daß am wenigsten irgend Jemand den Wunsch hegen kann, mit ihm in geschäftlichen Beziehungen zu stehen. Leider scheint Kapitän Stuhr in dieser Hinsicht weniger Bedenken getragen zu haben, als man seinem sonst geachteten Namen hätte zutrauen mögen, und es ist eine gerechte Strafe des Him — — ich wollte sagen, es ist nicht zu verwundern, daß er bei diesem Verhältniß den Kürzeren zog. Ich vermag die Sachlage noch nicht ganz zu überblicken, fühle auch gar kein Bedürfniß dazu, allein so viel steht fest, daß in diesem Augenblick" — Peter Leu sah auf seine goldene Uhr — „der gesammte Nachlaß des Kapitäns sich bereits in den Händen dieses Herrn befindet, und daß die Gerichte vielleicht Veranlassung nehmen werden, sich mit der ganzen Angelegenheit genauer zu befassen, als den Angehörigen des Verstorbenen lieb und angenehm sein dürfte."

Der Kaufmann machte eine Pause und schob seine Papiere langsam zusammen. Er hob den Blick nicht von ihnen auf, und sah seinem Sohne nicht in das Gesicht, aber er empfand eigentlich ein unbehagliches Gefühl darüber, daß er es nicht zu thun vermochte.

Warum eigentlich nicht? Peter Leu, der ehrenhafte

Digitized by Google

Kaufmann, hatte mit dem, was er sagte, doch keine Unwahrheit geredet. Ein Schuldschein ist immerhin eine Geschäftsverbindung, wenn man dafür im gewöhnlichen Leben auch nicht gerade diese Bezeichnung zu wählen pflegt, und wenn dieser Schuldschein eingeklagt wird, dann müssen sich die Gerichte „mit der Sache befassen", wenn wir auch gewöhnt sind, unter diesem Ausdruck eine Thätigkeit der Strafrechtspflege zu verstehen. Wer möchte endlich daran zweifeln, daß eine Civilklage den Betroffenen nicht lieb und angenehm zu sein pflegt?

Nein, Peter Leu schlug die Augen nicht vor einer Unwahrheit zu Boden, er dachte nur ganz flüchtig darüber nach, daß das Dunkle und Zweideutige seiner Ausdrucksweise vielleicht — ja natürlich, nur möglicherweise — zu einem Irrthum Veranlassung zu geben und auf den Namen eines Todten Schatten zu werfen im Stande sei.

Lieber Gott, wir sind ja nicht Alle Juristen, und besitzen nicht insgesammt die Fähigkeit, unsere Worte klar und unzweideutig zu wählen.

Franz Leu hegte diese Empfindungen nicht.

Er war zu sehr daran gewöhnt, in dem Leben der Großstadt tagtäglich Schatten auftauchen zu sehen, wo man helles Licht vermuthet, und er kannte zu gut die eng verschlungenen, oft kleinlichen Verhältnisse seiner Vaterstadt, um nicht das ganze Gewicht der erhaltenen Mittheilungen auf seiner Seele zu spüren.

„Was soll werden?" sagte er leise.

In diesem Augenblick setzte Peter Leu mit seinem väterlichen Wohlwollen ein. Er legte seine breite, biedere Hand auf die Schulter des jungen Mannes und sagte theilnehmend: „Sieh, mein Junge, es thut mir ja selbst leid um Dich. Die Elsa ist ein ganz nettes Mädchen, und es ist ja auch weiter nichts gegen sie zu sagen. Unter anderen Verhältnissen wäre ich vielleicht — na, es nützt

Digitized by Google

ja nichts, Luftschlösser zu bauen, wir Hamburger haben uns daran gewöhnt, auf einem soliden Untergrund zu fußen. — Es ist ja nicht blos von wegen der Reputation im Allgemeinen, mein Junge, obgleich die für uns Kaufleute eine Hauptsache bleibt, aber wozu habe ich Geld für Dich zusammengeschlagen und Dich auf dem Johanneum all' das unnütze Krimskrams lernen lassen, wenn Franz Leu junior nicht mal 'was Höheres erlangen sollte? Mitglied der Bürgerschaft bin ich ja, dazu hat es just gelangt, aber mein Sohn soll 'mal in den Senat, und wir wissen allesammt, daß dazu nicht allein Mammon und Grips, sondern auch eine feine Familienverbindung erforderlich ist. — Es kommt also nur darauf an, wie Du Dich am anständigsten aus der Geschichte ziehst, denn ich kann mir ungefähr denken, daß Du dem Mädel allerlei Flausen in den hübschen Kopf gesetzt hast, was ich Dir denn auch weiter nicht verübeln will. — Für den Nothfall bin ich gern erbötig —"

Peter Leu schwieg plötzlich, als wenn er im Begriff gewesen wäre, sich zu verschnappen.

Seine Augen hatten unwillkürlich verstohlen den Geldschrank gestreift, diesen ersten und letzten Helfer in allen Erdennöthen, und er erwog blitzschnell, wie hoch ungefähr ein Mädchenherz und eine Mädchenneigung im Tageskurs stehen möchte, aber dann fielen ihm die sonderbaren, aus der Leu'schen Art geschlagenen Augen seines Sohnes ein, und daß dieser wohl nicht geneigt sein dürfte, den Konflikt auf eine so prosaische Art zu beendigen.

Thränen, die auf der Wange trocknen, Seufzer, die der Lufthauch verweht, Schwüre, die morgen vergessen sind — es waren ja entschieden poetischere Trostmittel, und wenn sie nur zum Ziele, das heißt in diesem Falle zu einer honetten Auseinandersetzung führten, dann hatten sie entschieden den Vorzug der Billigkeit.

Digitized by Google

„Na ja," schloß Peter Leu daher, „das ist Deine Sache. Du wirst dem armen Mädchen nicht hart begegnen, denn sie kann ja schließlich nichts dafür; aber nur nicht hinzerren, Franz, nur nicht hinzerren! — Willst Du eine von meinen Upmanns?" — —

Franz Leu war gegangen, ohne die angebotene Friedenscigarre anzunehmen, aber der kluge Kaufmann hatte doch wohl gesehen, daß sie nicht aus einem zornigen und trotzigen, sondern höchstens aus einem traurigen Herzen zurückgewiesen war.

Nun war er wieder allein, zündete sich selbst den verschmähten Tröster an, und ging langsam in seinem Komptoir auf und ab.

„Man muß der Jugend helfen," sagte er leise, „aber die Jugend braucht Zeit, um es zu begreifen. — Verwünschtes Kraut!"

Sein Gesicht war sehr roth, und was er da hinter sich in dem angelaufenen Glase sah — nein, was er nur zu sehen glaubte — das glich einem bleichen, abgehärmten Schatten. War es der Geist eines Todten, oder war es nur das Gespenst der Sorge, der Reue, vielleicht des eigenen Endes?

Nein!

Peter Leu lachte heiser und wandte sich ab. Wenn die Todten nicht aufstehen, um sich zwischen uns und das volle Leben zu stellen, dann mögen die übrigen Gestalten, in welche unser Gewissen sich zu kleiden liebt, als Ammenmärchen in die Rumpelkammer wandern — es lohnt sich nicht der Mühe, darüber nachzugrübeln, ob eine unlautere That uns das Blut in die Netzhaut des Auges treibt, oder ob es die fünfundzwanzig Grad im Schatten sind, die auch einen weniger gefährdeten Mann an Schlagfluß und dergleichen Unsinn denken lassen.

Aber der Kaufmann dachte doch daran.

Digitized by Google

Er ließ sich durch den Laufjungen eine Flasche Selterswasser aus dem benachbarten Laden holen, und gab ihm ein Fünfzigpfennigstück mit der Weisung, den Rest für sich zu behalten.

Die Wohlthaten der Menschen haben oft einen sonderbaren Grund.

— — — — — — — — — — — — —

Wir rühmen nicht umsonst der Civilprozeßordnung des deutschen Reiches nach, daß sie Demjenigen, der ihre verschlungenen Pfade kennt, hinreichende Gelegenheit gewährt, sein wahres oder vermeintliches Recht mit einer fast unheimlichen Schnelligkeit zu erlangen, zum Mindesten aber die Sicherung desselben. Freilich eben nur Demjenigen, der das Labyrinth der Bestimmungen schon durchwanderte.

Herr Jürgens bedurfte nicht mehr eines Ariadnefadens, er besaß ein abgegriffenes Exemplar dieses unschätzbaren Gesetzes, und die beigeschriebenen Anmerkungen gaben einen Kommentar ab, dessen Kenntniß manchem „Geschäftsmann" als ein werthvolles Gut erschienen wäre.

Den obersten Grundsatz seiner Geschäftspraxis hatte Jürgens freilich nicht aus irgend einem Buche geschöpft, sondern er hatte ihn als Erbe überkommen, und vielleicht tagtäglich an den hundert Spinnen seiner verstaubten Junggesellenwohnung in der Kleinen Bäckerstraße studirt.

Er hieß „blitzartige Schnelligkeit im Handeln."

Der Händler hatte kaum das Komptoir des Schiffsrheders verlassen, als er sich auch schon dem Droschkenstande neben dem Seemannshause zuwandte.

Er hätte freilich mit der Pferdebahn in schnurgerader Linie bis an das Holstenthor, und von dort mit wenigen Schritten bis in den Justizpalast gelangen können, aber zum Glück entsann er sich noch zur rechten Zeit, daß er zur „Glaubhaftmachung" seiner Forderung des Schuld-

Digitized by Google

scheines bedürfe, und dieser lag wohlverwahrt in der Kleinen Bäckerstraße.

So rannte er mit einem halb sehnsüchtigen, halb verächtlichen Blick an den einspännigen Droschken zweiter Klasse vorüber, wandte sich an einen behäbigen Kutscher „erster Güte" und sagte athemlos: „Wenn Sie mich in einer halben Stunde nach der Kleinen Bäckerstraße und von dort zum Justizpalast fahren, dann gebe ich Ihnen die doppelte Taxe!"

Der Kutscher nickte, und im nächsten Augenblick rollte der Wagen rasselnd davon; Jürgens saß zusammengekrümmt darin, und rechnete unterwegs an den Fingern.

„Dreitausend Mark und die Zinsen! Und was wird Stuhr hinterlassen haben? Er hat eine Tochter, die ich nach dem Gesetz nicht pfänden kann. Aber sie wird weinen und Lärm schlagen!"

Freilich, sie wird weinen, und man sagt, daß die Thränen der Kindesliebe köstlichen Perlen gleichen, aber, armer Mann, diese Perlen haben für Dich keinen Werth, denn Du kannst sie nicht verkaufen.

In der Kleinen Bäckerstraße mußte der Droschkenkutscher warten, bis Jürgens den Schuldschein geholt hatte. Dann ging es ohne Verzug weiter nach dem Justizpalast.

Das Publikum drängte und stieß sich auf den breiten Gängen; in einem ohrenbetäubenden Durcheinander wurden die verschiedensten Sachen aufgerufen. Richter und Anwälte eilten mit fliegenden Talaren durch die Menge. Der Alte blickte nicht rechts und links, er kannte sich aus in diesen Räumen und steuerte direkt auf das Zimmer desjenigen Richters los, der die Arrestsachen ausfertigte.

Er nahm sich auch nicht die Zeit, durch einen Boten seine Anmeldung bewirken zu lassen, sondern riß die Thür des Bureaus auf, stürmte an den Richtertisch, und sagte, unterwegs seine Brieftasche hervorzerrend: „Herr Richter,

Digitized by Google

ich komme, Arrest auf das Vermögen des Kapitäns Fritz Stuhr allhier, Deichstraße Nummer 12, zu legen. Ich mache die Forderung glaubhaft durch diesen Schuldschein, der von des Kapitäns eigener Hand ausgestellt ist. Ich mache den Arrestgrund ferner glaubhaft durch dieses Telegramm, welches den Tod meines Schuldners in Indien oder Gott weiß wo meldet, und ich bin bereit, Herr Richter, zu beschwören, was das Gesetz fordern kann. Darf ich meinen Befehl auf der Stelle mitnehmen?"

Der vielbeschäftigte Amtsrichter winkte ungeduldig.

„Warten! Einer nach dem Andern!"

„Gut; so werde ich hier warten, bis ich an der Reihe bin."

Er pflanzte sich steifsteif neben dem Ofen auf, und zog die Uhr aus der Tasche. Wie ein stummer Mahner stand er da, und seine Gegenwart wurde dem Richter unheimlich. Die alsbald vorgenommene Prüfung der Papiere ergab keinen Grund zur Ablehnung des Gesuches, und in einer halben Stunde war Jürgens im Besitze des ausgefüllten Formulars.

Er rannte hinaus, fuhr mit den Augen wie ein Stoßfalke in alle Ecken, und packte einen vorübergehenden Gerichtsvollzieher am Zipfel der Uniform. Der Mann konnte sich nicht mehr loswinden, er mußte den Arrestbefehl lesen, und wurde halb mit Gewalt die Treppe hinunter und bis an den nächsten Droschkenstand geschleppt.

„Deichstraße 12!"

— — — — — — — — — — — —

Die Wohnung des Kapitäns lag im zweiten Stockwerk des genannten Hauses. Sie war nur einfach ausgestattet und nicht sehr geräumig, denn Frau Stuhr lag schon seit Jahren auf dem Friedhof St. Petri, der Kapitän weilte nur wenige Monate des Jahres daheim, und seine einzige Tochter Elsa lebte mit einer alten Haushälterin allein zusammen.

Digitized by Google

Sie besaß weder in Hamburg noch auswärts nähere Verwandte und führte deshalb ein sehr zurückgezogenes Dasein; auch der durch die geschäftliche Stellung des Vaters herbeigeführte Verkehr im Hause des Rheders Peter Leu hatte eine Störung erfahren, seitdem der „junge Herr" sich in auffallender Weise um das schöne Mädchen bemühte.

An diesem heißen Tage saß sie mit einer Handarbeit an dem geöffneten Fenster der Wohnstube, aber das Nähzeug lag müßig in ihrem Schoße, und sie blickte gedankenvoll auf die Straße.

Es war die „todte Stunde", so zwischen zwei und drei Uhr Nachmittags, und die wenigen Menschen, welche sich auf das sonnendurchglühte Pflaster wagten, schlichen müde an den Häusern entlang und suchten sogar den schmalen Schatten der Gaslaternen.

Denn die Sonne schien von Süden herein über den Binnenhafen, und wenn ein müder Windhauch sich regte, dann brachte er eine schwere Woge übler Gerüche von faulendem Elbwasser und brodelndem Theer. —

Die alte Haushälterin schlurfte leise auf Filzpantoffeln durch das Zimmer, ließ die vermorschten Jalousien herunter und sagte: „Ueber dem Steinwärder braut sich ein Wetter zurecht, Elschen; Du solltest einen kleinen Nick thun, das ist ja keine Menschenmöglichkeit, bei der Hitze die Augen offen zu lassen."

Die Angeredete strich sich das dunkle Haar aus der Stirn. „Meinst Du, Stine? Ich glaube, in der Kammer ist es noch drückender, und ich werde doch nicht gut schlafen können. Es liegt mir so sonderbar in den Gliedern, als ob ich niemals wieder ein Auge zuthun könnte — das war schon diese Nacht."

Die Alte schüttelte den Kopf. „Jung Blut, Else. Aber die Nacht ist es mir nicht besser gegangen, denn seit-

Digitized by Google

dem der neue Tingeltangel sich drüben aufgethan hat, kriegt man das Gesinge von den Weibsbildern ja gar nicht aus den Ohren."

„Ach Stine," entgegnete das junge Mädchen begütigend, „wer wollte so hart reden! Die armen Dinger haben vielleicht auch bessere Tage gesehen; nun sind sie freilich heruntergekommen, aber Brod will doch Jeder essen, und sie haben ja nichts Anderes gelernt."

„Du nimmst sie noch in Schutz —?"

„Zerrbilder der Kunst," sagte das Mädchen leise, mehr für sich als zu der Alten. „Aber manchmal hört man doch noch aus einem verlorenen Laut die Trauer darüber, daß es nur Zerrbilder sind. Stine, Du sagst ja immer, daß ich so schön spiele und singe, und Du meinst, ich könnte eine Sängerin oder Schauspielerin abgeben. Ich möchte es auch um mein Leben gern — aber wissen wir denn, Stine, wo das hinaus geht? Vielleicht auch in den Qualm und auf das Podium. Ich möchte keinen Stein auf Andere werfen, wo ich meiner eigenen Zukunft nicht sicher bin."

„Aber Deern,"*) meinte die Alte, „wie kannst Du nur so schnacken. Man sollte manchmal glauben, Deine selige Mutter sei vom Petrikirchhof zurückgekommen. Die konnte auch so wunderliche Reden führen, daß Einem angst und bange wurde. Sei dankbar gegen den Himmel, Kind —"

Sie unterbrach sich, und trat an das Fenster.

„Du guckst ja so starr hinaus; was gibt es da unten zu sehen?"

„Nichts Besonderes, es hielt nur eine Droschke vor der Hausthür. Wer wohl der alte Kerl sein mag, der da aus dem Wagen klettert — und er hat einen Anderen in Uniform bei sich."

---

*) Mädchen.

Digitized by Google

Stine Petersen hatte ihren Kopf aus dem Fenster geschoben, aber sie zog ihn ebenso rasch wieder zurück.

„Gott behüt' uns, Elsa, den Mann kenne ich, und wo der hinkommt, da steht das Unheil vor der Thür. Das ist der alte Jürgens aus der Kleinen Bäckerstraße. — Wahrhaftig, jetzt schleicht er in das Haus!"

Das junge Mädchen schüttelte verwundert den Kopf. „Sonderbar; weißt Du Jemand im Hause, Stine, der mit solchen Leuten zu thun haben könnte?"

Die Alte horchte. „Sie kommen die Treppe herauf!"

„Na, Stine, sie können doch nicht fliegen," meinte Elsa lächelnd.

Da schellte es mit einem langen schrillen Tone, als ob die Hand da draußen sich nicht von dem elektrischen Knopfe loslösen konnte, als wenn sie sich daran festgekrallt hätte, wie ein unheimliches Verhängniß sich an das Leben eines Menschen klammert.

Elsa Stuhr war blaß geworden, aber sie sagte zu der regungslos dastehenden Dienerin: „So mach' doch auf, Stine, Du hörst ja, daß es uns gilt. Mein Gott, was das für eine zähe Hand ist, die auf den Knopf drückt, es will ja gar kein Ende nehmen. So lauf doch, Stine!" —

Und Jürgens trat, von dem Gerichtsvollzieher gefolgt, in das Zimmer. Er ließ zuerst, wie es seine Gewohnheit war, die Augen blitzschnell in alle Ecken des Gemachs fahren, als ob er Stück für Stück seinem Werthe nach abschätzen wollte, und dann blieben sie an der lieblichen Gestalt des jungen Mädchens haften.

Nicht ohne Bewunderung und Scheu.

Der Alte war auch einmal jung gewesen, und wenn auch im Laufe der Jahre die Jagd nach Erwerb und das Umklammern des Erworbenen sein Herz zu Stein gehärtet haben mochte, wenn er auch niemals in seinem einsamen Leben an der Seite eines Weibes gegangen war,

Digitized by Google

so glimmte doch noch unter der todten Asche seines Denkens und Fühlens ein matter Funke jenes göttlichen Feuers der Barmherzigkeit, das den Menschen von der Bestie unterscheidet.

Oder zum Mindesten des Mitleids, das nach milden Worten sucht, weil die That schwer und schier übermenschlich erscheint.

„Wenn ich hier recht bin," sagte er leise, „so ist es die Wohnung des Herrn Kapitäns Stuhr, und es ist seine Tochter, mit der ich die Ehre habe zu reden?"

Das Mädchen nickte. „Meine Name ist Elsa Stuhr. Was wünschen Sie von mir?"

„Es ist hart," fuhr er weicher fort, „es ist sehr hart, denn ich habe ja nichts zu wünschen von der Tochter, sondern nur eine Forderung gegen den Vater zu erheben, aber ich muß mich dennoch an das Kind wenden, weil der Vater nicht zu Hause ist."

„Ich weiß von nichts," sagte das Mädchen tonlos, „und ich muß Sie daher bitten, wieder zu kommen, wenn mein Vater zurückgekehrt sein wird. Er befindet sich jetzt auf der Fahrt."

Jürgens fuhr sich mit dem Taschentuche über die Stirn. „Verzeihen Sie, es ist ein schwüler Tag, und er wird ein Unwetter bringen. — Auf der Fahrt, sagen Sie, liebes Fräulein? Auf einer sehr langen, nicht wahr?"

„Allerdings, mein Herr, auf einer sehr langen."

„Auf einer Fahrt, von welcher es ungewiß ist, ob man zurückkommt," fuhr der Alte fort. „Doch was sage ich? Von der es gewiß ist, daß man niemals zurückkehrt."

Er hatte die an Peter Leu gerichtete Depesche aus der Tasche gezogen, und drehte sie zögernd zwischen den Fingern.

Das entscheidende Wort war eigentlich bereits ausgesprochen, aber es schwebte noch dunkel und unfaßbar zwischen diesen beiden Menschen, von denen der Eine die

Digitized by Google

Augen des Anderen angstvoll suchte, und der Andere diesen fragenden Blicken auszuweichen strebte.

Dann riß Elsa Stuhr mit einer hastigen Bewegung das Papier aus den Händen des Alten und überflog es mit irren, entsetzten Augen.

Jürgens wandte sich ängstlich an Stine Petersen und flüsterte: „Geben Sie ihr einen Stuhl, sie wird in Ohnmacht fallen! Es ist ja auch schrecklich, daß ich dem Kinde die Nachricht von dem Tode des Vaters bringen muß!“

Aber Elsa Stuhr fiel nicht in Ohnmacht.

Vielleicht war der Schreck zu groß, als daß die Natur gewagt hätte, die Probe zu machen auf ein wohlthätiges Aussetzen des Herzschlages; vielleicht war die ahnungsvolle Schwermuth, welche schon seit Tagen über dem Haupte des Mädchens schwebte, eine unbewußte Vorbereitung gewesen auf das herannahende Schicksal.

Es war eine tiefe Stille in dem Gemach eingetreten; so tief, daß man das leise Knacken der alten Diele unter den regungslosen Füßen der Anwesenden hören konnte; dann begann unten, jenseits der Straße, hinter den Fenstern der Wirthschaft eine unsichere Hand auf den Tasten eines verstimmten Klaviers zu klimpern, und eine blecherne, ausgesungene Mädchenstimme trillerte dazu jene Verse, die so oft bei passender oder unpassender Gelegenheit in Hamburg gejohlt werden:

„Dat is doch en lustig Leven,
Dor kann Jeder sacht —
Dat is unser Hamborg eben,
Wie dat weent und lacht!“

Sie stammen eigentlich aus der alten Posse von Kalisch: „Berlin, wie es weint und lacht,“ und sind erst von Berlin nach Hamburg gekommen und mit dem „lustigen Hamburger Leben“ verquickt worden, aber Weinen und Lachen steht ja überall im Leben nebeneinander, und

Digitized by Google

wir brauchen deshalb nicht einmal über die Straße zu lauschen.

Elsa Stuhr legte langsam die verhängnißvolle Depesche aus der Hand und sah dem Wucherer verständnißlos in das Gesicht.

„Sie sind noch da, mein Herr? Was wollen Sie denn noch von mir? Es ist mir Alles genommen worden, ich habe Ihnen nichts mehr zu geben. Ich bitte darum, lassen Sie mich allein, es ist doch wohl das Recht eines Kindes, ohne Zeugen den Vater betrauern zu dürfen. Oder ist das Papier, welches Sie da in den Händen halten, eine zweite Depesche? Ich wüßte nicht, wer noch mehr gestorben sein sollte, oder wer auf der ganzen Welt mir eine Mittheilung zu machen hätte."

Die unsägliche Verlassenheit der jungen Waise fand in diesen tonlosen Worten einen herzzerreißenden Ausdruck, und Jürgens bog sich, die Hände verlegen zusammenreibend, tief zusammen.

Aber er entgegnete dennoch: „Mein liebes Fräulein, das Leben ist oft härter als der Tod. Wir wollen Alle leben, und wir müssen Alle leben, es ist ein Gesetz der Natur. Ich bin ein armer, oder ich bin zum Mindesten kein reicher Mann, und ich kann nicht großmüthig sein, wie ich es gern möchte. Ich habe eine Forderung an Ihren Vater, dreitausend Mark auf Handschrift, ohne die Zinsen und die Provisionen, welche doch meinen Verdienst ausmachen. Und ich habe von dem Gericht eine Bescheinigung, daß ich die Sachen des Herrn Kapitäns pfänden darf, wenn Sie mich nicht bezahlen können. Es ist eine harte Sache, aber es ist auch eine gerechte Sache, denn die Gerichte thun kein Unrecht."

Er streckte die Hand mit dem Arrestbefehle aus, aber Elsa Stuhr warf keinen Blick auf das Papier.

„Ich glaube Ihnen," sagte sie, „jetzt glaube ich Alles —

Digitized by Google

Alles. Ich weiß, daß es nur der Anfang ist, und daß noch Andere kommen werden, die nicht so viele Worte machen. Warum machen Sie so viele Worte, Herr? Sie haben ja das Recht auf Ihrer Seite, so greifen Sie doch zu ohne Worte!"

Sie wandte sich ab und ging mit unsicheren Schritten in ihre Schlafkammer; Stine Petersen folgte ihr.

Die Alte war tief erschüttert und kämpfte mühsam mit ihren Thränen; aber sie fand dennoch ein Wort, oder vielmehr zwei Worte.

Auf der Schwelle wandte sie sich um, streckte drohend ihre welke Faust aus, und sagte mit dem Ausdruck innerlichen Grimmes: „Oll Aas!"

Dann flog die Thür in das Schloß und die beiden Männer waren allein.

Jürgens hatte wohl die letzte Anrede vernommen, aber er that, als ob er sie nicht gehört hätte. Vielleicht gewährte es ihm auch eine Erleichterung, gescholten zu werden, denn er gewann damit einen scheinbaren Grund, hart zu sein, und der Ausbruch grimmigen Hasses war ihm weniger unheimlich, als die stolze, leidende Verachtung.

Er wandte sich zu dem Gerichtsvollzieher und sagte in geschäftsmäßigem Tone: „Lassen Sie uns an's Werk gehen. Es wird freilich ein schlechtes Geschäft sein, und ich werde um mein Geld kommen. Vorwärts, Mann, es ist Ihr Amt!"

Es war ein trauriges Amt, und der Gerichtsvollzieher war darin hart geworden, aber er begab sich doch nur mit widerwilligem Zögern an die Arbeit. Er ging hinter dem Wucherer her und klebte seine blauen Marken auf jeden Gegenstand, den dieser mit seinen dürren Händen berührte; nur als Jürgens ein Abbild des verstorbenen Kapitäns von der Wand zerrte, um es prüfend gegen das Licht zu halten, sagte er:

Digitized by Google

„Ich dächte, das könnten Sie dem jungen Mädchen lassen, es hat ja keinen Geldwerth, wollen Sie denn Alles nehmen?"

„Alles," entgegnete der Alte bestimmt. „Wenn ich großmüthig sein wollte, dann würde ich den Schein zerreißen; aber weil ich nicht großmüthig sein kann — will ich auch nicht sentimental sein."

Dann gingen sie in das zweite Gemach. Es schien das Schlaf- und Wohnzimmer des Verstorbenen gewesen zu sein, wenigstens deutete die Einrichtung darauf hin. In der Ecke, unter dem Ofen stand eine alte morsche Seemannskiste, und Jürgens hob den Deckel auf.

„Alte Kleider —" sagte er verächtlich.

„Das schlägt doch in Ihr Fach, Herr Jürgens," bemerkte der Beamte spöttisch; „es ist schon Mancher durch Lumpen reich geworden, und vielleicht können Sie noch selbst Einiges davon tragen."

„Meinetwegen," sagte der Verhöhnte gelassen. „Kleben Sie Ihre Marke auf, es geht in Eins."

Endlich waren sie mit den beiden Räumen fertig. Der Blick des Gerichtsvollziehers streifte fragend die Thür der Kammer, hinter welcher das junge Mädchen verschwunden war, aber Jürgens hob abwehrend die Hände.

„Lassen Sie es gut sein, es ist genug!"

„Aber ich muß das Protokoll von der jungen Dame unterschreiben lassen."

„Muß ich dabei sein?"

Der Beamte zuckte die Achseln. „Wenn Sie nicht wollen —"

„Glauben Sie, daß es mir Freude macht? Lassen Sie schreiben, was das Gesetz von Ihnen verlangt, ich habe nichts mit dem Gesetze zu thun; ich habe nichts zu fordern als mein gutes Recht — wenn das Gesetz grausam ist — ich habe es nicht gemacht!"

Digitized by Google

Jürgens zog dabei die Schultern hoch und machte mit den Händen eine abwehrende Bewegung, als ob er Alles von sich abstreifen wollte, was ihm als irgend eine Härte ausgelegt werden könnte.

Dann verließ er, ohne sich umzublicken, das Zimmer, schlürfte die Treppen hinunter und schob eilig an den Häusern entlang seiner Wohnung zu.

Er lief so schnell, daß die Leute auf der Straße manchmal stehen blieben und ihm verwundert nachschauten. Und neben ihm lief, durch das verschleierte Sonnenlicht in verschwommenen Formen gezeichnet, ein dunkler Schatten.

Es war wohl sein eigener, und er hätte unter gewöhnlichen Verhältnissen auch keinen Augenblick daran gezweifelt, aber es hatte fast den Anschein, als ob er vor diesem Schatten flüchte, und erst aufathmete, als sein Fuß die lichtlosen Straßen der alten Stadt betrat.

Dort fühlte er sich zu Hause. — — —

Auch der Gerichtsvollzieher hatte die Behausung des Todten verlassen, um nach der heißen Tagesarbeit irgend einen kühlen Keller aufzusuchen, wo er die unangenehmen Erinnerungen seines Amtes hinunterspülen konnte — draußen wurden die Schatten allmälig länger.

Das Gewitter schien nicht zum Ausbruch gelangen zu können; es zog langsam mit der Elbströmung seewärts und hinterließ nur in der Atmosphäre eine dumpfe Schwere, die den Rauch der tausend Schlöte in die engen Straßen hinabdrückte.

Elsa Stuhr stand in ihrer Schlafstube und steckte mit einer Nadel den Hut auf dem Kopfe fest.

Ein schwarzes Kleid hatte sie schon vorhin getragen, ehe die beiden fremden Männer ihre Wohnung betraten, das brauchte sie nicht erst anzuziehen; aber sie nahm einige Blumen von dem schlichten Strohhut, und umschlang ihn statt dessen mit einem dunkeln Schleier.

Digitized by Google

Sie warf sogar einen flüchtigen Blick in den kleinen Spiegel, aber es war gewiß keine Handlung der Eitelkeit, sondern lediglich der mechanische Ausdruck weiblicher Gewöhnung; dennoch hätte ein heimlicher Belauscher des Vorganges zu der Ueberzeugung gelangen müssen, daß dieses junge, kaum achtzehnzährige Mädchen eine große Selbstbeherrschung besitze.

Als sie durch das vordere Zimmer ging und überall an den Möbeln die blauen Marken kleben sah, rann ein Schauder über ihre schlanke Gestalt, und dann verließ sie langsam ihre Wohnung, um mit schleppenden Schritten die Treppe hinabzusteigen.

Welchem Zweck sie mit dem Ausgange verfolge, war ihr nicht klar. Sie hatte zunächst nur einem unwiderstehlichen Drange nach Veränderung nachgegeben, es war ihr einfach unmöglich, die nächsten Stunden an einem Orte zu verbringen, wo jedes Stück an den unersetzlichen Verlust mahnte; das war vielleicht ein unbewußter Egoismus, aber auch wenn sie sich seiner bewußt geworden wäre, hätte sie nicht anders handeln mögen.

Sie war dazu zu aufrichtig gegen sich selbst. —

Freilich — auf der Straße fiel es ihr ein, was sie denn eigentlich beginnen wolle. Sie konnte eine, vielleicht auch zwei und drei Stunden umherwandern, geradeaus oder kreuz und quer, wie es ihr beliebte; endlich mußte sie doch wieder zurück.

Immer schnurgeradeaus war vielleicht das Beste; sie kam dann sicherlich an irgend ein Fleet,*) das an dieser Stelle keine Brücke besaß; man ging dennoch weiter und setzte den Fuß in die leere Luft. — —

---

*) So heißen die zahlreichen, in den Hafen mündenden Kanäle, welche mit der Oberelbe in Verbindung stehen und Hamburg durchströmen.

Es war bezeichnend für den Charakter des Mädchens, daß sie bei diesem ersten zusammenhängenden Gedanken blitzschnell alle Konsequenzen desselben überlegte, und dann leise, mit einem kurzen Kopfnicken sagte: „Das kann vielleicht kommen — aber nur zu aller — allerletzt."

Sie stand noch, ungewiß der Richtung, auf dem Bürgersteig, als ein anderes Mädchen quer über die Straße auf sie zukam und an ihr vorüber in den Hausflur gehen wollte. Es war nicht mehr ganz jung, wenigstens bedeutend älter als Elsa, trug eine zerknitterte helle Bluse, und die unbedeckten etwas röthlichen Haare à la Tituskopf verschnitten; das Gesicht war weder hübsch noch häßlich, wohl aber etwas verlebt.

Elsa kannte das Mädchen von Ansehen und hatte auch in den Vormittagsstunden unten im Hofe einige gleichgiltige Worte mit ihm gewechselt; es bewohnte seit gestern ein im Erdgeschoß belegenes Hinterstübchen und gehörte zu der Sängergesellschaft, die ebenfalls seit gestern in der gegenüberliegenden Wirthschaft Vorstellungen gab.

Sie war schon halb im Hause, drehte sich aber plötzlich unter der Thür um und sagte: „Mein Gott, Fräulein, Sie sehen ja aus wie der leibhaftige Tod; ist Ihnen denn 'was passirt?"

Ihre Stimme hatte, vielleicht von dem vielen Singen in rauchigen Lokalen, einen blechernen Klang, aber es lag darin doch etwas wie Theilnahme, und Elsa entgegnete gerade heraus: „Ich habe vor einigen Stunden die Nachricht von dem Tode meines Vaters erhalten — er fuhr als Kapitän auf Ostindien — und dann ist der Gerichtsvollzieher gekommen und hat oben Alles versiegelt."

Es war eine Fremde, der sie diese Mittheilung machte, aber es war auch der erste Mensch, welcher menschlich theilnehmend zu ihr geredet hatte, und es war ein Mädchen.

Das erklärte vielleicht die Offenheit, wenn es nicht der

Digitized by Google

Umstand war, daß Elsa sich aussprechen mußte, wenn sie nicht ersticken wollte.

Die „Sängerin" schwieg einen Augenblick ganz erschrocken und faltete die Hände; dann entgegnete sie leise: „Allgütiger Himmel, das ist ja entsetzlich! Und wo wollten Sie jetzt hin, Fräulein, wenn ich fragen darf?"

„Ich weiß nicht — irgend wohin — der Kopf ist mir ganz wirr — —"

„Das müssen Sie nicht," sagte das Mädchen rasch und bestimmt. „Glauben Sie mir, liebes Fräulein, das thut nicht gut, wenn man so in allem Jammer allein durch die Stadt rennt. Hier in Hamburg gibt es zuviel —"

Sie hatte vielleicht sagen wollen, daß es in Hamburg zu viel Wasser gäbe, aber sie verschluckte das Wort, um keine schlummernden Gedanken zu wecken, und fuhr fort: „Wissen Sie 'was? Kommen Sie erst 'mal zu mir herein in meine Stube; ich kann mir ja ganz gut vorstellen, daß es Ihnen da oben gruselig wird in der Einsamkeit, und da ist es gut, wenn man ein Wort reden kann. Sie haben mir gleich so gut gefallen, als Sie heute früh mit mir sprachen, und nun muß so 'was kommen!"

Elsa Stuhr wandte sich um und ging wortlos mit. Quer über den engen, dumpfen Hof und in die enge, düstere Stube ihrer Hausgenossin. Dort setzte sie sich auf einen Stuhl und brach in Thränen aus.

Es waren die ersten Thränen, welche sie an diesem Tage weinen konnte, und das gutherzige Ding wischte sich ebenfalls die Augen. Dann nahm sie ihrem schluchzenden Gast den Hut vom Kopfe, streichelte die üppigen weichen Haare und sagte: „So — so, weinen Sie nur, das thut gut. Was Sie für prächtige Haare haben — so — so —"

Dann, als Elsa sich gefaßt hatte, fuhr sie mit veränderter Stimme fort: „Ich heiße Lene — Lene Johannsen. Drüben" — dabei nickte sie mit dem Kopfe nach der

Digitized by Google

Straßenseite — „und auf dem gedruckten Zettel werde ich Lolo genannt, aber das ist natürlich nur Mumpitz. Und wie heißen Sie, Fräulein?"

„Mein Name ist Elsa," entgegnete die Gefragte.

„Wie hübsch — Elsa! Das klingt doch nach 'was! Ich wollte, man hätte mich ebenso getauft, dann brauchte ich mich nicht umkalfatern zu lassen, wie ein leckes Schiff."

Das junge Mädchen mußte unwillkürlich flüchtig lächeln. Lene Johannsen sprach mit einer lauten, polternden Stimme, und ein besonders ästhetisch gebildetes Gemüth würde vielleicht ein der ernsten Stunde nicht angemessenes Benehmen darin gefunden haben; aber Elsa hörte einen Laut echt menschlichen Mitleids durchklingen, und sie ahnte das Bestreben, ihre trüben Gedanken für einen Moment auf die Wunderlichkeiten der Welt abzulenken.

Die Bekanntschaft zwischen den beiden Mädchen war geschlossen; Lene setzte sich in Ermangelung eines zweiten Stuhles auf den Rand ihres Bettes, umschlang die Kniee mit den Händen und sagte: „Sie müssen sich hier nicht umsehen, es sieht wüst bei mir aus. Aber ich hatte ein bischen geschlafen und war dann hinübergelaufen, um noch rasch ein paar Stücke auf dem alten Klimperkasten für heute Abend einzuüben. In dieser Bude ist ja kein Raum für ein Klavier, selbst wenn ich Geld hätte, mir eines zu miethen."

„Meines haben sie mir versiegelt," entgegnete Elsa unwillkürlich, und dann erschrak sie fast über das Wort, denn wie konnte sie jetzt an Musik denken, und an Alles, was damit zusammenhing!

Aber Lene blickte unbefangen auf. „Ich habe Sie heute Vormittag singen und spielen hören; das war wunderschön. Geben Sie vielleicht Stunden, Fräulein Elsa?"

„Bis jetzt habe ich nicht daran gedacht, ich hatte es ja auch nicht nöthig. Nun freilich, wo ich so arm bin wie

Digitized by Google

eine Kirchenmaus — aber meine Ausbildung ist nicht genügend, und das Lernen kostet Geld."

Damit waren sie dann auf das Thema gelangt, welches in diesem Augenblick so prosaisch erschien und so herzlos, und das dennoch so ungeheuer nahe lag.

Lene wiegte nachdenklich den Kopf. „Wenn man auch wirklich Stunden kriegt, dann ist es doch ein hartes Brod," sagte sie endlich. „Beinahe so hart, als wenn man die halben Nächte im Tingeltangel singen muß. Wissen Sie denn sonst nichts, Fräulein Elsa?"

Die beiden Mädchen schwiegen einen Augenblick und horchten unwillkürlich auf ein leises Rollen und Grollen. Das Gewitter stieg in der Ferne herauf, oder es verflüchtete sich in die Ferne.

„Am liebsten ginge ich zur Bühne," sagte Elsa plötzlich, den Kopf hebend.

Lene Johannsen antwortete nicht sogleich. Sie streifte mit einem flüchtigen Blick den kleinen Spiegel, der über ihrem Waschtisch hing, strich sich die krausen, röthlichen Haare aus der Stirn und lächelte trübe.

„Ach ja, die Bühne. Ich weiß ein Lied davon zu singen, liebes Fräulein, denn ich habe selbst in jüngeren Jahren auf den Brettern gemimt. Natürlich nur auf so einer kleinen Vorstadtquetsche, wenn's auch nicht eine richtige Schmiere war. Aber der Direktor meinte, ich sei nicht hübsch genug dazu. Er sagte nicht, daß ich häßlich wäre, nein, Gott bewahre, in der Jugend ist man das ja nie, aber es haperte doch an allen Ecken und Enden. So bin ich dann ganze sachte heruntergerutscht bis auf das Podium; Bretter sollen es nun 'mal sein, denn man hat nichts Anderes gelernt, und schließlich müssen wir Alle noch tiefer herunter bis zu den sechs Brettern. — Ja, das war ich, Fräulein Elsa. Mit Ihnen ist das in einer Hauptsache freilich ganz anders, denn Sie sind ja wun-

Digitized by Google

derschön, und wenn Sie nur ein bischen Talent haben, dann kann es Ihnen nicht schwer werden, für den Anfang etwas zu finden."

„Ich glaube, ich könnte es weiter bringen," meinte Elsa schüchtern, und die Andere zuckte mit den Schultern.

„Sie meinen zu einer richtigen Schauspielerin? Ja, wie das so geht. Es gibt da zwei Wege. Entweder man besucht ein paar Jahre die Theaterschule, und tritt dann gleich bei einem großen Theater auf. Versteht sich, zuerst in kleinen Rollen. Aber dazu gehört Geld und Zeit, und Sie haben wohl beides nicht dranzusetzen. Der zweite Weg geht über die Vorstadttheater. Mit Ihrer Gestalt und Ihrem Gesichtchen kommt man da wohl an, kriegt gleich Gage — na, sie ist auch darnach — kriegt auch bald gute Rollen, und — läßt sich schließlich ‚entdecken', wie der Kunstausdruck lautet. Es ist Manchem geglückt, liebes Fräulein, und Manchem auch nicht."

„Und wenn nicht?" frug Elsa beklommen.

„Ja, die paar jungen Jahre gehen schnell vorbei. Auf den Bühnen, von welchen ich sprach, gilt Jugend und nicht Kunst. Dann kommt die ‚Schmiere' an die Reihe, wissen Sie, die herumziehenden Truppen, die in den Sommertheatern spielen, und in den Wirthshäusern, und zuletzt in den Scheunen. Endlich wird's ein Tingeltangel, wie bei mir. Ich bin 'was früher dahin gelangt, weil ich nicht hübsch war, das ist der ganze Unterschied."

Elsa Stuhr senkte den Kopf, und durch ihre Gestalt rann ein Zittern, sie wollte das gute Mädchen nicht merken lassen, wie unheimlich das letzte Wort sie berührt hatte, aber Lene Johannsen sah es doch, und nickte ohne jede Spur von Empfindsamkeit mit dem Kopfe.

„Wenn man einen anderen Ausweg hat, dann thut man gut, ihn zu gehen," sagte sie dann, „und ich sollte meinen — na ja, liebes Fräulein Elsa, wir sind schon ein bischen

Digitized by Google

bekannt miteinander, und wenn Sie mir das Eine gesagt haben, dann sehe ich nicht ein, warum Sie mir das Andere verschweigen sollten. Haben Sie denn keinen Schatz?"

Dann, als das junge Mädchen sich hastig aufrichtete, legte sie beschwichtigend die Hand auf Elsa's Arm und fuhr fort: „Nein, Sie müssen mich nicht mißverstehen. Ich singe zwar in einem Tingeltangel, aber ich habe mich immer anständig gehalten, und ich denke auch anständig. Ich spreche nicht von einer Liebelei, sondern von einem richtigen, ordentlichen Bräutigam."

„Und wenn ich einen hätte," entgegnete Elsa leise, „was sollte der dabei thun?"

„Wunderliche Frage! Heirathen sollte er Sie! O, ich sehe es Ihnen an, Fräulein Elsa, daß Sie einen haben, und dann müssen Sie zu ihm hingehen und ihm sagen, daß der Vater Sie nicht mehr schützen könnte, und daß Sie allein wären auf der Welt — er müßte ja ein schlechter Kerl sein, wenn er ein so liebes, hübsches Ding, wie Sie sind, nicht stracks bei der Hand nähme und mit Ihnen zum Pastor ginge!"

Lene war in ihrem Eifer aufgesprungen und fuchtelte mit den Händen in der Luft; dann setzte sie sich wieder hin und lachte.

„Ich glaube, an mir selbst ist ein Pastor verdorben, ich wollte Ihnen schon eine schöne Rede halten! Ich sehe schon, wie die Eltern des Bräutigams — er hat doch welche? — vor lauter Rührung in ihr Taschentuch schnüffeln und — na, was haben Sie denn, Fräulein Elsa, habe ich Ihnen mit meinem Unsinn wehe gethan? Das wollte ich nicht, liebes, bestes Fräulein, wie konnte ich auch nur lachen, wo Ihnen das Weinen doch am nächsten steht!"

Es hatte Elsa durchrieselt wie ein eiskalter Strom. Ihre Gedanken wanderten nach dem alten Patrizierhause am Valentinkamp und von dort in das Komptoir am Hafen.

Digitized by Google

Sie sah vor ihren Augen so unendlich deutlich das kalte Gesicht des alten Leu und hörte ihn mit geschäftsmäßiger Stimme sagen: „Der Unsinn muß auch 'mal ein Ende nehmen, sonst wird er zur Verrücktheit.“ Es war eine seiner Lieblingsredensarten, und wenn die kam, dann hatte er Trumpf ausgespielt.

Und Elsa sagte sich weiter, daß der Sohn nicht den Muth, vielleicht auch nicht einmal die Lust besitze, seinem Vater die Stirn zu bieten. Ihr Verhältniß zu Franz Leu konnte ja auch kaum eine förmliche Verlobung genannt werden, aber wenn sie jetzt nicht handelte, oder wenn sie gar den naiven Rath des harmlosen Mädchens befolgte, dann konnten die bösen Zungen und Lästermäuler die schlimmste Auslegung dafür finden. —

Elsa Stuhr war mit einem Male merkwürdig ruhig und gefaßt geworden.

Sie stand auf und sagte: „Es ist gut, Fräulein Lene, daß Sie mich an die Erfüllung meiner unabweislichen Pflicht erinnern. Nein, nein, ich bin Ihnen nicht böse, sondern vielmehr recht dankbar. Nur noch Eines. Sie sagten, daß Sie mit den Direktor eines Vorstadttheaters in Verbindung gestanden hätten. Können Sie mir seine Adresse geben, und vielleicht einige Zeilen, die es mir erleichtern — Sie verstehen mich ja.“

„Ich verstehe Sie nicht ganz,“ sagte Lene Johannsen kopfschüttelnd. „Ich begreife nur, daß meine Worte vergeblich gesprochen sind, und das thut mir leid. Der Schauspieldirektor heißt Lorm, und er hat, soviel ich weiß, jetzt ein kleines Vorstadttheater in Berlin oder Charlottenburg, das werden Sie ja leicht erfahren können. Eine Empfehlung von mir kann wohl nicht viel helfen, Fräulein Elsa, Ihr hübsches Gesicht wird in dieser Hinsicht viel bessere Dienste thun, und das halten Sie sich ja recht lange, wenn's denn doch einmal sein muß.“ — —

Digitized by Google

Elsa stieg langsam hinauf in ihre Wohnung.

Sie war klug genug, um einzusehen, daß das gute Ding da unten in vielen Beziehungen recht, daß es vielleicht noch zu rosig geschildert hatte, aber darauf kam es in Elsa's Augen gar nicht an.

Sie mußte jetzt fort von Hamburg, und wäre es nur deshalb, weil sie hier nichts mehr zu suchen hatte — warum dann nicht ebenso gut in eine Stellung, die dem Strudel glich, der uns nach unten zu reißen strebt, aber bisweilen das Gegentheil bewirkt — warum nicht lieber dorthin, als in ein lebenslängliches, unerträgliches Joch?

Und ein Joch ist jede dienende Stellung armer Mädchen! —

Stine war ausgegangen und die Wohnung leer. Sie wollte sich wahrscheinlich schwarzes Bänderwerk kaufen, um doch auch ihrerseits um den Todten zu trauern; und es war Elsa ganz recht, in ihrem Handeln ungestört zu bleiben.

Kaum war's ein Handeln zu nennen, sondern ein Hasten.

Sie nahm einen Briefbogen, und schrieb in dem hereinbrechenden Zwielicht:

„Lieber Franz!

Es ist ja doch Alles aus, und darum thun wir besser, einander nicht mehr wiederzusehen, ich gehe mit dem nächsten Zuge fort von hier — frage nicht nach, wohin. Aber in's Wasser gehe ich nicht, das verspreche ich Dir. Es wird dunkel — leb' wohl. Deine

Elsa."

Diesen Brief — so herzzerreißend in seiner angstvollen Kürze — couvertirte und adressirte sie, um ihn dann in die Tasche zu schieben.

Dann schrieb sie auf ein zweites Blatt:

„Ich bin fort nach Berlin, liebe Stine, um Stellung

Digitized by Google

zu suchen. Von dort wirst Du hoffentlich bald Nachricht erhalten. Die Wohnung ist bis zum nächsten Ersten bezahlt, vielleicht läßt Jürgens sie ja schon früher ausräumen. Von meinen Sachen nehme ich nur das Nöthigste mit, und von Vaters Sachen nur ein werthloses Andenken. Das wird wohl kein Unrecht sein. Das Uebrige, soweit es nicht gepfändet ist, heb' für mich auf, und wenn ich nicht schreibe, dann behalt's.

Elsa Stuhr."

Diesen Zettel legte sie offen auf den Tisch, begab sich einen Augenblick in das Nebengemach, und ging dann in ihre Schlafstube, wo sie hastig ein Handköfferchen mit allerlei Gegenständen zu füllen begann.

Einmal, als der Schritt eines Mannes die Treppe heraufkam, hielt sie athemlos lauschend in ihrer Arbeit inne, und legte die Hand auf das klopfende Herz, dann aber, als die Schritte weiter gingen, nickte sie mit dem Kopf und sagte leise: „Es ist besser so, was hätte das werden sollen. Er kommt auch nicht — nein, nein!" —

Stine war noch nicht zurückgekehrt, als Elsa, das Köfferchen in der Hand, die Wohnung verließ.

Die Straßenlaternen wurden eben angezündet, und ihr rothes Licht schien mißfarbig in die dunstige Abenddämmerung. Es war ein unfreundlicher Anblick, und das Mädchen sagte im Vorwärtseilen zurückblickend: „Warum können sie nicht warten, bis es dunkel wird? Die Nacht kommt noch früh genug."

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Vor der Pistole.

Novelle von **H. Oskar Klaußmann.**

Mit Illustrationen von R. Knötel.

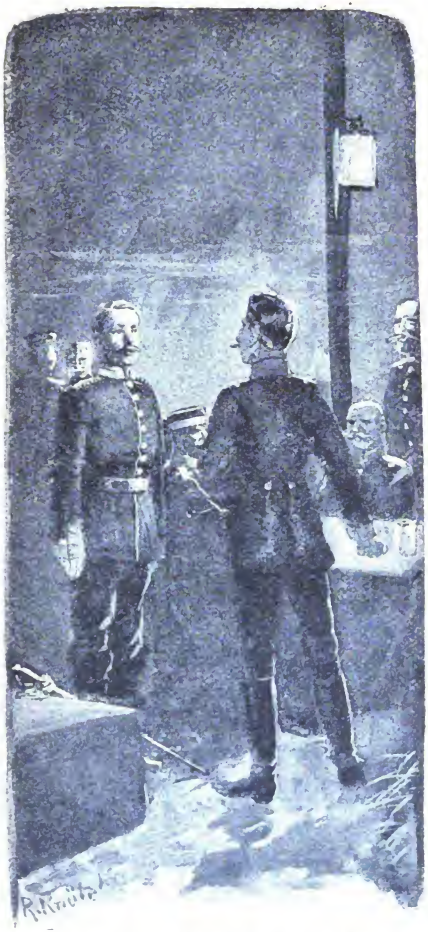
(Nachdruck verboten.)

1.

Die langgezogenen Töne des Zapfenstreichs verklangen im Manöverbiwack. In den Gassen des Lagers, in denen die mächtigen Feuer loderten, wurde es stiller. Die Mannschaften saßen, noch zum Theil in ihre Mäntel gehüllt, um die Feuer herum, die Meisten aber krochen ermüdet und erschöpft von den Anstrengungen der letzten Tage in die kleinen zusammensetzbaren Zelte, welche immer zwei bis drei Mann Unterkunft und einigen Schutz gegen Nässe und Kälte gewähren. Es war das letzte Biwack vor Schluß des Manövers, in drei oder vier Tagen rückte man wieder in die Garnison ein, nachdem man länger als vier Wochen der militärischen Uebung obgelegen hatte.

Nur im Offizierszelt war noch Licht, das heißt in dem größeren Zelt, das mit einigen Tischen und Stühlen versehen war, und welches gewissermaßen als Kasino für die Offiziere des Bataillons diente. Auch vor diesem Zelte brannte ein mächtiges Feuer, dessen Lichtschein in das Zelt selbst hereinfiel; ein paar dürftige Talglichter erhellten das Zelt außerdem, in dem eine Menge von Uniformen sich durcheinander schob und bewegte.

Digitized by Google



Es ging recht heiter zu. Der Fouragewagen des Offizierkaſinos war pünktlich zur Stelle geweſen, und man feierte jetzt ſchon die Ausſicht auf die Rückkehr in die Garniſon und die dann erfolgenden zahlreichen Beurlaubungen. Plötzlich ertönte in einem Winkel des Zeltes eine ſehr erregte Stimme, es war die des Lieutenants Blume.

„Das iſt eine Unverſchämtheit von Ihnen!“ rief er. „Wie können Sie ſich ein derartiges Betragen hier erlauben? Sie ſind nur geduldet, das hätten Sie ſich wohl ſelbſt ſagen müſſen, und Uebergriffe haben Sie ſich nicht zu geſtatten!“

Digitized by Google

Der also Gescholtene, ein junger Mann in den zwanziger Jahren in der Uniform eines Unteroffiziers, mit den Abzeichen eines Einjährig-Freiwilligen, wollte etwas erwiedern, aber wüthend fuhr Lieutenant Blume, der offenbar ein wenig mehr als sonst getrunken hatte, mit den Worten auf ihn los:

„Halten Sie den Mund und verlassen Sie augenblicklich das Offizierszelt, sonst bringe ich Sie hinaus!"

Leichenblaß ergriff der einjährig-freiwillige Unteroffizier seine Mütze und verließ das Zelt. Das Stimmengewirr der anderen Offiziere hatte plötzlich aufgehört, und als sich Lieutenant Blume mit hochrothem Gesicht zu den Kameraden umwandte, fragte ihn Major Stolle:

„Was haben Sie denn da gehabt?"

Lieutenant Blume schien sich mühsam zu beherrschen und entgegnete: „Mir ist schon längst das dreiste Betragen dieses Menschen aufgefallen, der anscheinend darauf pocht, daß er Fabrikbesitzer ist. Ich habe ihn wiederholt schon im Offizierskasino der Garnison zur Ordnung rufen müssen, denn er hatte die Unverschämtheit gehabt, eine Kollegialität zu wagen, die unter keinen Umständen statthaft ist. Ich hatte mir nun aus dem Quartier von gestern noch ein Kaviarbrödchen mitgebracht, das hatte ich vor mir auf den Tisch gelegt und mich einen Augenblick weggewendet; die Gelegenheit hat der dreiste Patron benützt, um das Brödchen aufzuessen. Es ist mir selbstverständlich nicht um das Kaviarbrödchen, sondern um die Taktlosigkeit, die darin liegt, daß ein Untergebener sich gegen einen Vorgesetzten etwas derartiges erlaubt. Ich merkte an seinem unverschämten Lachen, daß er der Thäter war; als ich ihn aber zur Rede stellte, suchte er die Sache in's Humoristische zu ziehen und leugnete Alles ab, das hat mich schließlich aufgebracht."

„Na ja," sagte eine Stimme, die etwas breit und gedehnt sprach und die dem Hauptmann v. Seyffenbarth

Digitized by Google

gehörte, „na ja, lieber Blume, Sie brauchen doch aus Ihrem Kaviarbrödchen nicht eine solche Staatsaktion zu machen; ich habe mir den Spaß gemacht, es zu essen, und wären Sie nicht gleich wie vom Teufel besessen auf den armen Kramer losgefahren, dann hätte ich es Ihnen selber gesagt. Natürlich lächelte der Einjährige, weil er wußte, daß ich der Thäter war. Sie haben sich aber von der Abneigung, die Sie gegen den Mann empfinden, viel zu sehr fortreißen lassen, Herr Lieutenant."

Der Hauptmann v. Seyffenbarth strich sich darauf seinen auffallend langen blonden, in das Röthliche spielenden Schnurrbart und setzte sich ziemlich ärgerlich nieder.

Lieutenant Blume schien etwas verlegen. „Ich konnte das allerdings nicht wissen," sagte er. „Mich reizte das malitiöse Lächeln des Kramer, so daß ich annehmen mußte, er sei der Thäter."

Major Stolle, der Rangälteste im Zelt, begnügte sich zu sagen: „Dann scheinen Sie sich ja etwas übereilt zu haben, Herrr Lieutenant Blume, und Uebereilungen haben gewöhnlich üble Folgen."

Dann wendete sich der Major wieder dem Spiel zu, das er bei der schlechten Beleuchtung mit dem Hauptmann v. Kopp und dem Hauptmann Stuhr spielte. Im Offizierszelt verbreitete sich eine gewisse Unbehaglichkeit, das Gespräch und die ganze Unterhaltung stockte plötzlich, und man hörte nur die Worte, die zum Ansagen beim Spielen nothwendig waren.

Lieutenant Blume trank seinen Wein aus und ging dann nach seinem Zelt, wie es schien, sehr mißgestimmt. Er besaß in der That eine große Abneigung gegen Kramer, welcher ziemlich spät seiner Dienstpflicht genügte und sehr selbstständig auftrat, da er durch den Tod seines Vaters schon in sehr jungen Jahren der Leiter eines großen Fabrikestablissements geworden war. Es war dem Offizier na-

Digitized by Google

türlich unangenehm, einen Unschuldigen verletzt zu haben, aber die Disziplin gestattete es seiner Meinung nach nicht, daß er sich bei Kramer entschuldigte.

Hätte Blume die Aeußerungen gehört, welche sich die jüngeren Offiziere nach seinem Fortgang im Zelt zuflüsterten, so wäre es ihm klar geworden, wie sehr er sich im Unrecht befand, und daß man ihm seine Uebereilung und seine ostentative Abneigung gegen Kramer sehr übel nahm.

Drei Tage später war man in der Garnison, einem großen Orte mit einer Menge höherer Lehranstalten, unter denen insbesondere ein Polytechnikum und eine Kunstakademie hervorragten.

Lieutenant Blume hatte um Urlaub gebeten, um seine Schwester zu besuchen, die ihm einen Brief geschrieben hatte, wonach sie seiner Hilfe dringend bedurfte; der Urlaub war noch nicht bewilligt, aber Blume beschäftigte sich mit dem Einpacken von Sachen, als ihm sein Bursche meldete, ein Ingenieur Döring wünsche ihn in einer dringenden Angelegenheit zu sprechen. Der Bursche überreichte auch die Karte des Ingenieurs, auf welcher links oben mit Bleistift die Worte geschrieben standen: „In einer Ehrensache". Bald darauf stand im Zimmer des Lieutenants ein noch ziemlich junger Mann in schwarzem Gesellschaftsanzug, der sich kühl verbeugte und begann:

„Ich habe die Ehre, Herrn Lieutenant Blume zu sprechen?"

„Der bin ich," entgegnete Blume, „und Ihr Name ist, wie ich sehe, Döring. Was führt Sie zu mir? Wollen Sie Platz nehmen."

Döring lehnte durch eine halbe Verbeugung ab und erklärte: „Ich komme im Auftrage meines Studienfreundes und Kollegen Kramer, der augenblicklich als einjährig-freiwilliger Unteroffizier bei Ihrem Bataillon steht. Sie haben meinen Freund während des Manövers vor ver-

Digitized by Google

sammeltem Offizierskorps auf das Schwerste verletzt, und derselbe fordert von Ihnen, Herr Lieutenant, Genugthuung in der Weise, wie dies unter Männern von Ehre üblich ist."

Lieutenant Blume machte ein sehr ernstes Gesicht und erklärte dann: „Selbstverständlich vertrete ich alle meine Handlungen. Und was haben Sie mir mitzutheilen?"

„Ich überbringe Ihnen eine Forderung auf Pistolen; feste Barrière fünf Schritt, gezogene Pistolen; Schuß à tempo. Darf ich um eine Antwort bitten, oder kann ich dieselbe im Auftrage meines Mandanten später von Ihnen empfangen? Wollen Sie vielleicht auch die Güte haben, mir Ihren Sekundanten zu nennen, damit ich mit ihm verhandle?"

Lieutenant Blume überlegte einen Augenblick und sagte: „Es ist selbstverständlich, daß ich die Forderung Ihres Freundes im Prinzip annehme, nur ist aus Gründen der militärischen Disziplin und nach dem Reglement vorläufig ein Austrag dieser Forderung zwischen mir und Herrn Kramer nicht möglich, da der Unterschied zwischen Vorgesetztem und Untergebenem, der zwischen uns besteht, hier ein zu großer ist; Herr Kramer ist noch nicht Offizier, und demnach bin ich nicht ohne Weiteres zur Satisfaktion verpflichtet. Ich erkläre Ihnen ausdrücklich, daß ich mich derselben um keinen Preis entziehen werde, aber genöthigt bin, die Forderung dem Ehrenrath des Offizierskorps mitzutheilen, um mit demselben zu berathen, welche Schritte zu geschehen haben. Sie haben die Güte gehabt, Ihre Adresse auf Ihre Visitenkarte zu schreiben, ich hoffe Ihnen schon heute Nachmittag nähere Antwort sagen und Ihnen gleichzeitig den Namen meines Sekundanten nennen zu können."

„Ich danke Ihnen," sagte Döring, „und bitte um Entschuldigung wegen der Störung. Ich habe die Ehre."

— — — — — — — — — — — —

Am nächsten Tage erhielt der Ingenieur Döring von

Digitized by Google

dem Hauptmann v. Seyffenbarth die Mittheilung, daß Lieutenant Blume die Forderung annehme, der Austrag des Duells könne aber erst nach absolvirter Dienstzeit Kramer's geschehen. Sobald Kramer entlassen sei, stehe Lieutenant Blume jederzeit zur Verfügung seines Gegners und theile noch mit, daß Lieutenant Kreyßig sein Sekundant sei, mit dem Herr Döring jetzt schon, wenn er wolle, nähere Vereinbarung treffen könne. Selbstverständlich sei es, daß vorläufig über die ganze Angelegenheit im Interesse der Disziplin und der beiden Gegner absolutes Stillschweigen zu beobachten sei.

Damit war die Sache vorläufig erledigt. Die beiden Gegner hatten Muße, darüber nachzudenken, wie sich ihr Schicksal gestalten würde; sie hatten nebeneinander herzugehen in dem Verhältniß als Vorgesetzter und Untergebener, in gewisser Beziehung in den Formen der guten Gesellschaft, und hatten gleichzeitig dabei das Recht, daran zu denken, wie Jeder den Anderen nach Ablauf der betreffenden Frist am bequemsten und sichersten aus der Welt schaffe.

Lieutenant Blume ging einige Tage später in Urlaub, und als er zurückkehrte, ging auch Kramer fort, weil er in seiner Fabrik so dringende Arbeiten zu erledigen hatte, daß seine Anwesenheit unter allen Umständen nöthig war; er hatte den Urlaub direkt vom Generalkommando bekommen, welches ihm mit Rücksicht auf seine soziale Stellung diese besondere Vergünstigung gewährte.

2.

In einer Wagenabtheilung zweiter Klasse saßen zwei junge Herren, gigerlmäßig gekleidet und, wie es schien, sehr von sich selbst eingenommen. Sie lachten und schwatzten auf eine junge Dame los, die mit vornehmer Bescheidenheit gekleidet war und die sich offenbar durchaus nicht

Digitized by Google

wohl in der Geſellſchaft der beiden jungen Leute fühlte. In einer Ecke ſaß ein älterer Herr, der in einem Buche las, ihm gegenüber Kramer, der kurz vor Beendigung ſeines Urlaubs auf dem Rückweg nach der Garniſon war. Er beabſichtigte unterwegs noch einmal Halt zu machen und erſt am nächſten Tage mit Beendigung des Urlaubs beim Bataillon wieder einzurücken.

Die beiden jungen Leute, die ſich mit der Dame beſchäftigten, wurden immer dreiſter und zudringlicher. Plötzlich brach die Dame in Thränen aus. „Ich finde es unglaublich rückſichtslos," ſagte ſie, „mich in dieſer Weiſe zu beläſtigen, nachdem Sie mir gelegentlich eine Gefälligkeit erwieſen; hätte ich das gewußt, ſo wäre ich lieber zu Fuß gegangen, als von Ihnen das Geld zur Fahrt anzunehmen, nachdem man mir auf dem Bahnhof meine Geldtaſche entwendet hatte."

„Na, na!" ſagte einer der jungen Leute, „nur nicht gleich ſo ſtolz! Man will doch für ſein Geld auch was haben, und wenn wir uns mit Ihnen ein paar Witze machen, dann brauchen Sie ſich nicht gleich als vornehme Dame aufzuſpielen."

Die Dame entgegnete empört: „Sie ſahen mich in Verlegenheit und boten mir Ihre Hilfe an; ich nahm dieſelbe an, weil ich glaubte, es mit Ehrenmännern zu thun zu haben. Ich bedauere auf das Tiefſte, mich Ihnen anvertraut zu haben."

„Na, hören Sie 'mal," ſagte der zweite der jungen Leute, „wenn Sie hier noch Redensarten machen wollen und uns für unſere Gutmüthigkeit Grobheiten zu ſagen ſich herausnehmen, dann können Sie 'was erleben! Den Witz mit der Geldtaſche kennt man ja. Thun Sie doch nicht ſo, als ob Sie wer weiß was wären!"

Die Dame ſchien zuerſt erſtarrt über dieſe Rohheit; dann ſprang ſie auf und rief angſtvoll: „Ich bitte um Schutz und Hilfe gegen dieſe maßloſe Unverſchämtheit!"

Digitized by Google

In demselben Augenblick stand Kramer auf.

„Sie suchen Hilfe, Sie finden sie bei mir. Wollen Sie mir sagen, was Sie diesen Leuten schulden."

Die junge Dame sah mit wahrhaft flehendem Blick Kramer an und sagte: „Ich danke Ihnen tausendmal,

wenn Sie sich meiner annehmen wollen! Im Begriff, zu meiner Tante zu fahren, wurde mir auf dem Bahnhof mein Geldtäschchen gestohlen. Die Herren gaben mir vier Mark zur Bezahlung einer Fahrkarte, und ich bat mir ihre Namen aus, um ihnen das Geld zurückzusenden."

„Und Sie selbst verweigerten uns Ihren Namen, obgleich wir Sie um denselben baten," bemerkte der eine der jungen Leute.

Digitized by Google

„Ich habe Rücksichten zu nehmen," versetzte die Dame, „und kann nicht ohne Weiteres meinen Namen nennen."

„Sie haben sehr wohl gethan, mein Fräulein," bestätigte Kramer, „diesen Leuten nicht Ihren Namen anzuvertrauen. — Welcher der Herren hat Ihnen die vier Mark geliehen?"

„Dieser da."

Kramer entnahm seinem Portemonnaie vier Mark und händigte sie dem Manne mit den Worten ein: „Hier haben Sie Ihr Geld zurück, und nun merken Sie sich, daß diese Dame unter meinem Schutze steht."

Durch eine Handbewegung bot Kramer der Dame den Eckſitz an, den er bisher eingenommen hatte. Die beiden jungen Leute schienen zu merken, daß sie sich blamirt hatten, und versuchten durch Dreistigkeit zu imponiren.

„Sagen Sie einmal," sagte der Zweite von ihnen, der vorher so maßlos grob gegen die Dame gewesen war, „warum mischen denn Sie sich überhaupt hier in unsere Angelegenheiten? Was geht Sie denn die Sache an? Sie wollen uns wohl das Schätzchen wegschnappen, wie?"

Im nächsten Augenblick klatschte eine schallende Ohrfeige durch das Coupé, und der Mann, der soeben noch geredet hatte, sank mit einem Wuthschrei in die Polster zurück.

Mit zornfunkelnden Augen stand Kramer da und rief: „Noch ein ähnliches Wort, durch das Sie diese Dame oder mich beleidigen, und ich werde Sie Anstand in einer Weise lehren, daß Sie es nie vergessen."

Der alte Herr in der Ecke konnte nicht umhin, ein lautes „Bravo" zu rufen, und die beiden rohen Patrone waren jetzt so eingeschüchtert, daß sie keine Erwiederung mehr wagten.

In dem Coupé trat eine ganz ungewöhnliche Stille ein, bis man wenige Minuten später eine Station erreichte.

Digitized by Google

Mit geradezu lächerlicher Geschwindigkeit verschwanden hier die beiden jungen Herren aus dem Wagen, der alte Herr stieg auch aus und grüßte liebenswürdig, als er das Coupé verließ.

Der Zug hatte kaum eine Minute Aufenthalt und fuhr im nächsten Augenblick schon wieder davon. Kramer blieb allein mit der Dame zurück.

„Ich sage Ihnen meinen herzlichsten Dank für das, was Sie gethan haben," begann diese, „und bitte mir nun Ihren Namen aus, um Ihnen das Geld, das Sie für mich verauslagten, zurückzusenden."

„Mein Name ist Kramer," erklärte der Angeredete und überreichte der Dame seine Karte; „mein Garnisonsort ist darauf vermerkt. Wenn Sie aber, mein Fräulein, irgend welche Hilfe noch brauchen, so stehe ich Ihnen zur Verfügung."

„Ich danke Ihnen. Sie gestatten, daß ich Ihnen meinen Namen nenne."

„Ich bitte sehr," fiel ihr Kramer in das Wort, „Sie haben gesagt, Sie hätten Rücksichten zu nehmen; ich habe genügend Vertrauen zu Ihnen, um auf die Nennung Ihres Namens zu verzichten."

Die Dame lächelte, und trotz der eigenthümlichen Situation konnte Kramer nicht umhin, zu bemerken, daß dieses Lächeln ihrem Gesicht sehr gut stand, zumal ihre graublauen Augen fast schalkhaft leuchteten.

„Ich kann mich Ihnen anvertrauen, mein Herr," sagte sie, „Sie haben sich in edler Weise meiner angenommen und tragen auf Ihrer Schulterklappe dieselbe Nummer, die mein Bruder auf seiner Epaulette trägt; mein Bruder ist Offizier in Ihrem Regiment."

„Mit wem habe ich die Ehre?" sagte Kramer sich nochmals erhebend.

„Ich heiße Martha Blume."

Kramer schoß das Blut in's Gesicht und er erblaßte

Digitized by Google

unmittelbar darauf. „Ich ſchätze mich glücklich," ſagte er dann halb mechaniſch, „Sie kennen zu lernen, und ich danke Ihnen für die Liebenswürdigkeit, mit der Sie mir Ihren Namen genannt haben. Ihr Herr Bruder iſt allerdings in unſerem Regiment, ſogar in unſerem Bataillon, und, wie ich erfahren habe, ſoeben Adjutant geworden."

„Ganz recht," entgegnete Martha. „Ein ſonderbarer Zufall hat uns zuſammengeführt, Herr Kramer, wir werden uns wohl auch wieder ſehen, denn ich mache nur bei meiner Tante einen Beſuch, um dann dauernden Aufenthalt in der Garniſonsſtadt meines Bruders zu nehmen. Ich war bisher bei einer anderen Verwandten, da ich eine Waiſe bin. Die iſt nun geſtorben, und ich muß bei meinem Bruder, vorläufig wenigſtens, Schutz und Anſchluß ſuchen, deshalb werden Sie mich in einigen Tagen wohl in Ihrer Garniſon ſehen."

Die Dame plauderte dann weiter und die Unterhaltung wurde wie zwiſchen alten Bekannten geführt.

Auf der zweitnächſten Station mußte Kramer den Wagen verlaſſen, da er auf eine andere Strecke überging; die Dame fuhr weiter. Kramer ergriff ſeinen kleinen Handkoffer, verabſchiedete ſich höflich, ſprach die Hoffnung auf ein Wiederſehen aus und entſtieg dem Zuge, der ſich unmittelbar darauf in Bewegung ſetzte.

Aus einem anderen Coupé deſſelben Zuges aber waren auch die beiden dreiſten Patrone geſtiegen, welche Kramer ſo energiſch in ihre Schranken zurückgewieſen hatte. Sie ſchienen hier zu Hauſe zu ſein, und deshalb erhoben ſie beim Anblick Kramer's ſofort ein lautes Geſchrei, riefen den Inſpektor heran und verlangten von ihm Feſtſtellung der Perſonalien Kramer's, da dieſer ſie im Wagen überfallen und thätlich mißhandelt habe.

Durch das Geſchrei der Beiden ſammelten ſich andere Leute, die auf dem Bahnhof anweſend waren, und binnen

Digitized by Google

kurzer Zeit sah sich Kramer von einigen zwanzig, dreißig Personen umringt.

Der Inspektor und die anderen Beamten beschwichtigten endlich das Publikum, Kramer und seine beiden Gegner wurden nach dem Stationsbureau geführt, und hier wurde der Name Kramer's festgestellt, ebenso erfuhr er, daß die beiden dreisten Burschen Brüder waren und den Familiennamen Stengel führten; sie waren die Söhne eines großen Holzhändlers in dem Orte, an dem man sich augenblicklich befand, und der Inspektor schien sie schon zu kennen, denn er ging mit ihnen ziemlich barsch um. Die beiden Stengel drohten mit einer Anzeige beim Regiment und mit Veröffentlichung des Vorfalls in den Zeitungen und behaupteten immer noch, sie wären ohne alle Veranlassung von Kramer im Coupé angefallen worden.

Es that Kramer in diesem Augenblick sehr leid, den alten Herrn, der im Coupé war, nicht um seine Adresse gebeten zu haben, da dieser jedenfalls ein einwandfreier Zeuge gewesen wäre.

Als Kramer das Stationsbureau verließ und durch den Wartesaal schritt, um auf der anderen Seite des Bahnsteiges in den bereitstehenden Zug der Nebenstrecke zu steigen, folgten ihm die beiden Stengel und überschütteten ihn mit Schimpfworten; als Kramer sich umdrehte und sie zur Rede stellte, sammelte sich wiederum eine Anzahl von Personen um ihn, die sämmtlich Bekannte der Stengel waren und augenscheinlich gegen jede Uniform eine große Abneigung besaßen. Kramer wurde geradezu bedrängt, man vertrat ihm den Weg, und als einer der Stengel sich erdreistete, ihn zu stoßen, blieb Kramer nichts anderes übrig, als blank zu ziehen und sich durch energische Hiebe nach rechts und links Luft zu machen. Diese Hiebe trafen Niemand, da Alles vorsichtig der Waffe auswich, aber nur mit Mühe und Noth kam Kramer bis zu dem Zuge,

Digitized by Google

in dem er eine Abtheilung zweiter Klasse bestieg. Es war ein Glück, daß der Zug unmittelbar darauf abfuhr, sonst wären vielleicht noch weitere Ausschreitungen vorgekommen.

Eine Stunde später entstieg Kramer diesem Zuge, um noch einen kurzen Besuch zu machen, der sich bis zum Mittag des nächsten Tages erstrecken sollte.

3.

Ein militärisches Standgericht ist eine durchaus ernste Sache für alle dabei Betheiligten, insbesondere für den Angeklagten, einen besonders feierlichen Eindruck macht aber ein solches Gericht nicht, weil bei der spartanischen Einfachheit, die in der deutschen Armee herrscht, alle Erfordernisse zu einem theatralischen Effekt fehlen. Die Scene ist eine Kasernenstube. An dem Tisch hat der Hauptmann als Vorsitzender des Standgerichts Platz genommen, neben ihm der Adjutant, der beim Standgericht die Stelle des Auditeurs, also gewissermaßen die Stelle des Staatsanwalts vertritt. Auf Stühlen sitzen die vier Richtergruppen von je zwei Personen, nämlich zwei Gefreite als Vertreter des Mannschaftsstandes, zwei Unteroffiziere, zwei Sekonde- und zwei Premierlieutenants. Die gesammten Richter sind im Ordonnanzanzuge, die Offiziere tragen Helm und Schärpe, die Unteroffiziere und Mannschaften Helm und Seitengewehr.

Der Hauptmann v. Seyffenbarth erklärte das Standgericht für eröffnet und forderte die Richter auf, nur nach bestem Wissen und Gewissen ihr Urtheil abzugeben. Die Richter versicherten ihre Unparteilichkeit und Gerechtigkeit mit einem lauten Ja, dann erklärte der Hauptmann die Sitzung für eröffnet, und befahl, den Angeklagten Kramer hereinzuführen.

Einer der Unteroffiziere öffnet die Thür und ruft in den Koridor hinaus: „Unteroffizier Kramer!“ Bald darauf

Digitized by Google

steht der Angeklagte, ebenfalls im Ordonnanzanzug, in dem Zimmer, und Hauptmann v. Seyffenbarth beginnt:

„Einjährig-freiwilliger Unteroffizier Kramer! Sie sind angeklagt grober Vergehen und Verletzungen der öffentlichen Ruhe und Ordnung. Es liegt eine Anklage der

Gebrüder Stengel gegen Sie vor, wonach Sie diese Leute im Coupé in anscheinend trunkenem Zustande mißhandelt haben. Es steht dabei ausdrücklich die Bemerkung, daß der Streit wegen einer verdächtigen weiblichen Persönlichkeit entstanden ist, welche später verschwunden war, als Sie einen zweiten, noch gröberen Unfug in Scene setzten; es liegt eine Beschwerde einer Anzahl von Bürgern aus der Station vor, wo Sie auf dem Bahnhof durch Ihr

Digitized by Google

Gebahren die öffentliche Entrüstung erregt haben: Sie haben auch hier wieder die Leute, die Sie zurechtweisen wollten, mit der Waffe bedroht, und es hat einen so argen Skandal gegeben, daß die Zeitungen sich der Sache bemächtigt haben. Zur Information der Herren Richter werde ich den betreffenden Zeitungsausschnitt vorlesen, der auch in verschiedene andere Blätter übergegangen ist. Dieser Artikel lautet:

‚Ein großer Unfug und Exceß wurde gestern hier von einem einjährig-freiwilligen Unteroffizier Namens Kramer verübt. Derselbe war auf der Rückreise nach seinem Garnisonsort begriffen und hatte anscheinend sich vor dem Einrücken bei seinem Truppentheil ein wenig Muth angetrunken. Nachdem er seinen Durst nach anregenden Getränken gestillt hatte, kam der Durst nach Heldenthaten, und er verübte dieselben in der Weise, daß er in seinem Coupé wegen eines verdächtigen Dämchens, zu dessen Ritter er sich aufwarf, zwei harmlose Leute brutal mißhandelte und nur von weiteren Gewaltthaten dadurch abgehalten wurde, daß die beiden Betheiligten, die Söhne eines der bekanntesten und angesehensten Bürger unserer Stadt, das Coupé verließen. Natürlich ließen die Mißhandelten dem dreisten Heldensohne seine Frechheit nicht ohne Weiteres hingehen. Als sie auf der hiesigen Station angekommen waren, verlangten sie die Feststellung der Personalien des Unteroffiziers, der zur Schande aller Gebildeten die Freiwilligenschnüre trägt. Bei der Feststellung dieser Personalien kam es zu höchst lärmenden Scenen, der einjährig-freiwillige Unteroffizier Kramer betrug sich geradezu wie ein Rasender. Das auf dem Bahnhof anwesende unbetheiligte Publikum war über das Betragen des frechen Patrons derartig empört, daß es an ihm Lynchjustiz zu üben versuchte; darauf zog der Einjährige vom Leder, hieb wüthend um sich und entwischte auch glücklich. Wir aber

Digitized by Google

fragen bei der Oeffentlichkeit und bei den Behörden an, was weiter zu geschehen hat, um den Thäter für seine Rohheit gebührend zu züchtigen?'

Dieser Artikel ist auch dem Generalkommando, der Division und der Brigade eingesendet worden, und das Kommando hat eine strenge Untersuchung und Einsendung eines Berichtes verlangt. Ich bitte nun den Herrn Adjutanten Blume, die Anklage zu begründen."

Blume erhob sich. „Meine Stellung als Adjutant," begann er, „verpflichtet mich, die Anklage gegen den einjährig-freiwilligen Unteroffizier Kramer zu erheben. Die Kameraden werden mich verstehen, wenn ich erkläre, daß die Verhältnisse mich zwingen, gerade außerordentlich gerecht und unparteiisch in dieser Sache zu verfahren; ich muß aber sagen, daß ich zu einem durchaus ungünstigen Urtheil über Kramer gekommen bin. Es steht hier Aussage gegen Aussage. Kramer stellt die Sachlage durchaus anders dar, als die Zeugen. Seinen Aussagen stehen aber diametral gegenüber die Aussagen von vielleicht dreißig anderen Leuten, welche die Eingabe an das Regiment unterschrieben haben und unter denen sich, wie es scheint, höchst achtbare Bürger befinden. Auch die Familie Stengel, deren Söhne der Angeklagte bedroht und angegriffen haben soll, gehört zu den geachtetsten, und es ist doch nicht ohne Weiteres anzunehmen, daß die beiden Leute, welche die Anklage gegen Kramer erheben, die Sache vollständig aus der Luft gegriffen haben sollten. Die Stationsbeamten konnten ebenso wie die Einsender der Klage bei der Kürze der Zeit nicht vernommen werden, es scheint dies aber auch nicht nöthig, der Angeklagte hat sich selbst sehr dadurch verdächtig gemacht, daß er sich weigert, seine Entlastungszeugen zu nennen. Er gesteht zu, daß er den Herrn, der mit ihm im Coupé saß, nicht nach seinem Namen gefragt hat, dagegen weiß er den Namen der Dame,

Digitized by Google

wegen der die Streitigkeit entbrannt ist, und dennoch weigert er sich, ihn zu nennen; er behauptet verpflichtet zu sein, den Namen zu verschweigen, da die Dame durch den Zeitungsartikel und die böswilligen Verleumdungen schon schwer genug geschädigt sei. Sie sei vollständig unschuldig und würde unnützer Weise kompromittirt, wenn er ihren Namen nennen wollte. Ich finde diese Argumentation höchst sonderbar. Wenn die Dame achtbar und an dem Exceß unschuldig ist, dann hat der Angeklagte nicht den mindesten Grund, ihren Namen zu verschweigen; daß er ihren Namen aber nicht nennt, hat daher anscheinend darin seinen Grund, daß er alle Veranlassung hat, sich dieser Bekanntschaft zu schämen. Was nun die genannten Ausschreitungen betrifft, so gibt Kramer selbst zu, den einen der Stengel derb in das Gesicht geschlagen zu haben; er gesteht zu, auch auf dem Bahnhof das Seitengewehr gezogen und um sich gehauen zu haben, will aber in beiden Fällen gereizt worden sein. Dieser Aussage gegenüber stehen dreißig andere Aussagen, die allerdings noch nicht beschworen sind, die man doch aber nicht gegenüber der Aussage des Angeklagten als unglaubwürdig betrachten kann. Ich halte daher den Angeklagten für schuldig des Mißbrauchs der ihm anvertrauten Waffe, der schweren öffentlichen Beleidigung von Civilpersonen, der Verursachung eines Auflaufes und Tumultes, und beantrage eine Strafe von vier Wochen Mittelarrest."

Der Adjutant Blume setzte sich wieder hin und beschäftigte sich mit seinen Akten. Hauptmann v. Seyffenbarth sah Kramer prüfend an und sagte dann: „Der Angeklagte hat das Wort zur Vertheidigung."

Kramer erzählte die Vorfälle genau, wie sie sich abgespielt hatten, und bei der Macht der Ueberzeugung, die in der Wahrheit ruht, waren die meisten anwesenden Richter, insbesondere die unteren Chargen, durchaus nicht

Digitized by Google

abgeneigt, Kramer zu glauben, nur eine Sache war Allen verdächtig: er wollte den Namen der Dame nicht nennen, die ihn durch ihre Aussage von allem Verdachte sofort hätte reinigen können. Aber Kramer erklärte energisch, die Art und Weise, wie der Vertreter der Anklage über diese Dame geurtheilt habe, zwinge ihn erst recht, den Namen zu verschweigen. Es sei seine Ehrenpflicht, zu verhindern, daß eine anständige Dame mit ihrem Namen in eine Angelegenheit hineingezogen würde, in welcher böswillige Verleumdung und niedrige Rache eine so große Rolle spielten.

Kramer wurde warm, als er sprach; er sprach lange und eindringlich. Er versicherte auf sein Gewissen und sein Wort als Ehrenmann, daß das, was er erzählt, absolut wahr sei, und als er schwieg, konnte selbst Hauptmann v. Seyffenbarth ein Schmunzeln nicht unterdrücken. Die Rede Kramer's hatte ihm gefallen.

„Hat noch einer der Richter," fragte Hauptmann v. Seyffenbarth weiter, „irgend eine Frage, um sich über den Gegenstand zu informiren? — Das scheint nicht der Fall zu sein. Ich fordere hiermit die Richter auf, gruppenweise hinaus zu gehen und sich über den Urtheilsspruch, den sie jetzt in diese Liste einzutragen haben, zu berathen. Die unterste Charge des Mannschaftsstandes beginnt zuerst ihre Abgabe des Urtheils. Noch einmal schärfe ich den Richtern ein, sich nur nach ihrem Gewissen und ihrer Ueberzeugung zu richten — die beiden Gefreiten können hinausgehen."

Die Gefreiten gingen hinaus, kehrten aber nach kaum einer Minute zurück.

Der Angeklagte wurde jetzt hinausgewiesen und dort von dem Unteroffizier du jour in Empfang genommen, der ihn nach einem anderen Zimmer brachte, bis die Abstimmung vorüber war.

Digitized by Google

„Haben Sie," fragte Hauptmann v. Seyffenbarth die beiden Gefreiten, „sich über das Urtheil geinigt?"

„Zu Befehl, Herr Hauptmann," erklärten die Gefreiten.

„Dann tragen Sie Ihre Namen in die rechte oder in die linke Rubrik des vorstehenden Protokolls ein. Schreiben Sie Ihren Namen rechts hin, so lautet dies: Ja, der Angeklagte ist schuldig; schreiben Sie Ihren Namen links hin, so heißt dies: Nein, der Angeklagte ist nicht schuldig. An der Spitze der Rubrik steht, wie Sie sehen, das Ja und das Nein."

Die beiden Gefreiten schrieben ihre Namen in die Rubrik „Nein". Einige Minuten später folgten ihnen die Unteroffiziere, welche ebenfalls ihre Namen auf die Neinseite setzten; dann folgten die Sekondelieutenants, von denen der eine seinen Namen auf die Ja-, der andere auf die Neinseite schrieb. Die beiden Premierlieutenants gingen auf die Jaseite, der Hauptmann v. Seyffenbarth überlegte einen Augenblick, dann setzte er seinen Namen selbst unter die Neinseite und schloß darauf das Protokoll ab, das von Blume, dem Hauptmann und sämmtlichen anwesenden Richtern noch einmal unterzeichnet wurde.

Darauf wurde der Angeklagte Kramer hereingerufen und ihm mitgetheilt, daß sechs Stimmen sich für seine Unschuld, drei Stimmen für seine Schuld erklärt hätten; er sei demnach freigesprochen, doch habe er wahrscheinlich noch eine Disziplinarunterſuchung und etwaige Bestrafung zu erwarten.

Kramer war bei den Mannschaften, bei den Unteroffizieren und bei dem größeren Theile der Offiziere sehr beliebt, geachtet und geschätzt, man schenkte ihm, trotzdem er allein mit seiner Behauptung stand, deshalb mehr Vertrauen, als seinen Anklägern und den Denunzianten, und entschied sich so aus voller Ueberzeugung für seine Unschuld. Wohl mit Rücksicht darauf, daß die Oeffentlichkeit sich über

Digitized by Google

die Freisprechung Kramer's wieder aufregen würde, erhielt derselbe vom Regiment wegen inkorrekten Verhaltens auf Urlaub einen achttägigen Stubenarrest, außerdem wurde ihm mitgetheilt, daß er auf einen Urlaub während seiner ferneren Dienstzeit unter keinen Umständen mehr zu rechnen habe.

Die Sache war also noch recht glimpflich abgelaufen, trotzdem Kramer immerhin noch für etwas bestraft worden war, was er nicht begangen hatte.

4.

Wie ein Beinbruch bekanntlich immer noch angenehmer ist, als ein Bruch des Halses, so gibt es auch Dinge, die viel unangenehmer sind als Stubenarrest, besonders wenn man in einer so behaglich eingerichteten Wohnung am Fenster sitzen kann und zusieht, wie sich die Dämmerung herabsenkt auf die Häuser. Und wenn man noch in den zwanziger Jahren steht und ein wenig romantisch angelegt ist, dann kann man sogar dabei träumen, trotzdem man die prosaische Uniform eines einjährigfreiwilligen Unteroffiziers trägt.

Es kam dem mit Stubenarrest belegten Kramer vor, als sähe er draußen im Winde braunes Lockenhaar wehen, dann sah er in der Finsterniß ein liebliches Gesicht lächeln, ein Gesicht von einem zarten Oval mit einem Paar leuchtenden graublauen Augen. Merkwürdiger Weise seufzte dann der einjährig-freiwillige Unteroffizier tief auf, obgleich anscheinend dazu gar keine Veranlassung vorlag, und Knopf um Knopf öffnete er von seiner Uniform, als würde ihm die Brust zu weit. Er war eben im Begriff, sich in ein Dickicht von Gedanken zu stürzen, in dem allerlei Unterholz wuchs von Ideen über Sonderbarkeit des Schicksals, über eigenthümliche Fügungen u. s. w., als sich das Zimmer erhellte, und der Putzkamerad mit der Lampe eintrat, die er auf den Tisch niederstellte.

Digitized by Google

Dieſe brennende Petroleumlampe brachte Kramer um alle Poeſie, er zog die Fenſtervorhänge zu und ſetzte ſich an den Tiſch, um einen Brief zu ſchreiben. Er befand ſich jetzt am dritten Tage ſeines Stubenarreſtes, und am erſten Tage hatte ihn der Hauptmann v. Seyffenbarth, am zweiten Tage der Offizier du jour beſucht und nachgeſehen, ob er auch wirklich zu Hauſe ſei. Kramer glaubte deshalb an nichts Anderes, als an eine neuerliche Reviſion, als es draußen klingelte und bald darauf der Burſche die Thür mit den Worten aufſtieß: „Der Herr Lieutenant Blume!"

So raſch es ging, knöpfte Kramer ſeine Uniform zu, dann meldete er in dienſtlicher Haltung: „Einjährig-freiwilliger Unteroffizier Kramer, acht Tage Stubenarreſt vom Regimentskommando wegen inkorrekten Verhaltens auf Urlaub!"

„Ich danke Ihnen," ſagte Blume und betrachtete Kramer mit eigenthümlichen Augen; es war ein langer, langer Blick, den er dem vor ihm ſtehenden etwas jüngeren Manne zuwarf.

„Ich komme nicht dienſtlich zu Ihnen, ſondern in eigener Sache; ich wollte Sie um eine Unterredung bitten."

Er winkte dem Soldaten, der noch immer an der Thür ſtand, das Zimmer zu verlaſſen.

„Wollen Sie mir die Ehre geben, Herr Lieutenant, ſich niederzuſetzen."

Lieutenant Blume ſetzte ſich, und als Kramer ſtehen blieb, ſagte er: „Bitte, ſetzen Sie ſich ebenfalls! Wir verhandeln nicht als Vorgeſetzter und Untergebener, ſondern als Männer untereinander."

Kramer nahm erwartungsvoll Platz. Blume blickte erſt eine Zeitlang in's Leere, als wolle er ſich ſammeln, dann ſagte er ohne aufzuſehen: „Ich habe heute von meiner Schweſter erfahren, welch' ein unglückſeliges Abenteuer ihr auf der Reiſe begegnet iſt und in welcher Weiſe Sie ſich

Digitized by Google

ihrer angenommen haben. Meine Schwester ist empört und außer sich über die Art und Weise, wie die ganze Angelegenheit in den Zeitungen entstellt ist, und zittert bei dem Gedanken, daß ihr Name an die Oeffentlichkeit kommen könnte. Sie haben höchst edelmüthig gehandelt, obwohl Sie in keiner Weise dazu verpflichtet waren; Sie sind großherzig gewesen nicht nur gegen meine Schwester, sondern auch gegen mich, der ich, wie Sie wissen, nicht Ihr Freund bin und es nicht sein darf, denn was zwischen uns steht, wissen Sie ja ebensogut wie ich. Sie haben gehandelt, wie nur ein Ehrenmann handeln kann, und deshalb bin ich zu Ihnen gekommen, um Ihnen zu danken. Was auch zwischen uns steht, es soll mich nicht hindern, Ihnen die Hand zu bieten und Ihnen zugleich den Dank, den aufrichtigsten, herzlichsten Dank für Ihre Handlungsweise zu sagen."

Kramer ergriff die Hand des Offiziers und versetzte: „Ich freue mich, Herr Lieutenant, daß Sie meine Handlungsweise anerkennen. Ihr Dank thut mir wohl, aber er war nicht nothwendig."

„Er war nothwendig, so nothwendig, wie der Schritt, den ich thun muß: ich werde morgen früh mich zum Regimentskommandeur begeben und ihm sowie sämmtlichen Offizieren des Regiments mittheilen, aus welchen ehrenwerthen Motiven Sie geschwiegen haben. Vor meinen Kameraden kann meine Schwester nicht bloßgestellt werden, dieselben werden über den Fall Schweigen bewahren; es handelt sich nur um die verleumderische Oeffentlichkeit. Aber Ihnen muß Genugthuung werden, und ich werde meine Pflicht erfüllen, denn ich will Ihnen ehrlich in die Augen sehen können. Nehmen Sie nochmals meinen herzlichsten Dank und leben Sie wohl."

Wenige Augenblicke später war Kramer wieder allein. Die Thür draußen war in's Schloß gefallen. Zwei

Digitized by Google

Menschenherzen waren sich hier auf einen Augenblick nahe, sehr nahe getreten; aber so mächtig vielleicht der Trieb der Achtung, ja, einer späteren Neigung in Menschenherzen ist, die sich zu einander hingezogen fühlen, mächtiger sind oft noch die künstlichen Schranken, welche die Welt mit ihrem sogenannten Kodex der Ehre und der Gesellschaft zwischen den Menschenherzen errichtet.

— — — — — — — — — — —

Am nächsten Morgen gegen elf Uhr kam das Bataillon mit klingendem Spiel vom Exerzierplatz zurück. Kramer trat nicht an das Fenster seiner Wohnung, weil es taktlos gewesen wäre, als Arrestant die Parade gewissermaßen über das Bataillon abzunehmen; plötzlich kam aber der Putzbursche hereingestürzt und rief ganz bestürzt, der Hauptmann sei vor der Thür vom Pferde gestiegen und komme herauf.

Kramer brachte noch rasch seinen Anzug in Ordnung und war gerade damit fertig, als Seyffenbarth in das Zimmer trat. Sein langer rothblonder Schnurrbart war noch schneidiger aufgedreht als sonst, in dem rothen, wohlgenährten Gesicht lag ein eigenthümliches Schmunzeln, und seine kleinen Aeuglein zwinkerten ordentlich listig, als er Kramer die Hand auf den Mund legte, als dieser seinen Spruch mit der Meldung anbringen wollte.

„Hat sich was zu stubenarresten!" sagte Seyffenbarth, „Sie haben keinen Stubenarrest mehr, derselbe ist Ihnen vom Regimentskommando erlassen, und es macht mir, Ihrem Hauptmann, Freude, Ihnen diese Nachricht selbst zu bringen. Gleichzeitig bringe ich Ihnen für heute Mittag eine Einladung zu Tisch in's Offizierkasino. Kommen Sie hin, wir werden uns Alle freuen, einen Mann wie Sie in unserer Mitte zu sehen, den wir hoffentlich dereinst als Kamerad in unsere Reihen aufnehmen werden. Kramer, Sie sind ein Prachtmensch, Sie trinken heute Mittag mit

Digitized by Google

mir eine Flasche Sekt, Sie haben mir eine riesige Freude gemacht! Sie brauchen auch heute Nachmittag noch nicht zum Dienst." Er klopfte Kramer wiederholt auf die Schulter und dann reichte er ihm die Hand.

„Also Sie kommen," sagte er, „pünktlich! Kommen Sie meinetwegen in Extrauniform, ich weiß ja doch, Sie ziehen sie gern an, und ich will heute mal ein Auge zudrücken. Nun adieu, Kramer, adieu!"

Er ging hinaus, wie es schien, höchst vergnüglich gestimmt; als er aber im Korridor den Putzkameraden Sobotka, ebenfalls ein Mitglied seiner Kompagnie sah, besann er sich wohl, daß er nicht nur Mensch, sondern auch Hauptmann sei, und sagte daher halb ernst und halb humoristisch: „Sage mir, Du Tagedieb, hast Du auch Deine Stiefel in Ordnung?"

„Zu Befehl, Herr Hauptmann," versetzte Sobotka.

„Zeig' sie 'mal, mein Sohn, zeig' sie 'mal, und wenn sie nicht in Ordnung sind, sollst Du mir in den Arrest fliegen wie eine Kanonenkugel."

Sobotka ging in seine Kammer und holte aus derselben zwei Paar Kommißstiefeln heraus, die er dem Hauptmann vorzeigte. Dieser prüfte sehr sorgfältig das Oberleder auf seine Weiche und Vollständigkeit, die Sohlen auf ihre Stärke, und sah nach, ob auch genügend Nägel aufgeschlagen waren. Nachdem er so die Stiefel inwendig und auswendig beaugenscheinigt hatte, meinte er: „Mein Sohn, Du hast wohl Extrastiefel an?"

„Zu Befehl, Herr Hauptmann, außer Dienst trage ich Extrastiefel."

„Brav, mein Junge, das ist schön von Dir, daß Du das königliche Eigenthum nicht muthwillig ruinirst; ich freue mich über Dich und will Dir dafür nächstens eine Dummheit nachsehen; aber sie darf nicht zu groß sein, Menschenskind! Du verstehst mich doch?"

Digitized by Google

„Zu Befehl, Herr Hauptmann," grinste Sobotka, denn er wußte, wie lustig gestimmt der Kompagniechef war.

Dann ging der Hauptmann v. Seyffenbarth die Straße hinunter und klirrte mit seinen Sporen und seinem Säbel bis nach seinem Quartier, um dort den Feldwebel, die „Mutter der Kompagnie", zu einer wichtigen Audienz zu empfangen.

5.

In zwei langausgezogenen Gliedern stand die Kompagnie des Hauptmanns v. Seyffenbarth auf dem Kasernenhofe, um einen großen Stiefelappell abzuhalten. Hauptmann v. Seyffenbarth war ein sehr gerechter, zu Zeiten auch liebenswürdiger Vorgesetzter, der sich seinem Dienst mit aller Aufmerksamkeit und Sorgfalt widmete. Es unterstützte ihn in seinen Bestrebungen, daß er ein alter Junggeselle war und als solcher viel Zeit für seine Kompagnie übrig hatte. Nach seiner Behauptung durften Offiziere überhaupt nicht heirathen, bevor sie nicht den Hauptmannsgrad hinter sich hatten, weil ein gewissenhafter Hauptmann soviel zu thun habe, daß ihm absolut nicht viel Zeit für seine Familie übrig bliebe; es sei sogar unmöglich, daß sich ein Hauptmann mit seiner Kompagnie und seiner Familie beschäftige, eine von beiden müßte leiden, wahrscheinlich beide.

Es ist eine eigenthümliche Erscheinung, daß fast jeder Hauptmann in seinem außerordentlich vielseitigen Dienstbetrieb eine besondere „Spezialität" hat. Bei Hauptmann v. Seyffenbarth waren es die Stiefel, auf die er einen ungeheuerlichen Werth legte. Wöchentlich einmal fand ein großer Stiefelappell statt, der viele Stunden dauerte und vor welchem Mannschaften und Unteroffiziere zitterten. Wehe, wenn Hauptmann v. Seyffenbarth die geringste Nachlässigkeit in Bezug auf Stiefelbehandlung endeckte, der

Digitized by Google

betreffende Mann „flog in den Arrest", wie der Kunstausdruck lautete, der Unteroffizier bekam drei bis fünf Strafrapporte oder einige Strafwachen, und sein Verbrechen wurde ihm außerdem in die Führungsliste geschrieben.

Ein nichtswürdiger Einjährig-Freiwilliger soll eine Zeitlang bei der Kompagnie des Hauptmanns v. Seyffenbarth aus dem Gedächtniß die Reden niedergeschrieben haben, die Hauptmann v. Seyffenbarth bei den Stiefelappells zu halten pflegte. Der Tempelschänder der Disziplin hatte angeblich die Absicht, diese Reden später im Druck zu veröffentlichen, und jedenfalls wäre die Nachwelt um ein interessantes Werk reicher gewesen, wenn der Unternehmer nicht schon nach dem ersten Vierteljahr daran gezweifelt hätte, die Reden überhaupt unterzubringen, es sei denn in einer Reihe Bände von der Zahl und Stärke des Konversationslexikons. Jede einzelne Rede des Hauptmanns v. Seyffenbarth bildete gewissermaßen einen kleinen Band für sich, immer aber gipfelten diese Reden in ein und demselben Punkte, nämlich darin, daß ein Soldat, der keine ordentlichen Stiefel habe, überhaupt kein Soldat sei und vor dem Feinde nicht in Betracht komme.

Wenn wir in Nachfolgendem eine Probe aus einer Stiefelrede des Hauptmanns v. Seyffenbarth geben, so geschieht dies deshalb, weil seine eigenthümliche Anschauung über Stiefel nicht ohne Werth für die weitere Entwickelung unserer wahrheitsgetreuen Geschichte ist.

Unter dem Siegel der Verschwiegenheit wollen wir noch verrathen, daß Hauptmann v. Seyffenbarth bei den Mannschaften und unter den Unteroffizieren den Spitznamen „Gurkenauguſt" führte; auch die Offiziere hatten Kenntniß von diesem Spitznamen und nannten untereinander und in Abwesenheit Seyffenbarth's ihn wohl auch selbst so. Im Soldatenjargon heißt nämlich der Kommißstiefel wegen seiner unförmlichen Gestalt „Gurke", und da Seyffen-

Digitized by Google

barth mit Vornamen Auguſt hieß, ergab ſich für ihn der Titel „Gurkenauguſt“ von ſelber.

Die „Gurkenappells“ lockten ſogar aus der Stadt ein intereſſirtes Publikum in die Nähe des Kaſernenhofes und an den Lattenzaun, der den Kaſernenhof von der Straße trennte. Gab es doch augenſcheinlich Charaktere, denen es ein geradezu grandioſes Vergnügen machte, Hauptmann v. Seyffenbarth ein und dieſelbe Rede wöchentlich vor ſeiner Kompagnie wiederholen zu hören. Dieſe berühmte Rede alſo lautete im Auszuge folgendermaßen:

„Selbſtverſtändlich muß der Soldat ſeine Waffe, ſeine Munitionsſtücke und ſeinen Körper in Ordnung halten, das Wichtigſte aber bleiben doch immer die Stiefel. Ein Soldat ohne Stiefel iſt kein Soldat, ebenſo wie ein Stiefel ohne Soldat auch kein Soldat iſt. Die ganze Kriegskunſt unſerer Tage beruht darauf, getrennt zu marſchiren und vereint zu ſchlagen; um vereint zu ſchlagen aber, dazu muß die Truppe im richtigen Augenblicke auf dem Kampfplatz erſcheinen. Ein Soldat, der nun ſeine Stiefel nicht in Ordnung hält, bekommt wunde Füße und kann nicht marſchiren, er kann alſo nicht auf dem Kampfplatz erſcheinen, und es iſt dies dann ebenſoviel, als ob er überhaupt nicht vorhanden wäre. — Stiefel alſo, und immer wieder Stiefel, das iſt das Loſungswort für den Infanteriſten. An Stiefel muß er denken, wenn er aufſteht, an ſeine Stiefel muß er denken, wenn er ſich niederlegt, von Stiefeln muß er träumen, wenn er ein richtiger Soldat iſt, und wenn es nach mir ginge, müßten alle die Leute, die bei der Infanterie irgend welche Stelle bekleiden, und ſei es ſelbſt die eines Exerziergefreiten, gelernte Schuhmacher ſein, denn nur ſo könnten ſie den Werth und den Zweck der Stiefelpflege verſtehen. Als im Januar 1871 die entſetzlichen Schlachten bei Dijon geſchlagen wurden, als General v. Werder mit verhältnißmäßig ſehr wenigen Truppen

Digitized by Google

gegen die Ueberzahl unter Bourbaki Stand hielt, da entschieden unzweifelhaft die Stiefel mit zum größten Theile den Sieg; die deutsche Landwehr hatte feste Stiefel, welche in Schnee und Eis, ebenso auch in dem hin und wieder hereinbrechenden Thauwetter Stand hielten und dem Mann die Füße schonten. Die Franzosen hatten erbärmliche Stiefel, die von schurkischen Lieferanten für die Armee beschafft worden waren und deren Sohlen zum größten Theil aus Pappdeckeln bestanden. Das weiß die Kriegsgeschichte und weiß die Welt, Stiefel mit Pappdeckelsohlen sind eben keine Stiefel, und ein Soldat ohne Stiefel ist kein Soldat, und so wurde die Bourbaki'sche Armee trotz ihrer Uebermacht geschlagen und schließlich über die Schweizer Grenze gedrängt. — Stiefel, das ist das Heiligthum des Infanteristen; ich will es euch so lange wiederholen, bis der Mond aufgeht, denn ich muß leider befürchten, daß es viele nichtsnutzige Kreaturen unter euch gibt, die hier ruhig zuhören, während sich ihr Hauptmann krumm und lahm spricht, und dabei an etwas ganz Anderes denken, das heißt, die es nicht werth sind, daß ein anständiger Ochse sein Leder zu Stiefeln für sie hergibt. Aber mit diesen Elementen werde ich aufräumen, und sollte ich die Kerle sammt und sonders auf Lebenszeit auf die Festung bringen . . ."

Die nun folgende Stelle der Stiefelrede begann mit furchtbaren Drohungen gegen alle Mitglieder der Kompagnie und schloß mit einem allgemeinen Gewitter. Viele Millionen Donnerwetter lud der Hauptmann v. Seyffenbarth ein, in seine Kompagnie zu fahren oder auf ihren Köpfen herumzutanzen. Dann ging er gewöhnlich in einer höchst rabiaten Stimmung davon, weil er sich selbst in Wuth und Zorn hineingeredet hatte; die Kompagnie athmete auf, denn sie konnte bis zum nächsten Gurkenappell sich wieder erholen.

Digitized by Google

Wenn sich aber Hauptmann v. Seyffenbarth nach ein paar Stunden beruhigt hatte und behaglich schmauchend in seiner Junggesellenwohnung oder im Offizierkasino saß, dann hatte er jedesmal das angenehme Gefühl erfüllter Pflicht und kam sich vor wie ein Mann, der ein gewaltiges Stück dazu beigetragen, das Vaterland zu retten und für den Fall der Gefahr zu wappnen und zu stärken.

In seiner Rede war ja Manches enthalten, was wohl richtig sein konnte. Wenn er zum Beispiel von den Kreaturen sprach, die den Hauptmann ruhig von Stiefeln reden ließen und dabei an etwas Anderes dachten, so war er durchaus im Recht, es gab solche verworfene Subjekte, die sich wahrscheinlich, wenn man sie zur Rechenschaft gezogen hätte, mit der Langeweile entschuldigt hätten, welche die Wiederholung der stets gleichen Rede Seyffenbarth's ihnen verursacht habe. Aber für einen Soldaten gibt es bekanntlich keine Langeweile, und jede Rede eines Vorgesetzten hat ihm Vergnügen, Stolz, Ehrfurcht und Begeisterung zu verursachen. Wir fürchten daher, es wird in den Augen aller Leser und Leserinnen den einjährig-freiwilligen Unteroffizier Paul Kramer schädigen, wenn wir mittheilen, daß er ebenfalls zu dieser verworfenen Menschensorte gehörte; er dachte während der Rede seines Hauptmanns durchaus nicht an Stiefel, nicht einmal an Stiefeletten, selbst nicht an Damenstiefeletten, nein, er dachte an eine Dame selbst, an eine Dame, die seit acht Tagen in der Stadt wohnte, die er sehr wohl kannte, mit der er wiederholt zusammen gekommen war, in Gesellschaften sowohl wie auf der Straße, und es bedarf wohl keines besonderen Scharfsinnes, um zu errathen, wer diese Dame war.

Und da wir gezwungen sind, uns nicht aufzuhalten, da noch vieles Wichtigere zu erledigen ist, wollen wir hier gleich mittheilen, daß in kurzer Zeit die Herzen Kramer's und des Fräuleins Martha Blume, der Schwester des

Digitized by Google

Bataillonsadjutanten, sich für's Leben fanden. Natürlich blieb die Sache vorläufig ein Geheimniß, denn aktiven Militärpersonen, selbst wenn sie einjährig-freiwillige Unteroffiziere sind, ist das offizielle Verlieben und Verloben nicht gestattet.

Aber nicht nur große Ereignisse werfen ihre Schatten voraus, sondern auch kleine. Zu letzteren gehören die sogenannten Familienereignisse, und lange ehe eine Verlobung wirklich zu Stande kommt, wissen kluge Männlein und Weiblein aus der näheren Umgebung des Brautpaares um die Sache und pflegen sie in kleineren Konventikeln mehr oder minder liebenswürdig zu diskutiren.

Die bevorstehende Verlobung Kramer's mit Martha Blume brachte sogar in der Garnisonstadt eine gewisse Aufregung hervor, wenigstens so weit es sich um den weiblichen Theil handelte.

Es handelte sich hier auch nicht um eine gewöhnliche „Wald- und Wiesenverlobung", wie Lieutenant Kreyßig in einer Damengesellschaft geistvoll behauptete, sondern um eine sogenannte „große Parthie"; Kramer war selbstständiger Besitzer einer großen Zuckerfabrik, er galt für eine Art kleinen Millionärs, und Martha Blume hatte eigentlich nichts als ihren Namen und eine ganz, ganz kleine Rente, die ihr eine Tante vermacht hatte und die sie noch mit dem Bruder theilen mußte.

Lieutenant Blume und seine Schwester waren die Waisen eines jung verstorbenen Offiziers, dem seine Frau bald in das Grab gefolgt war; für die Waisen blieb nur eine sehr kleine Pension als Erziehungsgeld übrig. Blume wurde im Kadettenkorps erzogen und Martha von Verwandten aufgenommen; die Tante, die vor Kurzem gestorben war, hatte an ihr Mutterstelle vertreten. Die Parthie, die also das junge Mädchen machte, war für ihre Verhältnisse eine geradezu glänzende. Es gab Leute, die dem bescheidenen,

Digitized by Google

liebenswürdigen Mädchen das Glück wohl gönnten, der weibliche Theil der Gesellschaft aber in der Garnisonstadt dachte meist anders; hier hätte man es lieber gesehen, wenn der reiche Bräutigam eine „Eingeborene", das heißt eine aus der Stadt und Gesellschaft stammende Dame zu seiner Braut erkoren hätte und nicht gewissermaßen eine „Zugewanderte". Es fielen sehr scharfe Urtheile über diese Verlobung, die noch gar nicht perfekt war, und, wie landesüblich, gab man große Schuld an dem allgemeinen Aergerniß der Dame, welche nicht ahnte, welches Unheil sie durch ihr Glück anrichtete.

Der Termin kam in das Land, an dem Kramer nach bestandenem Offiziereramen zur Reserve entlassen wurde. Er beschloß aber, seine Militärkarrière sofort zu absolviren und ging nur auf vier Wochen auf seine Fabrik, um dann wieder auf sechs Wochen einzutreten und sich bis zum Vicefeldwebel hinaufzudienen. Er konnte dann schon im nächsten Herbst zum Offizier gewählt werden und hatte die ganze Militärangelegenheit hinter sich; allerdings dachte er stark daran, um jene Zeit auch schon zu heirathen. Um aber den Verkehr zwischen sich und Martha gesellschaftlich zu erleichtern, veröffentlichte er mit Erlaubniß des Lieutenants Blume wenige Tage nach seinem Abgang in den Zeitungen seine Verlobung mit Martha.

Die vier Wochen vergingen außerordentlich rasch, Kramer kam mehrmals nach der Garnisonstadt und bald stand er wieder in der Kompagnie des Hauptmanns v. Seiffenbarth, wieder als Unteroffizier, aber diesmal ohne Freiwilligenschnüre.

Kramer hatte merkwürdiges Glück. Er trat in die Kompagnie ein an einem Tage, an dem einer der berühmten „Gurkenappells" gehalten wurde. Als er sich am Morgen bei Hauptmann v. Seyffenbarth zur Dienstleistung meldete, sah ihn dieser wohl fünf Minuten lang an, als

Digitized by Google

wäre Kramer eine überirdische Erscheinung, dann reichte er ihm die Hand und sagte ihm einige zusammenhanglose Worte, aus denen zu entnehmen war, daß Seyffenbarth an ganz andere Dinge dachte.

Am Nachmittage aber trat ein Ereigniß ein, welches Beunruhigung, ja zum Theil Beängstigung bei der Kompagnie des Hauptmanns v. Seyffenbarth erregte: er hielt zum ersten Male keine Rede über Stiefel. Er revidirte wie immer höchst sorgfältig das Stiefelzeug, sah in alle „Gurken" hinein und ertheilte Strafrapporte, Strafwachen und Arreste dutzendweise. Dann rief er den Unteroffizier Kramer heran, sah ihn eine Zeitlang starr an und ging dann davon, ohne an Kramer oder an die Kompagnie ein Abschiedswort zu richten. Der Feldwebel ließ, selbst ganz bestürzt über diesen Vorfall, die Kompagnie abtreten und war durch das Ereigniß ganz fassungslos. Augenscheinlich brütete der Hauptmann v. Seyffenbarth über irgend einer sehr ernsten Angelegenheit.

— — — — — — — — — — — —

Es war in den Nachmittagsstunden eines der folgenden Tage, als Hauptmann v. Seyffenbarth sich im Dienstanzug nach der Wohnung des Obersten begab und den Burschen ersuchte, ihn anzumelden. Der Oberst war zu Hause, und einen Augenblick später trat Seyffenbarth, den Helm in der linken Hand, vor den Regimentskommandeur mit der Bitte um eine dienstliche Unterredung.

Der Oberst schien über den Besuch überrascht, bat aber, Platz zu nehmen und sagte: „Was führt Sie zu mir, Herr Hauptmann? Hoffentlich nichts Schlimmes."

Hauptmann v. Seyffenbarth zuckte die Achseln. „Ich wende mich an Sie, Herr Oberst, gewissermaßen um mit mir selbst in's Reine zu kommen. Ich kann mit gewissen Dingen nicht fertig werden und fühle mich verpflichtet, sie beim Regimentskommando zur Anzeige zu bringen, in der

Digitized by Google

Hoffnung, daß mein Gefühl für falsch erklärt wird. Ich befinde mich in einem Zwiespalt mit mir selber, der mir großes Unbehagen verursacht. Wollen der Herr Oberst mich ein paar Minuten anhören?"

„Ich bitte recht sehr, Herr Hauptmann, erzählen Sie nur! Ich bin neugierig, zu erfahren, um was es sich handelt."

Hauptmann v. Seyffenbarth räusperte sich und begann: „Während des letzten Manövers fand zwischen dem Lieutenant Blume und dem damaligen einjährig-freiwilligen Unteroffizier Kramer im Offizierzelt des Biwaks ein ziemlich unerquicklicher Vorfall statt, bei welchem Kamerad Blume entschieden im Unrecht war. Nach der Rückkehr in die Garnison schickte Kramer einen ehemaligen Studiengenossen zu Blume und ließ diesem eine schwere Forderung auf Pistolen überbringen. Blume erklärte sich zur Genugthuung bereit, unterbreitete die Sache aber ganz privatim einer Anzahl von Kameraden, zu denen ich gehöre. Wir erklärten ihm, er müsse sich schlagen, aber aus Gründen der Disziplin könne das Duell erst nach abgeleisteter Dienstzeit Kramer's stattfinden. Ich weiß nicht, ob dem Herrn Oberst etwas davon bekannt geworden ist."

„Nein," sagte der Oberst überrascht, „es ist mir von der Sache nichts bekannt geworden."

„Nun," fuhr Seyffenbarth fort, „Kramer hat seine Dienstzeit beendet, und das Duell hat nicht stattgefunden. Wie dem Herrn Oberst bekannt sein wird, hat sich Kramer inzwischen mit der Schwester seines Gegners verlobt, und es herrscht ja höchst wahrscheinlich zwischen Blume und Kramer das beste Einvernehmen. Ich gestehe selbst zu, es ist mir auf der einen Seite fürchterlich, daß dieses Duell zwischen den beiden zukünftigen Schwägern stattfinden soll; es gibt ja unvermeidlich dabei unglückliche Menschen. Trifft Blume seinen Gegner schwer, so bringt er seine Schwester um ihr Lebensglück; verwundet Kramer seinen Gegner schwer

Digitized by Google

oder schießt er ihn nieder, so ist es natürlich für ihn unmöglich, die Schwester des Mannes zu heirathen, den er getödtet hat; schießen sich die beiden Gegner gegenseitig todt, was bei der außerordentlich schweren Forderung, die auf fünf Schritt und gleichzeitiges Schießen bei gezogenen Pistolen lautet, gar nicht unmöglich ist, dann verliert das junge Mädchen Bruder und Bräutigam zu gleicher Zeit und steht hilflos in der Welt da. Ich habe mir das sehr wohl überlegt, aber ich bin nicht nur Mensch, ich bin auch Offizier. Nach meiner Ueberzeugung — und ich wünschte wirklich, sie wäre irrig — muß das Duell, das einmal eingeleitet worden ist, unter allen Umständen stattfinden. Das Duell ist eine zu wichtige, ich möchte sagen eine zu heilige Institution, als daß damit Spaß getrieben werden dürfte. Das Duell muß nach meiner Auffassung unter allen Umständen stattfinden. Nun könnte man ja erwiedern, die Sache läge nicht an unserem Kameraden Blume, sondern lediglich an Kramer: so lange Kramer als der Beleidigte nicht auf dem Austrag des Duells besteht, habe Blume keine Veranlassung, sich ihm zu stellen. Diese Auffassung mag richtig sein; nach dem Empfinden eines Offiziers, nach dem ungeschriebenen Ehrenkodex unseres Standes ist diese Auffassung aber eine durchaus irrige. Es kommt noch mehr dazu. Kramer steht nicht außerhalb der Schranken, welche Herkommen, Sitte und Stand für den Offizier gezogen haben, er steht im Begriff, Reserveoffizier unseres Regiments zu werden, er ist denselben Ehrengesetzen unterworfen, wie sein Gegner Blume. Das Duell muß stattfinden; findet es nicht statt, so muß nach meiner Ueberzeugung Blume seinen Abschied nehmen, und ebenso wird es Kramer unmöglich werden, dem Offizierkorps irgend eines Regimentes in der Reserve und Landwehr anzugehören. Ich weiß nicht, wie die beiden Gegner über die Sache denken. Es ist nicht meines Amtes, sie an ihre Pflicht zu mahnen, besonders wäre das für mich kaum

Digitized by Google

möglich gegenüber Kramer, der im Verhältniß eines direkten Untergebenen zu mir ſteht. Aber unmöglich kann ich die Sache auf ſich beruhen laſſen. Ich komme deshalb zu dem Herrn Oberſt, um ihm die ganze Angelegenheit mitzutheilen und in ſeine Hände die Entſcheidung zu legen."

Der Oberſt hatte aufmerkſam zugehört und ſagte nach einigem Nachdenken: „Ich danke Ihnen, Herr Hauptmann, für Ihre Mittheilung; ſie betrifft allerdings einen ziemlich heiklen Fall, aber auch nach meiner Auffaſſung muß das Duell ſtattfinden. Ich bin vollſtändig Ihrer Meinung, das Duell muß zum Austrag gebracht werden, und zwar nicht etwa nur zum Schein, ſondern in vollem Ernſt, genau unter den ſcharfen Bedingungen, die bei der Forderung ergangen und von Blume angenommen ſind. Die Sache betrifft aber gleichzeitig das Wohl und Wehe einer ganzen Anzahl von Perſonen. Wie Sie außerdem richtig bemerkten, Herr Hauptmann, ſpricht ja bei ſolchen Gelegenheiten nicht nur der Offizier, ſondern auch der Menſch ein Wort mit. Ich werde mich daher mit den Stabsoffizieren des Regiments berathen und werde Sie bitten, Herr Hauptmann, in dieſer Berathung noch einmal den ganzen Fall ſo ſchlicht und unparteiiſch vorzutragen, wie Sie das bei mir gethan haben."

Einige Minuten ſpäter verließ Hauptmann v. Seyffenbarth die Wohnung des Oberſten. Wäre er zu dieſem befohlen worden, um von ihm zu erfahren, daß ſeine ganze Kompagnie aus verlodderten Kümmeltürken beſtehe, welche ſammt und ſonders beſchädigte und ſchlecht gehaltene Stiefel beſäßen, er hätte nicht niedergeſchlagener ſein können, als jetzt, nachdem er mit ſeiner Anſicht vom Regimentskommandeur Recht bekommen und gleichzeitig durch ſeine Meldung einen Stein in's Rollen gebracht hatte, der mit furchtbarer, zerſchmetternder Wucht auf drei Menſchen niederfallen mußte.

Digitized by Google

Hauptmann v. Seyffenbarth ging nach Hause, zog sich seinen Hausrock an, ohne mit seinem Burschen ein Wort zu sprechen, dann setzte er sich an den Tisch und blieb, ohne zu essen, zu trinken und zu rauchen, bis tief in die Nacht sitzen. Der Bursche hörte ihn erst um Mitternacht zu Bett gehen und konnte vor Angst selbst bis zum Morgen nicht schlafen, weil er bestimmt an den Weltuntergang glaubte. Nur so war nach seiner Meinung das veränderte Benehmen seines Hauptmanns zu erklären.

6.

Mit glückstrahlendem Gesicht saß Martha zwischen Bruder und Bräutigam. Sie hatte Jedem eine Hand gereicht, und nun sah sie mit glückselig leuchtenden Augen von dem Einen zum Anderen. Sie plauderte wie ein Kind, heiter, sorgenlos, nichts ahnend; sie plauderte von der Zukunft, wie sie zusammen leben wollten, wie sie sich einzurichten gedächten, und wie schön es sein würde, wenn Benno auf Urlaub käme, um Schwester und Schwager zu besuchen. Allerliebst klangen ihre kleinen Scherze, es war eine wahre Freude, ihr zuzuhören, und auch Bruder und Bräutigam lächelten, aber für den scharf Beobachtenden war es ein eigenthümliches, gezwungenes Lächeln, das in ihren Gesichtern lag; nur der Mund lächelte, die Augen blieben starr, ernst, nachdenklich.

Das fiel endlich selbst dem harmlosen Mädchen auf. „Was habt ihr nur Beide," sagte sie, „ihr seid ja heute entsetzlich ernst! Glaubst Du wirklich, Paul, Du müßtest Dich auf Deine hohe Stellung als Ehemann so vorbereiten, und Du, Benno, nicht minder auf die wichtige Charge eines Schwagers? Geht doch, geht! ihr wollt mich nur quälen mit euren ernsthaften Gesichtern."

„Aber wir sind ja ganz vergnügt!" sagte Paul Kramer, und er zwang sich wieder zum Lächeln.

Digitized by Google

„Ein schönes Vergnügen!“ schmollte Martha, „geh' mir doch weg, Du siehst aus, als hättest Du Essig getrunken!“

„Das macht der Dienst,“ entschuldigte Blume; „Du mußt Paul schon verzeihen, Schwesterchen. Der Dienst macht nicht nur körperlich müde, sondern er stumpft auch geistig ab; jetzt gerade während des Bataillonsexerzierens wird man sehr angegriffen.“

„O dieser abscheuliche Dienst! Er kommt euch immer als Vorwand gelegen, wenn ihr mich ärgern wollt.“

Blume zwang sich, heiter zu thun. „Ja, ja, der Dienst ist etwas Unausstehliches und greift störend in alle Poesie ein; die Offiziere, die in Theaterstücken und in Romanen vorkommen, haben natürlich nie Dienst, sie haben täglich vierundzwanzig Stunden Zeit, Süßholz zu raspeln, den Damen die Kur zu machen und allerlei Heldenthaten zu verüben. In Wirklichkeit ist die Sache anders. Wir zum Beispiel, mein Schatz, wir müssen fort; ich freue mich, daß ich zufällig Paul hier getroffen habe; wir müssen schleunigst zum Offizierkasino, es ist heute Kriegsspiel, und so harmlos der Name klingt, so bedeutet es doch Dienst.“

Martha verabschiedete sich zärtlich von Bruder und Bräutigam, dann gingen die Beiden schweigend nebeneinander her bis zum Kasino, wo das Kriegsspiel stattfand.

Als sie vor der Thür waren, sagte Blume plötzlich: „Ich möchte Dich heute Abend gegen elf Uhr noch in Deiner Wohnung sprechen, willst Du mich erwarten?“

„Ja, ich erwarte Dich bestimmt; „ich werde meinen Burschen anweisen, das Haus offen zu halten.“

Sie betraten im nächsten Augenblick das Gebäude, in dem das Kasino sich befand, und verschwanden hinter einer Thür, hinter der man schon lautes Stimmengewirr hörte.

— — — — — — — — — — — —

Es war nach elf Uhr Abends, als Blume in Civilkleidung die Wohnung seines zukünftigen Schwagers und

Digitized by Google

Duellgegners betrat. Er wartete, bis der Bursche das Zimmer verlassen hatte, und begann dann mit gedrückter Stimme: „Paul, jedenfalls hat man Dir dasselbe mitgetheilt wie mir. Die Konferenz der Stabsoffiziere hat beschlossen, daß das Duell zwischen mir und Dir stattfinden muß. Man war sich darüber nicht einig, ob dasselbe jetzt schon geschehen solle, wo Du als Offizieraspirant in einem anderen Verhältniß zu mir ständest, als früher; um aber nach keiner Richtung hin einen Fehler zu machen, hat man sich schließlich dahin geeinigt, daß das Duell drei Tage nach Ablauf Deiner jetzigen Dienstzeit, also in ungefähr vierzehn Tagen stattfinden solle. Der Oberst hat mir mein Ehrenwort abgenommen, daß ich mich auf dieses Duell nur einlasse, wenn dabei auch wirklich die Absicht eines Zweikampfs herrscht, das heißt, ich bin verpflichtet, unter allen Umständen auf Dich zu schießen. Man hat dasselbe auch von Dir gefordert?"

Kramer nickte.

Nach einer Pause fuhr Blume fort: „Unser Schicksal ist also unabänderlich: in vierzehn Tagen werden wir auf fünf Schritt einander gegenübergestellt und sind verpflichtet, aufeinander zu zielen und zu schießen. Es ist vorauszusehen, daß wir Beide fallen, entweder schwer verwundet oder todt. Ob die Sache unsittlich ist oder nicht, darüber haben wir nicht zu entscheiden. Unsere Kameraden und die Ehrengesetze unseres Standes verlangen die Sühne; wir müssen die Pflichten des Standes auf uns nehmen, wenn sie uns auch noch so schwer fallen. Aber ich kann mich dem nicht willenlos unterwerfen. Wenn das Duell stattfindet, so gibt es auf alle Fälle drei Unglückliche. Warum soll nun nicht Einer die Sache auf sich nehmen, und es den beiden Anderen überlassen, glücklich zu werden durch ein Opfer, das er ihnen bringt? — Derjenige, der sich am leichtesten opfern kann, bin ich. Es

Digitized by Google

ist fatal genug, über Geldangelegenheiten und Vermögensverhältnisse zu sprechen, aber hier muß davon geredet werden. Du weißt, meine Schwester ist gänzlich unvermögend. Sie hat die Aussicht auf ein glückliches und sorgenloses Leben an Deiner Seite; Du bist jung und lebenslustig, Du liebst meine Schwester und sie liebt Dich wieder. Ihr sollt Beide glücklich werden, denn ihr habt Beide ein Anrecht auf dieses Glück; ich dagegen bin die direkte und indirekte Veranlassung zu der verzweifelten Lage, in der wir uns jetzt befinden; ich habe Dir damals im Biwak Unrecht gethan, und daraus ist die ganze Sache entstanden. Nun werde ich Dir etwas sagen und bitte Dich, meinen Vorschlag anzunehmen. Ich werde meinen Abschied einreichen, bevor Deine Dienstzeit zu Ende ist und dann erklären, daß es mir nicht mehr einfällt, auf die Bedingungen des Duells einzugehen. Man wird mich darauf für einen Feigling erklären, und ich werde das auf mich nehmen müssen, denn mir bleibt eben nichts Anderes übrig. Ich werde meine Heimath verlassen und mir jenseits des Oceans ein neues Dasein schaffen. Denke nach, soviel Du willst, Du wirst keinen anderen Ausweg finden."

Eine lange, peinliche Pause entstand, dann sagte Kramer mit vor Aufregung zitternder Stimme: „Du hast Recht — das wäre der einzige Ausweg. Aber, Benno, ich kann von Dir ein solches Opfer nicht annehmen. Meine Ehre, mein Stolz gestattet das nicht. Du bist mit Leib und Seele Soldat, Du hast nie einen höheren Beruf gekannt, als den, Offizier zu sein, Du hast als Deinen einzigen Besitz und als Dein höchstes Gut Deine Ehre betrachtet, und diese Ehre gewahrt um jeden Preis, indem Du jeden Augenblick bereit warst, für dieselbe Dein Leben einzusetzen; Du gehörst zu den Offizieren, von denen man mit Recht behauptet, daß sie Karrière machen werden. Und das Alles willst Du fortwerfen? Stand, Stellung, Existenz, Ehre,

Digitized by Google

Heimath, Zukunft, das Alles willst Du opfern und glaubst, ich würde dieses Opfer annehmen?"

„Ich danke Dir für Deine Worte," entgegnete Benno mit zu Boden gesenktem Blick, „aber wir kommen damit nicht weiter; mach' mir einen besseren Vorschlag, und ich bin bereit, darauf einzugehen."

„Nun," erklärte nach einigem Zögern Kramer, „die Sache ist doch einfacher, wenn ich das Opfer auf mich nehme. Man hat mir allerdings erklärt, daß meine Wahl zum Reserveoffizier vom Austrag des Duells abhängig gemacht wird, und kommt das Duell nicht zu Stande, so werde ich nicht Reserveoffizier und etwas anrüchig in der Gesellschaft, aber —"

„Etwas anrüchig, sagst Du," unterbrach Blume lebhaft den Freund, „sage nur, Du bist ein Verlorener in der Gesellschaft! Du weißt, wie man gerade in unserer Provinz über derartige Sachen denkt. Fast sämmtliche Leute, mit denen Du in der Gesellschaft Umgang hast, stehen mit der Armee direkt oder indirekt in irgend einer Verbindung, und Du weißt, wie schonungslos man Diejenigen verurtheilt, welche versuchen, an althergebrachten, durch das Herkommen sanktionirten Gebräuchen und Verpflichtungen zu rütteln. Die Sache geht aber noch viel weiter. Wenn Du die Satisfaktion verweigerst, und Dich in einem gewissen Sinne dadurch ehrlos machst, so ist Dein Opfer doch umsonst gebracht; meine Schwester kann dann Deine Gattin nicht werden, oder ich bin ebenfalls gezwungen, meinen Abschied zu nehmen. Du siehst also, es bleibt immer dasselbe Resultat, nur gibt es bei meinem Vorschlag ein Opfer und bei Deinem drei; drehe die Sache, wie Du willst, sie wird nicht anders. Auch bin ich ja zu dem Opfer verpflichtet, ich habe das ganze Unheil angerichtet!"

„Und ich erkläre Dir," sagte Kramer, „daß ich dieses Opfer von Dir unter keinen Umständen annehme — unter keinen Umständen!"

Digitized by Google

Blume lächelte. „Und wie willst Du mich daran verhindern?“

Kramer war aufgestanden und sein Gesicht glühte vor Aufregung. „Glaubst Du denn, ich würde mit Martha je ein reines Glück genießen, wenn ich auf Deinen Vorschlag einginge? Niemals! — Ich gebe Dir hiermit mein Ehrenwort, daß ich an dem Tage, an dem Du Dich opferst, meinem verfehlten Leben ein Ende mache!“

Blume erhob sich, warf noch einen langen Blick auf seinen Gegner und verließ dann wortlos das Zimmer und das Haus.

7.

Es war ein etwas trüber Morgen, als in dem großen Walde, der ungefähr eine Meile von der Garnisonstadt entfernt liegt, sich gegen fünf Uhr zwei Gruppen von Leuten trafen, die aus verschiedenen Richtungen gekommen waren. Es war dies eine Anzahl berittener Offiziere, deren Pferde etwas seitab von den Burschen gehalten wurden; dort hielt auch eine Kutsche. Die andere Gruppe war in zwei Wagen gekommen, und nun traf man sich auf einer kleinen Waldblöße, welche weitab von der Straße lag, die durch den Wald zog. Auf der einen Seite waren es Kramer in Civil mit seinem Sekundanten Döring und einem Arzt, der gleichzeitig als Zeuge diente, auf der anderen Seite war es Blume mit seinem Sekundanten Kreyßig und einem Militärarzt, der in der Kutsche gekommen war, um eventuell seinen verwundeten Klienten nach der Stadt zurücktransportiren zu können. Als Unparteiischer fungirte der Hauptmann v. Seyffenbarth.

Die Burschen brachten die Verbandkasten und zwei Pistolenkasten herbei, von welch' letzteren jeder ein Paar gezogener Pistolen enthielt.

Seyffenbarth sah sich den Stand der Sonne an, der allerdings bei der trüben Witterung wenig bei dem Duell

Digitized by Google

in Betracht kam, dann maß er fünf Schritte ab, und die Sekundanten bezeichneten die Endpunkte durch Baumäste, die sie niederlegten.

Man hatte sich begrüßt, wie dies bei solchen Vorkommnissen üblich ist, höflich und kühl; Kramer und Blume hatten sich einen eigenthümlichen Blick zugeworfen, dann sprach aber Jeder mit dem Arzt, während die Sekundanten und der Unparteiische bei Seite getreten waren.

„Meine Herren!“ sagte der Hauptmann v. Seyffenbarth, „wir wollen wählen, welches Paar Pistolen benutzt wird. Ich habe hier ein Geldstück mit Kopf und Wappen; Ihre Pistolen, Herr Döring, sind Kopf, Ihre Pistolen, Herr Kamerad Kreyßig, Wappen!“

Er warf das Geldstück in die Höhe und ließ es fallen. „Wappen liegt oben! Es werden also Ihre Pistolen benützt, Herr Lieutenant Kreyßig. Ich werde die Pistolen laden, stellen Sie unterdeß die Herren auf ihre Plätze!“

Sorgfältig mit Füllmaß, Kugelbeutel und den Hilfsinstrumenten hantirend lud Hauptmann v. Seyffenbarth sachverständig die Pistolen, setzte auf jede derselben ein Zündhütchen und ließ dann den Hahn vorsichtig wieder herunter. Unterdeß waren die beiden Gegner einander gegenübergestellt worden, und dicht neben sie traten die Sekundanten.

Hauptmann v. Seyffenbarth überreichte jedem der Sekundanten eine Pistole, nachdem er die beiden Waffen auf den Rücken gehalten und Döring gefragt hatte, ob er die Waffe in der rechten oder linken Hand wünsche.

Dann räusperte sich Seyffenbarth, der sich in der Mitte zwischen den beiden Paaren aufgestellt hatte, und erklärte: „Es ist üblich und auch durch die Duellvorschriften gewissermaßen festgesetzt, daß vor Beginn eines Duells gefragt wird, ob nicht eine Aussöhnung der beiden Gegner möglich ist; die eigenthümlichen Umstände, unter denen

Digitized by Google

dieser Zweikampf stattfindet, verbieten indeß diese Fragestellung, und so habe ich den beiden Gegnern nur mitzutheilen, daß ihnen jetzt die Pistolen überreicht werden. Auf das Kommando ‚eins!' ist der Hahn zu spannen, auf das Kommando ‚zwei!' ist anzulegen, auf das Kommando ‚drei!' zu feuern. Ich brauche mich wohl nicht dabei aufzuhalten, zu erklären, daß ein zu frühes Feuern ungiltig ist. Ich bitte die Herren Sekundanten, dem Gegner die Pistole zu übergeben und sich zurückzuziehen."

Die Sekundanten traten weit zurück und auch Seyffenbarth ging zehn Schritte zurück.

Mit der Waffe in der Hand standen sich Blume und Kramer gegenüber. Sie tauschten noch einmal einen langen, eigenthümlichen Blick.*)

„Achtung!" kommandirte Seyffenbarth. Dann „Eins!"

Die Gegner hoben die Pistolen hoch und spannten die Hähne.

„Zwei!"

Die Gegner legten aufeinander an.

Es vergingen einige Sekunden, dann schrie Hauptmann v. Seyffenbarth laut: „Drei!"

Zwei Schüsse krachten fast gleichzeitig; zwei dünne Pulverwölkchen trieb der Wind seitwärts.

— — — — — — — — — — — —

Eine halbe Stunde später verließen drei Wagen, denen eine Anzahl berittener Offiziere folgte, den Wald und fuhren der Garnisonstadt zu. Hauptmann v. Seyffenbarth befand sich unter den Offizieren, die den Wagen folgten; er bog gleich am Eingang der Stadt ab, um die Kaserne zu erreichen, die etwas außerhalb des Hauptkomplexes der städtischen Gebäulichkeiten stand.

Als er in den Kasernenhof geritten kam, sah er die

*) Siehe das Titelbild.

Digitized by Google

Mannschaften seiner Kompagnie wieder in zwei langen Gliedern auseinandergezogen. Es fand einer der beliebten Stiefelappells statt. Der Feldwebel wollte Seyffenbarth das Pferd halten, damit dieser absteigen könne, aber er wehrte ab mit den Worten: „Lassen Sie nur, Feldwebel! Die Sache geht auch so."

Dann befahl er: „Stiefel in die Hand!" und ritt langsam am ersten und dann am zweiten Gliede vorüber, um sich ganz oberflächlich die Stiefel anzusehen. Dann befahl er: „Rechts angeschlossen! Marsch! Marsch! — Aufgeschlossen! Zum Kreise rechts und links schwenkt, marsch!"

Hauptmann v. Seyffenbarth setzte sich auf seinem Braunen zurecht und schien mit etwas zu kämpfen, was ihn verhinderte, ohne Weiteres zu sprechen. Endlich begann er:

„Ich habe heute den letzten Appell bei meiner Kompagnie abgehalten. Zwingende Gründe veranlassen mich, heute noch meinen Abschied zu erbitten, und wahrscheinlich werde ich euch nur noch wiedersehen, um die Kompagnie meinem Nachfolger zu übergeben. Acht Jahre lang habe ich diese Kompagnie geführt, viele hundert Mann habe ich ausgebildet, und ich hoffe, man wird mir jetzt, wenn ich gehe, nicht nur nachsagen, daß ich meine Pflicht gethan, sondern auch, daß ich Gerechtigkeit geübt habe nach bestem Wissen und Gewissen. So nehme ich denn Abschied von der Kompagnie und wünsche euch alles Gute. Ich danke Ihnen, Feldwebel, und den Unteroffizieren, die Sie mich in meiner Thätigkeit unterstützt haben, und ich danke auch allen Mannschaften. Vergeßt mich nicht und vor Allem — vergeßt eure Stiefel nicht! Stiefel sind das Hauptsächlichste, was der Soldat braucht, ich habe es euch ja oft genug gesagt. Und nun Gott befohlen! Oeffnet den Kreis! — Marsch! — Halt! — Front! — Guten Morgen, Kompagnie!"

Digitized by Google

„Guten Morgen, Herr Hauptmann!“ antwortete die Kompagnie wie aus einem Munde.

Hauptmann v. Seyffenbarth warf noch einen langen Blick auf seine Mannschaften, dann fuhr er sich mit der Hand über beide Augen, riß sein Pferd herum und jagte davon.

* * *

Es war am Nachmittag, als Seyffenbarth in voller Gala das Haus des Regimentskommandeurs aufsuchte und sich bei diesem melden ließ. Der Oberst war sehr vergnügt, als er den Hauptmann sah, und rief ihm entgegen: „Ah, Herr Hauptmann! Sie kommen, mir Mittheilung zu machen über den Ausgang des heutigen Duells? Nun, ich habe es natürlich schon erfahren, daß die Sache sehr gut abgelaufen ist. Keine Verwundung, nichts! Die beiden Herren haben sich eben nicht getroffen, was ja bei der allgemeinen Aufregung und beim Schuß auf Kommando kein Wunder ist. Ich kann Sie versichern, ich bin selber froh, daß die Geschichte vorüber ist; das ist ja ein Resultat, wie wir es kaum zu hoffen wagten. — Es ging doch Alles richtig zu, Herr Hauptmann, nicht wahr? Sie gestatten mir diese Formalitätsfrage.“

„Jawohl, Herr Oberst!“ versetzte Seyffenbarth, „und ich bitte um meinen Abschied. Ich habe hier mein Abschiedsgesuch aufgesetzt und wollte den Herrn Obersten ersuchen, es möglichst zu befürworten. Gleichzeitig bitte ich um Dispensation vom Dienst von heute ab bis zum Eintreffen des Abschieds.“

Der Oberst war ganz verblüfft.

„Aber, liebster Herr Hauptmann, weshalb denn? Woher dieser plötzliche Entschluß? Sie sind doch noch sehr gesund, ein Mann in den besten Jahren, Sie stehen dicht vor dem Bataillonskommandeur, und nun plötzlich dieser Entschluß? — Sie haben auch, so viel ich weiß, kein Privat-

Digitized by Google

vermögen, und nun wollen Sie sich mit Ihrer kleinen Pension vom Dienst zurückziehen? Da muß irgend etwas dahinter stecken. Wollen Sie sich mir, Ihrem älteren Kameraden, nicht anvertrauen?"

„O gewiß!" sagte Seyffenbarth mit einem Seufzer, „ich habe mich einer unverzeihlichen Nachlässigkeit schuldig gemacht, die es mir nicht erlaubt, noch länger mit Ehren des Königs Rock zu tragen. Ich habe vergessen, heute bei dem Duell Kugeln in die Pistolen zu laden, und mein Versehen erst bemerkt, als das Duell vorüber war, und ich in meiner Rocktasche die beiden Kugeln vorfand. Ich habe darüber geschwiegen, weil die Sache ja doch nun vorbei ist und aus der Welt geschafft sein soll, aber vor Ihnen, Herr Oberst, kann ich nicht schweigen, und da dies ein Versehen ist, das mir falsch ausgelegt werden könnte, da man annehmen könnte, ich hätte absichtlich keine Kugeln hineingeladen, so nehme ich lieber die Folgen auf mich und bitte um meinen Abschied."

Der Oberst trat heran und legte beide Hände auf die Schultern des Hauptmanns, lange sah er ihn an, dann reichte er ihm die Hand und sagte: „Sie sind ein braver Mann, Seyffenbarth! Ihren Abschied muß ich, wenn Sie darauf bestehen, zwar annehmen, aber halten Sie es nicht für besser, wir machen die Sache nicht zu rasch? Wir lassen einige Zeit darüber verstreichen."

„Nein, nein!" sagte Seyffenbarth, „es geht nicht, Herr Oberst! Ich bin in einen Zwiespalt gerathen zwischen meinem Gewissen und meiner Offiziersehre, und da komme ich nicht heraus. Mein Gewissen verbot mir, Helfershelfer zu sein bei einer Sache, durch welche drei Menschen unglücklich wurden ohne zwingende moralische Motive. Meine Offiziersehre aber zwingt mich, die Folgen meines inkorrekten Verhaltens bei dem Duell zu tragen, indem ich meinen Abschied einreiche. Ich bitte also nochmals, mein

Digitized by Google

Gesuch zu befürworten und mich von heute ab vom Dienst zu dispensiren."

„Ich werde thun, was meine Pflicht ist," sagte der Oberst; „Sie sind vorläufig vom Dienst dispensirt, Herr Hauptmann!"

Seyffenbarth verbeugte sich und ging hinaus.

Der Oberst aber setzte sich hin, um ein langes Schriftstück zu entwerfen, dem er das Abschiedsgesuch des Hauptmanns v. Seyffenbarth beifügte. — — — — —

Acht Tage später wurde der Regimentskommandeur plötzlich zum Landesherrn berufen; er trat einen achttägigen Urlaub an, und Major Stolle führte stellvertretungsweise das Regiment.

8.

Die Hähne hatten den Morgen angekräht und es war kaum Reveille geblasen worden, als sich in der Morgendämmerung eine Anzahl von Verschworenen vor der Hauptwache versammelte. Es war die Regimentskapelle, die irgend welche heimlichen Sachen vorhatte, und deren Mitglieder sich binnen einer Viertelstunde vollzählig vor der Hauptwache eingefunden hatten. Es erschien auch der Kapellmeister oder, wie es offiziell heißt, Stabshoboist, er ertheilte noch einige Instruktionen und dann begab sich die „Musikbande" unter seiner Führung auf Seitenwegen nach dem Hause des Obersten. Vorsichtig schlich sich die Kapelle durch den Hausflur bis nach dem Hof und geräuschlos wurde sie hier von ihrem Dirigenten in Ordnung aufgestellt.

Die Hoboisten stellten ihre zusammenklappbaren eisernen Notenpulte vor sich auf, legten auf dieselben die Noten nieder, und einige Augenblicke später ertönten die mächtigen, getragenen Klänge eines Chorals.

Wie es lebendig wurde im Hause und in der Nachbarschaft! An allen Fenstern erschienen die Leute, die an-

Digitized by Google

scheinend aus dem Schlaf geblasen waren, denn es war kaum nach sechs Uhr Morgens. Besonders die edle Weiblichkeit nahm nicht einmal auf die wenig salonfähige Toilette Rücksicht, in der sie sich meist befand, und lugte hinter Fenstergardinen und Jalousien hinaus nach der Musik, die nach dem Choral einen lustigen Marsch spielte. Nach dem vierten Stücke erschien der Oberst selbst im Hofe, dankte dem Dirigenten und den Musikern für das Ständchen, das sie ihm brachten, und nahm die Glückwünsche des Kapellmeisters entgegen.

Mit einigem Schmunzeln gestattete er, daß sich der Kapellmeister die erste Klasse des Hausordens ansah, die der Oberst neu verliehen auf der linken Brust trug und um welcher Auszeichnung willen man ihm das Ständchen gebracht hatte. Darauf fragte er den Kapellmeister, ob er weiterginge, und als ihm dieser einen Namen nannte, schmunzelte der Oberst und sagte:

„Blasen Sie ihn nur ordentlich aus den Federn! Ich glaube, er schläft heute sehr fest."

Die Musik spielte zum Schluß den üblichen Galop und zog dann weiter nach dem Hause, in dem Seyffenbarth wohnte. Hier vollzog sich dieselbe Feierlichkeit, aber erst nach dem fünften Stück kam der Bursche herunter und sagte dem Kapellmeister: „Der Herr Major lassen bitten!"

Dann ging der Kapellmeister hinauf, und trank trotz der frühen Morgenstunde mit dem Major und persönlichen Adjutanten des Landesherrn Seyffenbarth eine Flasche Ungarwein, als ob dies sein gewöhnlicher Morgenimbiß wäre. Dann machte sich die Kapelle auf die Beine und zog weiter, um dem neuernannten Reservelieutenant Kramer auch ein Ständchen zu bringen. Und damit war ihre Aufgabe am Tage noch lange nicht erschöpft. Sie mußte das erste Bataillon zum Exerzieren hinaus- und hereinblasen, sie mußte Mittags Parolemusik machen und hatte Abends

Digitized by Google

noch die Hochzeitsmuſik für Kramer und Martha Blume zu ſtellen.

Auf der Parole ging es außerordentlich lebhaft her, ſämmtliche Offiziere hatten ſich eingefunden, und Alle in Gala, der Oberſt mit der neuen Dekoration, der ehemalige Hauptmann v. Seyffenbarth nicht nur mit den Majorsepauletten, ſondern auch mit den ſilbernen Achſelſchnüren um die rechte Schulter und den breiten rothen Generalsſtreifen in den Beinkleidern, beides Abzeichen des perſönlichen Adjutanten des Landesherrn. Dann der neuernannte Hauptmann Kreyßig, der die Kompagnie Seyffenbarth's übernahm, und außerdem, um ſich als „befördert zum Lieutenant" vorzuſtellen, der neugebackene Reſervelieutenant Kramer. Nach der Parole gingen die Offiziere nach dem Kaſino, um dort ein wenig zu frühſtücken, dann erfolgte eine Stunde ſpäter der Aufbruch zur Kirche, wo im Beiſein des geſammten Offizierkorps die Trauung des Reſervelieutenants Paul Kramer und des Fräulein Martha Blume ſtattfand.

Im Offizierkaſino fand auch die Hochzeitsfeſtlichkeit ſtatt, und daß ſie glänzend verlief, wird wohl Niemand bezweifeln. Während der Feſttafel paſſirte ein etwas komiſcher Zwiſchenfall, und zwar durch den jetzigen Major und perſönlichen Adjutanten des Landesherrn v. Seyffenbarth. Man ſollte es nicht glauben, daß ein ſo bedeutender Redner wie Seyffenbarth ſtecken bleiben könne, und doch paſſirte es ihm, wahrſcheinlich weil er einſeitiger Spezialiſt und nur auf eine Rede dreſſirt war.

Nachdem nämlich eine ganze Menge von Toaſten auf das Brautpaar ausgebracht worden war, erhob ſich auch Major v. Seyffenbarth und ſprach auf die Kameradſchaftlichkeit. Es war zum größten Theil nicht verſtändlich, was er von „Opferwilligkeit" ſprach, zu welcher jeder Kamerad verpflichtet ſei, wie auch Derjenige, der ein Opfer bringe, ſich befriedigt fühlen könne, wenn er wiſſe, eine

Digitized by Google

gute That vollbracht zu haben; wie aber durch besondere Güte manchmal ein solches Opfer nicht nothwendig sei. Die Rede schien recht herzlich, aber sie war allgemein unverständlich; das war wohl auch der Grund, weshalb der

Regimentskommandeur den neuen Major so eigenthümlich ansah, als dieser einmal zu ihm herüberblickte, und dieser Blick brachte Seyffenbarth wieder in Verlegenheit, er fing an zu stottern und verlor vollständig den Faden seiner Rede. Er wiederholte dreimal hintereinander die Worte: „und so ist es die hauptsächlichste Pflicht eines Soldaten," dann flog es plötzlich wie Sonnenschein über sein Gesicht, und

Digitized by Google

mit gehobener Stimme fuhr er fort: „Die erste Pflicht des Soldaten aber ist, seine Stiefel in Ordnung zu halten. Ein Soldat ohne Stiefel ist kein Soldat und weniger werth als wie Stiefel ohne einen Soldaten, weil diese Stiefel von einem anderen Soldaten angezogen werden könnten."

Wie eine Lokomotive, die sich verfahren hat und endlich wieder das richtige Anschlußgeleise findet, gab Seyffenbarth „voll Dampf" und hielt an der Hochzeitstafel die Stiefelrede, die er in der letzten Zeit hatte unterdrücken müssen.

Er brachte die Rede aber nicht zu Ende, denn es brach eine derartige stürmische Heiterkeit aus, daß er sich ganz verblüfft niedersetzte. Er wurde erst wieder vergnügt, als die junge glückstrahlende Frau ihn ansprach und mit ihm anstieß, und dann Kramer und Blume, am Schluß aber kam der Oberst und sagte, lächelnd mit dem Finger drohend:

„Sie wissen ja, Herr Major, über die Sache soll ewig Stillschweigen gewahrt werden, und deshalb hatte Hoheit Sie auf meinen Bericht hin unter Beförderung zum Major zu seinem persönlichen Adjutanten gemacht. Hoheit hat die Sache aufgefaßt, wie es nicht anders bei seiner gewohnten Güte und Menschenfreundlichkeit zu erwarten war; und nun lassen Sie uns, lieber Kamerad, noch eine Flasche leeren auf Ihr ferneres Wohlergehen, und lassen Sie mich dem Bedauern Ausdruck geben, daß wir Sie aus dem Regiment scheiden sehen, aber Hoheit meint, es wäre besser, daß Sie nach der Angelegenheit nicht länger im Frontdienst blieben. Vergessen Sie nicht, unser Geheimniß hat nur drei Mitwisser: Hoheit, Sie und meine Wenigkeit, und es darf nie verrathen werden. Und nun nehmen Sie Ihr Glas und lassen Sie uns in erster Reihe anstoßen auf das Wohl des Landesherrn, der im rechten Augenblick auch ein Opfer anerkennt, das ein braver Mann für andere Leute bringt, weil es ihm sein Herz befiehlt."

Digitized by Google

Die Frau des Landrichters.

Erzählung von **Hellmuth Mielke.**

(Nachdruck verboten.)

Der Landrichter Friedrichs hatte sich verlobt.

Es war ein Ereigniß für die juristischen Kreise der Stadt; man hatte es weder von der Person des Bräutigams noch der der Braut erwartet. Es hatte sich Alles im Stillen und Geheimen, gleichsam unter Ausschluß der Oeffentlichkeit gemacht. Schon dieser Umstand genügte, allgemeine Verwunderung zu erregen.

Noch mehr waren es die Eigenschaften des Brautpaares, welche die Kritik herausforderten. Da war zunächst der Bräutigam allgemein als Typus der „juristischen Junggesellen" aufgefaßt worden, wie er einer scherzhaften Redewendung seiner Bekannten zufolge im Strafgesetzbuch stehe. Friedrichs hatte das vierzigste Jahr eben überschritten, und seine Kollegen hätten darauf geschworen, daß er niemals „eheliche Verpflichtungen" eingehen würde. Er galt für einen äußerst gewissenhaften, einen wenig pedantischen Juristen, war von schlichter und angenehm-männlicher Erscheinung, ernst und fast wortkarg in seinem Wesen.

Und nun hatte er nicht blos eine gute, sondern vielmehr — eine glänzende Parthie gemacht, glänzend in jeder Beziehung, sowohl was die gesellschaftliche Stellung der Braut, wie ihre körperlichen und geistigen Vorzüge und nicht zuletzt ihre materiellen Mittel anging.

Digitized by Google

Frau v. Werthheim war allerdings Wittwe. Ihr erster Mann war Offizier gewesen und vor drei Jahren gestorben, nachdem er zwei Jahre das Glück genossen hatte, eine der reichsten und gefeiertsten Schönheiten der Stadt seine Frau zu nennen. Sie hatte nach seinem Tode alle Gesellschaften gemieden und nun, kaum daß sie, die fünfundzwanzigjährige junge Wittwe, wieder in den früheren Kreisen sich sehen ließ, wo man sogleich Jagd auf ihr Herz und ihre Hand, wenn nicht auf ihr Vermögen zu machen begann, hatte sie sich diesem vertrockneten, schweigsamen Junggesellen ohne viele Umstände hingegeben.

Das waren Thatsachen, die man nicht recht begriff. Jedenfalls hatten sie die eine Folge, daß man auf einmal den Landrichter mit ganz anderen Augen ansah. Er verstand es also doch, nicht blos mit den Spitzbuben vor der Strafkammer fertig zu werden, sondern besaß auch die Gabe, ein Frauenherz zu rühren. Das hatte man ihm nicht zugetraut.

Die Kritik der Welt kam noch nicht über das Ereigniß zum Schweigen, als das Paar bereits seine Hochzeitsreise angetreten hatte. Erst nach der Rückkehr desselben fand man sich in das Unerhörte, und nur vereinzelte Stimmen, die enttäuschten Bewerbern um Alice's Hand angehörten, prophezeiten eine unglückliche Ehe. Die junge Frau sei eine nervöse Modedame, die nur für Schmuck und glänzende Roben Sinn habe, der Mann ein pedantischer Aktenmensch; wie sollten da die Beiden miteinander auskommen?

Den Neuvermählten kamen auch diese Reden wohl zu Ohren, allein sie lachten darüber. Denn was man wirklich bald nicht mehr bestreiten konnte, sie lebten glücklich miteinander. Was man über sie sagte, war recht und doch wieder unrecht. Alice war nicht blos eine Dame der Gesellschaft, deren Mittel es ihr gestatteten, auch in ihrer äußeren Erscheinung geschmackvoll und glänzend aufzutreten, sondern

Digitized by Google

sie erwies sich auch als eine schlichte, muntere Hausfrau, die sogar mit ihrem Gatten über die trockenen Angelegenheiten seines Berufes plauderte. Und dem Landrichter war seine Leidenschaft ein Brunnen innerer Verjüngung geworden, so daß der strenge Richter der Strafkammer in seinem Hause gar nicht wieder zu erkennen war.

So mußte die Welt, ob sie es nun gut oder böse meinte, einstweilen mit diesem Ergebniß zufrieden sein.

* * *

Der Landrichter war in sehr heiterer Stimmung vom Gericht gekommen. Die Sitzung war heute rasch gegangen, vielleicht hatte er sich auch ein wenig, wenn auch sicherlich nicht zum Schaden der Gerechtigkeit, bei den Verhandlungen beeilt, denn heute war sein Geburtstag und er freute sich auf den freien Nachmittag, auf die kleine Gesellschaft, die man geben wollte, und am meisten auf das Zusammensein mit Alice.

Sie hatte ihn am Morgen reich beschenkt. Der Tisch voll Gaben, den sie ihm aufgebaut, hatte seinen einfachen Sinn in Verwunderung gesetzt und der Werth derselben ihn fast gedemüthigt. Scherzend hatte er ihr darüber Vorwürfe gemacht, aber sie hatte glücklich lachend und an seinem Halse liegend gesagt: „Bin ich nicht Dein? Ist nicht das Meinige Dein? Was liegt denn an dem bösen Geld, daß Du es mir immer vorhalten mußt."

„Nun weiß ich, daß ich eine Verschwenderin geheirathet habe, die unter Kuratel gestellt werden muß," hatte er mit juristischem Humor erwiedert und, mit dem Finger leicht drohend, hinzugefügt: „Ich habe da neulich eine Rechnung von Deinem Juwelier gesehen — eine vierstellige Zahl."

„Aber quittirt!" war ihre triumphirende Antwort gewesen. —

Die beiden Gatten speisten sehr vergnügt miteinander. Das Mahl war heute dem Charakter des Festtages an-

Digitized by Google

gemeſſen und der Landrichter hörte nicht auf, die einzelnen Gänge zu loben.

„Ich finde wirklich, Kind, daß die Köchin die Lohnzulage verdient, um die ſie ſo eindringlich petitionirt hat," ſagte er. „Ich verſtehe nicht, warum Du es abgeſchlagen haſt."

„Diesmal fällt mir das Hauptverdienſt an unſerem Mittageſſen zu," erwiederte Alice. „Du willſt es mir natürlich wieder abſtreiten."

Der Landrichter erhaſchte ihre ſchlanke, feine Hand und küßte ſie raſch. „Das meine Huldigung, Herrin. Aber ſei gerecht, die Johanne kocht gut. Warum willſt Du das nicht anerkennen? Die paar Mark, die ſie mehr haben möchte! Wenn ich daran denke, wie viel Du ſonſt ausgibſt. Ich will es Dir nur bekennen, der Anton hat es mir erzählt, daß heute drei Bettler bereits hier geweſen ſind und daß jeder eine Mark erhalten hat. Und bei Deinem Hausgeſinde willſt Du knauſern, will meine kleine Frau geizig ſein?"

„Du ſprichſt wie ein Vertheidiger, nicht wie ein Richter!" antwortete Alice lachend. „Nun, da mein Herr und Ehegebieter für die Johanne ein Machtwort ſpricht, ſoll ſie erhalten, was ſie wünſcht."

„Kein Machtwort, Kind. Ich ſpreche auch hier als Richter. Es iſt gerecht, die gute Leiſtung gut zu lohnen. Daß Du die Bettler verſchwenderiſch beſchenkteſt, finde ich weit weniger in der Ordnung."

„Es ſoll nicht wieder vorkommen, Ernſt."

„Du biſt doch am Ende nicht verſtimmt, Kind? Siehſt Du, ich bin eben leider ein alter Rechtspedant und halte Dir unnütz Vorleſungen."

„Nein, nein!" verſicherte ſie, aber um ihren Mund lag doch ein leiſes Schmollen. Es bedurfte nur weniger Worte des Landrichters, um auch das zu beſeitigen. —

Digitized by Google

Das Mahl war beendet, der Landrichter hatte sich eine Cigarre angezündet.

„Ah, da muß ich Dir doch eine Neuigkeit erzählen," begann er plötzlich, „die Dich vielleicht interessirt. Du bist ja, wie ich weiß, bei Brimboni gut angeschrieben. Wenn Du ihn wieder besuchst, wirst Du seinen neuen Gehilfen nicht mehr sehen. Der Mensch ist heute verhaftet worden."

„Verhaftet? Und warum?"

„Er hat, wie die Reporter sich ausdrücken, lange Finger gezeigt. Der Juwelier hat die Entdeckung gemacht, daß ihm einige Sachen abhanden gekommen sind. Sein Verdacht auf den Menschen war schon lange rege. Man hat nun eine Haussuchung vorgenommen, und das gestohlene Gut zum Theil gefunden."

„Was hat er denn gestohlen?" fragte Alice leichthin.

„Einige silberne Löffel und einen Ring. Der Ring soll hundert oder zweihundert Mark werth sein und ist bisher noch nicht gefunden worden. Ein Ring mit blauen Sapphirsteinen in einer nicht landläufigen Fassung."

„Einen Ring?" wiederholte Alice. „Und man hat den Ring nicht gefunden?"

„Nein, nur die Löffel, bei denen der Mensch sich nicht einmal die Mühe genommen hat, den Firmastempel zu entfernen. Trotz dieser gravirenden Beweise leugnet er Alles in der üblichen Weise dieser Spitzbuben. Die Löffel will er von dem ‚großen Unbekannten' als Pfand für eine Schuld erhalten haben."

„Du meinst also, er wird verurtheilt werden?"

„Sicherlich!" versetzte der Landrichter. „Es geht Dir wohl an die Nerven, Kind?"

„Nein, nein. Lieb wäre es mir doch, seine Unschuld stellte sich heraus."

„Unschuld?" Friedrichs lächelte und klopfte ihr leicht

Digitized by Google

mit der Hand die Wange. „Du bist ja der reine weibliche Advokat.“

Damit war das Gespräch erledigt. Der Nachmittag und Abend verlief in der fröhlichsten Weise; Alice erfüllte ihre Pflichten als Repräsentantin des Hauses den Gästen gegenüber mit bezaubernder Liebenswürdigkeit. Die Aufregung, die ihre Wangen leicht geröthet hatte, gab auch ihrer Unterhaltungsgabe einen schier unerschöpflichen Stoff der Anregung. Als in später Stunde die Gäste das Haus verließen, waren sie einig in dem Lobe, daß dieses Heim eine Stätte des Glücks sei.

Der Landrichter war mit seiner jungen Frau wieder allein. Noch brannten die Lichter in dem Salon, nebenan räumten die Mägde auf. Dann wurde es still um sie Beide. Sie lehnte sich an ihn und flüsterte ihm etwas zu, worauf er sie selig in die Arme schloß. Er wußte jetzt, daß sein innigster Wunsch in Erfüllung gehen werde.

„Thust Du mir nun auch einen Gefallen?“ bat sie. „Ich wollte es Dir schon am Morgen sagen, aber —“ sie stockte.

„Was denn soll ich thun? Sprich, Lieb!“ sagte er zärtlich.

„Wirst Du über den Menschen — den Dieb bei Bimbroni, zu urtheilen haben?“

„Das kann ich Dir nicht sagen, Kind. Der Vorsitz in der Strafkammer wechselt und die Sache ist jetzt noch beim Untersuchungsrichter. Sie kann sich noch lange hinziehen, ehe sie zur Aburtheilung kommt. Aber“ — fuhr er etwas erstaunt fort — „wie kommst Du nur darauf?“

„Ich möchte so gern,“ versetzte sie leise, „daß er freigesprochen wird. Ich habe das Gefühl, als wäre er unschuldig.“

Der Landrichter legte seinen Arm um sie. „Dieses Gefühl macht Deinem Herzen alle Ehre,“ sagte er, „aber

Digitized by Google

wir Juristen urtheilen nicht nach Empfindungen, sondern nach Thatsachen und Beweisen. Weder Freisprechung noch Verurtheilung, sondern Gerechtigkeit und abermals Gerechtigkeit ist der Leitstern für unsere Erwägungen. Und vor der Gerechtigkeit muß Alles zurückstehen, denn sie ist das Höchste."

„Alles, auch ich, Deine Frau?" fragte sie schmollend. „Bist Du denn mit der Gerechtigkeit oder mit mir verheirathet?"

„Auch Du, meine Frau!" wiederholte er ernst. „Sieh, Kind, Gerechtigkeit ist der Boden, auf dem nicht blos das Geschick eines Einzelnen, sondern das Leben aller Völker beruht. Sie ist der Grundstein eines jeden Staates; wird der herausgerissen, so brechen alle Balken und Mauern menschlicher Gemeinschaft, nichts ist mehr sicher und nichts mehr heilig. Was sind wir Beide, wenn wir uns mit ihr vergleichen wollen."

„Jedenfalls Menschen," versetzte sie wieder muthwillig, „und Du bist sogar nicht blos ein kleiner, sondern ein großer Pedant, der es gar nicht verdient, anstatt der zwischen den Wolken schwebenden Dame mit dem Bindetuch vor den Augen mich zur Frau bekommen zu haben!"

„Nein, Schatz!" versicherte er lächelnd, „daß ich Dich bekommen, war allerdings nicht Gerechtigkeit, das war ein Glück, das mir der Himmel beschеert hat und dessen ich — Du weißt es wohl, wie sehr — unwürdig bin."

So klang dieses Gespräch rein und herzlich aus. Nichtsdestoweniger war es merkwürdig, daß auch in der Folgezeit Alice ein ungewöhnliches Interesse für den „Fall Brimboni" bewies. Sie las nicht nur die Zeitungsberichte darüber, sondern forschte auch ihren Gatten nach den neuen Ergebnissen der Untersuchung aus.

Er war bald in der Lage, ihre Neugierde wieder in einiger Hinsicht befriedigen zu können. Er that es mit

Digitized by Google

den Worten: „Du trateſt ſo lebhaft für die Unſchuld des Diebes ein. Weißt Du, was ſich jetzt ereignet hat?“

„Nun?“ fragte ſie begierig.

„Er hat ein Geſtändniß abgelegt und ſeinen Diebſtahl eingeſtanden.“

„Er hat Alles eingeſtanden?“ rief ſie. „Gott ſei Dank!“ Unwillkürlich war ihr das Wort von den Lippen gefallen.

Der Landrichter ſah ſie ganz erſtaunt an und brach darauf in ein heiteres Gelächter aus.

„O, über euch Frauen! Erſt möchteſt Du darauf ſchwören, daß der Dieb unſchuldig iſt, und dann dankſt Du Gott, daß er wirklich ſchuldig! Wahrhaftig, das nenne ich ſich widerſprechen!“

Alice war ganz roth und verwirrt geworden. „Ja,“ ſagte ſie, „ich dachte nur immer, daß der Mann am Ende doch unſchuldig ſein könnte, und da Du der Anſicht warſt, er würde zweifellos verurtheilt werden, ſo peinigte mich der Gedanke. Kann Deine Gerechtigkeit ſich niemals irren? Jetzt, wo ich weiß, daß er Alles eingeſtanden, bin ich beruhigt.“

„Ihr Frauen urtheilt eben rein nach Sympathien. Warum ſollte denn der Menſch gerade unſchuldig ſein? Nur weil er vielleicht einen guten Eindruck früher auf Dich gemacht hat. Die Gerechtigkeit kann ſich ja leider auch irren, denn ihr Amt wird von Menſchen ausgeübt, aber in dieſem Falle iſt ein Irrthum ausgeſchloſſen, obwohl der Dieb nur einen Theil zugegeben hat.“

„Nur einen Theil? Wie ſoll ich das verſtehen?“ fragte ſie.

„Er hat den Diebſtahl der Löffel zugegeben, behauptet jedoch, von dem Ringe nichts zu wiſſen. Natürlich hat er den irgendwo verſteckt und will ſeinen Diebesſold nicht herausgeben. So machen es Alle! O Kind, Du glaubſt nicht, eine was für erbärmliche Kreatur der Menſch im Durchſchnitt iſt.“

Digitized by Google

Der Landrichter legte damit das Bekenntniß einer Lebensansicht ab, wie man sie nur erwirbt, wenn man länger als ein Jahrzehnt die Gesetzesübertretungen und Verbrechen des gewöhnlichen Tages abzuurtheilen gehabt hat.

Alice senkte ihr Haupt. Sie sprachen darauf von anderen Dingen.

Einige Wochen später hatte der Landrichter mit dem ersten Staatsanwalt ein Gespräch, das auf beiden Seiten von mehrfachem Kopfschütteln und leisem skeptischem Lächeln begleitet war. Als Friedrichs vom Landgericht nach Hause kam, berichtete er Alice darüber.

„Dein Schützling ist auf eine neue Ausrede verfallen!" begann er. „Und sogar auf etwas sehr Interessantes. Er hat wohl irgend einmal etwas von Kleptomanie zu hören bekommen, der Begriff spukt ihm im Kopf und er meint wohl, daß das ein guter Ausweg sei. Nicht etwa, daß er von sich behauptet, an Kleptomanie zu leiden — das klang ihm wohl selbst zu dumm. Aber er gibt an, daß der Ring vielleicht von einer Dame aus der guten Gesellschaft entwendet sein könnte, und bezichtigt geradezu die Gattin eines unserer ersten Kaufleute des Diebstahls, weil er den Ring vermißt haben will, als diese einmal einen größeren Einkauf bei Brimboni gemacht hat."

Alice saß am Fenster mit einer Stickerei beschäftigt. Es war schon Abend und der Landrichter wollte dem Mädchen auftragen, die Lampe zu bringen, da sich Alice die Augen verderbe, aber diese bat ihn davon abzustehen.

„Du meinst also, daß der Mensch nur lügt?" fragte sie.

„Natürlich, das unterliegt keinem Zweifel. Er will nur nicht den Versteck des Ringes angeben."

„Aber," sagte sie schüchtern, „man liest doch oft von Kleptomanie. Glaubst Du nicht daran, daß auch vornehme Damen" — sie suchte nach einem passenden Ausdruck und beendete dann die Frage — „an dieser Krankheit leiden."

Digitized by Google

„Wenn Du meinst, ob nicht auch vornehme Damen stehlen können," versetzte der Landrichter eifrig, „so haben wir dafür leider Hunderte von Erfahrungen. Es ist ein Unsinn, anzunehmen, daß der Mensch allein aus Noth stehle. Er stiehlt, um etwas zu besitzen, wie er mordet, um Einen umzubringen. Und ich glaube fast, in jedem Menschen, auch in dem Besten, liegt leider ein böser Keim. Die Erziehung ist daran schuld, wenn dieser Keim emporwuchert, wenn aus ihm böse Empfindungen, Gedanken, und aus den Empfindungen und Gedanken wiederum böse Thaten werden. Ist es erst bis zur That gekommen, so gibt es keine Rettung mehr; jede That zieht wie ein Schwergewicht eine neue nach sich gemäß des Dichters Wort: ‚das eben ist der Fluch der bösen That, daß sie fortzeugend immer Böses muß gebären'. Die Statistik und die Psychologie belehren uns darüber, warum die Verbrecher fast sämmtlich wieder rückfällig werden. — Aber, Kind," bemerkte er mahnend, da er sah, daß Alice sich immer noch mit ihrer Stickerei beschäftigte, „höre doch zu arbeiten auf. Sind Dir denn Deine Augen nicht lieb?"

Alice that, als befolge sie seinen Rath, und doch blieben ihre Hände bei der Arbeit, als müßten sie Beschäftigung haben.

„Und diese Kleptomanie — sie besteht nicht?" meinte sie.

„Als sogenannte geistige Krankheit nach meiner Ansicht nicht. Ich weiß, daß die Juristen darüber verschieden denken. Ich habe nun einmal die Ueberzeugung. Wenn eine reiche Dame stiehlt, so thut sie es genau so aus Geldgeiz, wie eine arme Frau es vielleicht aus Noth thut. Und es gibt ja Frauen," setzte er hinzu, ohne an die Beziehung zu denken, die Alice darin finden konnte, „die in wunderlicher Weise bald geizig und bald verschwenderisch sind. Daß aber im Moment des Diebstahls die nöthige Ueberlegung und Willensfreiheit nicht bei den Diebinnen vor-

Digitized by Google

handen seien, die mit gefüllter Geldbörse stehlen, halte ich für vollkommen ausgeschlossen. Ich wenigstens würde jedesmal eine solche Diebin verurtheilen, aber auch jedesmal."

Alice war aufgestanden; sie meinte, es sei Zeit, zu Abend zu speisen.

— — — — — — — — — — — —

In der That wurde der Gehilfe des Juweliers Brimboni von der Strafkammer wegen Diebstahls verurtheilt. Friedrichs führte selbst bei der Verhandlung den Vorsitz. Als er nach Hause kam, sah er Alice mit erregtem, nervös zuckendem Gesicht ihm entgegentreten.

„Wie war es? Hast Du ihn verurtheilt?" fragte sie mit klangloser Stimme.

„Sechs Monate Gefängniß. Ja, Kind, die Gesetze sind streng. Der Vertrauensbruch —"

„Sechs Monate!" Das Wort schien ihr schwer auf die Seele zu fallen, eine heftige Bewegung sie zu schütteln.

„Beruhige Dich doch!" sagte er begütigend, „und doch ist er noch milde fortgekommen. Er war nämlich, wie erst jetzt festgestellt wurde, bereits einmal wegen Diebstahls bestraft — Du siehst, wie man sich in den Menschen täuschen kann, die Einem gefallen — und dann wurden ihm die Entwendung der Löffel und des Ringes nur als eine Handlung angerechnet. Ich war freilich nicht damit einverstanden, aber ich mußte meinen Kollegen nachgeben."

„Als eine Handlung, was heißt das?"

Er setzte ihr den juristischen Begriff auseinander und sie hörte ihm aufmerksam zu. Dabei schwand ihre Aufregung und sie konnte ihm lächelnd den Mund zum Kusse bieten.

* * *

Einige Monate waren vergangen. Der Landrichter befand sich eines Nachmittags noch in dem Sitzungssaal

Digitized by Google

des Schwurgerichtsgebäudes, als ihm einer der Gerichtsdiener meldete, Herr Helbings befände sich draußen auf dem Flur und wünsche dringend den Herrn Landrichter in einer wichtigen Angelegenheit zu sprechen.

Friedrichs kannte diesen Herrn dem Namen nach. Es war der Inhaber eines der größten Modewaarengeschäfte der Stadt, dessen Kundschaft sich nur aus den besten Kreisen der gesellschaftlichen Welt rekrutirte. Er ließ dem Manne sagen, daß er ihm im Augenblick zur Verfügung stände.

Als er dem Besitzer des Modemagazins darauf gegenüberstand, fiel ihm die sichtliche Aufregung und das seltsame Wesen desselben auf. Der Mann wollte nicht mit der Sprache heraus und bat ihn, mit ihm in ein besonderes Zimmer gehen zu dürfen, wo sie ungestört und ohne Zeugen miteinander sprechen könnten.

Der Landrichter willfahrte dem Wunsch und führte seinen Besuch in eines der leeren Richterzimmer. Auch dann noch wußte Herr Helbings nicht recht, wie er beginnen sollte. Er erschöpfte sich in Entschuldigungen und Betheuerungen, ehe er endlich zur Sache kam.

„Es ist nämlich in meinem Geschäft etwas passirt. Sie können sich ja denken, Herr Landrichter, daß man als Prinzipal die Augen nicht überall haben kann, und die Kommis und die jungen Mädchen im Geschäft — nun, man kann auch nicht immer auf ihre Ehrlichkeit schwören."

„So sind Sie also bestohlen worden?" fragte der Landrichter ungeduldig.

„In der That, es ist so, Herr Landrichter. Es sind mir mehrere Gegenstände abhanden gekommen, und heute wiederum eine kostbare Spitze. Ich hatte zuerst Verdacht auf zwei meiner jungen Mädchen —"

„Ich glaube, Herr Helbings, Sie haben sich an die falsche Adresse gewandt," versetzte Friedrichs. „Wollen Sie nicht lieber dem Staatsanwalt davon Anzeige machen?

Digitized by Google

Der Gerichtsdiener kann Sie zu dem Zimmer desselben führen. Sie entschuldigen mich wohl, meine Frau wartet zu Hause auf mich."

Aber der Kaufmann hielt ihn plötzlich krampfhaft am Arm fest. „Ich beschwöre Sie, Herr Landrichter, hören Sie mich an. Ich sagte Ihnen ja, ich hatte auf zwei meiner Mädchen Verdacht. Ich habe den Verdacht zu Unrecht gehabt. Ich weiß es seit einiger Zeit, wer es gethan hat. Ich und mein erster Kommis, wir haben Alles beobachtet durch eine Spiegeleinrichtung — ich kann Ihnen den Apparat nicht so beschreiben, Herr Landrichter, aber es ist so, wie ich Ihnen sage."

„Aber alles das ist doch Sache des Staatsanwalts und Untersuchungsrichters," versetzte Friedrichs, verdrießlich darüber, den Geschäftsmann nicht los werden zu können. „Ich habe erst bei der Verhandlung damit zu thun."

Doch Herr Helbings schüttelte wiederum in aufgeregter Weise den Kopf. „Nein, nein, Herr Landrichter, hören Sie mich nur an. Es betrifft Sie doch in einer Hinsicht. Also wir, ich und mein erster Kommis, haben Beide beobachtet, wer die Spitzen genommen hat, ganz deutlich. Und es ist das zweite Mal, daß wir eine solche — That beobachtet haben bei der Betreffenden, nicht das erste Mal. Ich muß es Ihnen nur sagen, so schwer es mir wird, es hat dies eine Dame gethan, eine reiche, vornehme Dame —"

„Die ich vielleicht kenne?" fragte der Landrichter erstaunt.

Herr Helbings nickte. „Ja, die Sie kennen, Herr Landrichter. Und deswegen bin ich gekommen, mit Ihnen darüber zu sprechen. Es ist ja — mein Gott — nicht zu begreifen — ich würde auch glauben, es sei Täuschung, aber wenn man es zweimal beobachtet hat! — und ich würde auch nichts darüber sagen, wenn es Dinge von geringem Werth wären, aber die Spitze ist sehr kostbar, sehr theuer."

Digitized by Google

„Würden Sie mir nun endlich sagen, wer es ist, den Sie beschuldigen, und was ich in der Angelegenheit thun soll, Herr Helbings?"

Der Modewaarenhändler holte tief Athem, wie um Muth zu schöpfen. „Ich schlage Ihnen, Herr Landrichter, einen Vergleich vor, indem Sie einfach mir den Werth der Gegenstände ersetzen. Es ist ja zweifellos, daß Ihre Frau Gemahlin nicht gewußt hat, was sie that —"

„Meine Frau!" Der Landrichter war einen Schritt zurückgetreten und dann, die Hände zusammenschlagend, als suche er etwas Unfaßbares zu halten, wiederholte er: „Meine Frau!"

„Ja, Ihre Frau Gemahlin. Ich hätte es nie für möglich gehalten, Herr Landrichter, daß eine meiner besten und vornehmsten Kundinnen — aber es ist sicherlich nur eine Verirrung, nichts als eine Verirrung! Und ich meine, Herr Landrichter, wir legten die Sache hier stillschweigend bei, indem Sie mir den Werth der Gegenstände, die Ihre Frau Gemahlin genommen, ersetzen."

Er wollte in seiner begütigenden Weise fortfahren, aber der Landrichter ergriff ihn plötzlich beim Arm und schob ihn aus dem Zimmer in den Gang des Gerichtsgebäudes.

„Mein Herr, dort ist das Zimmer des Staatsanwalts; ich erwarte, daß Sie Ihre Anzeige machen!" sagte er mit rauher Stimme.

Damit drehte er sich um und schritt rasch dem Seitenflügel des Gebäudes zu, um dort den Ausgang zu gewinnen.

Draußen fluthete über die Häuser und Straßen hin das letzte Licht eines schönen Herbstnachmittags. Auf der mit Bäumen bepflanzten Promenade bewegte sich plaudernd der Zug müßiger Spaziergänger. Der Eine oder Andere von ihnen kannte den Landrichter und grüßte ihn, aber Jeder war verwundert, auf seinen Gruß keinen Dank zu

Digitized by Google

erhalten. So ernst und sinnend hatte man den glücklichen Ehemann nie gesehen.

Für diesen war in der That die sonnige Welt vor ihm auf einmal wie verschüttet; nur mechanisch fand er den alten, gewohnten Weg nach Hause. Die Mittheilungen des Modewaarenhändlers hatten ihn wie ein Entsetzen berührt, in seiner strengen Seele herrschte nicht blos eine durch die Gewohnheit des Amtes gefestigte moralische Verurtheilung jedes Vergehens, er empfand auch von jeher in den Instinkten seines Gemüthes etwas wie einen physischen Ekel vor Allem, was eine Verletzung der Grundlehren der Moral in sich schloß. Und nun sollte seine eigene Frau einen gemeinen Diebstahl begangen haben!

Immer wieder sagte er sich, daß das nicht sein könne, daß hier ein Irrthum des Modewaarenhändlers vorliegen müsse. Er zweifelte nicht an der thatsächlichen Wahrheit der Behauptung desselben, daß er bestohlen worden sei, aber ein Anderes war die That und ein Anderes der Thäter. Konnten nicht mehrere Käuferinnen in dem Raum zugegen gewesen sein, konnte man nicht eine von ihnen mit Alice verwechselt haben, vielleicht weil sie Beide ein gleichfarbiges Kleid trugen? Dieser Punkt hätte festgestellt werden müssen, und er bedauerte nun, daß er den Geschäftsmann darüber nicht befragt, sondern ihn vielleicht vorschnell auf den Weg der Gerechtigkeit verwiesen hatte.

Alice, seine Alice eine Diebin! Wie er an ihr liebes Gesicht dachte, begannen die Zweifel, die ihn trotz alledem peinigten, zu schwinden und seine Miene sich aufzuhellen. Es war einfach eine Sache der Unmöglichkeit.

Zu Hause traf er sie nicht an; man sagte ihm, die gnädige Frau sei ausgefahren, wollte aber bald zurück sein. Er setzte sich an den Schreibtisch in seinem Arbeitszimmer und nahm ein Aktenheft vor, um sich in einen neuen Prozeßfall zu vertiefen. Aber es litt ihn nicht dabei; er

Digitized by Google

ſtand auf, unruhig ging er im Zimmer hin und her, während ſein Blick oftmals auf die goldene Stutzuhr fiel. Wie langſam die Minuten dahinſchlichen!

Da hörte er endlich das Rauſchen ihres Kleides im Nebenzimmer und gleich darauf erſchien ſie ſelbſt unter der Portière, im reizendſten Promenadenkoſtüm, das kokette Hütchen noch auf dem Kopfe. Die Hände ausſtreckend, um ihn zu umarmen, ſchritt ſie mit halb bedauernder, halb lachender Miene auf ihn zu: „Armes Männchen, Du warteſt wohl ſchon lange?“

Noch hatten ihre Hände ſeine Schultern nicht erreicht, als ein letzter aufblitzender Sonnenſtrahl durch die Vorhänge des Fenſters fiel und die koſtbaren Ringe ihrer Finger in allen Farben ſpielen ließ. Unwillkürlich traf ſein Auge die linke Hand und blieb an einem Ringe mit blauen Sapphirſteinen haften — es war nur ein Moment, in welchem ſich Alles vollzog, im nächſten hatte er dieſe Hand gepackt und drückte ſie nieder.

„Woher haſt Du dieſen Ring, Weib?“

Tödtlich erſchrocken über ſein Ausſehen ſank ſie mit einem Schrei auf die Kniee. Er ſah furchtbar aus, ein grimmiger Zorn lag auf ſeinem Geſicht — ſie ſah es und erſchauderte, alles Blut war aus ihren Wangen gewichen, und mit erlöſchender Stimme ſtammelte ſie vor ihrem Richter: „Barmherzigkeit — Barmherzigkeit!“ Aber er ließ die Hand nicht los, er ſchüttelte ſie in wilder Bewegung.

„Es iſt der Ring, den jener Menſch geſtohlen haben ſollte, jener Ring, der dem Juwelier Brimboni gehört? Sprich, iſt es nicht ſo?“

Ein Strom von Thränen ergoß ſich über ihr Geſicht, während ſie verzweifelnd rang, ihre Hand frei zu bekommen, an welcher er herumneſtelte, um den Ring abzuziehen. Klirrend fielen ein paar andere auf die Erde, ehe er den rechten vom Finger gelöst hatte.

Digitized by Google

„Und die Spitzen, Weib — wo sind die Spitzen. Heraus damit."

Sie schrie und weinte: „Ernst, schone mich — schone mich! Barmherzigkeit!"

„Du hast sie gestohlen, willst Du bekennen, Du hast sie gestohlen! Diebin!"

Und wieder schüttelte er sie in wildem Zorn — sie verfiel in einen Weinkrampf. Da ließ er sie los und wandte sich ab. In der Thür erschienen die erschrockenen Hausmädchen, er sorgte nicht darum, ob sie sich um ihre Herrin kümmerten, und verließ das Zimmer. —

Man hatte Alice, die über Schmerzen klagte, zu Bette gebracht. Es war am späten Abend, als der Landrichter in das Schlafzimmer trat. Er hatte furchtbare Stunden zugebracht, jetzt hatte er sich zu einem Entschluß durchgerungen.

Die Ampel mit ihrem milden rothen Licht beleuchtete die prächtige Einrichtung dieses Zimmers, den anmuthigen Luxus und die kostbaren Stoffe, welche der verwöhnte Geschmack Alice's für dieselbe ausgewählt hatte. Das strenge Auge des Landrichters schien einen Widerwillen zu empfinden, indem es über diese Verschwendung hinglitt, als hafte an ihr ein unreiner Hauch.

Er setzte sich an das Bett seiner Frau. Sie schlief nicht und hatte sein Kommen vernommen; an allen Gliedern zitternd und ihre Schmerzen stärker fühlend, hüllte sie sich fester in die Decken ein.

„Ich habe Dir einige Fragen vorzulegen, Alice," begann er. „Willst Du sie mir ehrlich beantworten, ohne Rückhalt und ohne etwas zu verschweigen?"

Ein leises Stöhnen antwortete ihm, ein kaum vernehmbares „Ja."

„Du hast den Ring" — seine Stimme wurde unsicher, das schreckliche Wort auszusprechen — „dem Juwelier entwendet? Gibst Du das zu?"

Digitized by Google

„Ja!“ sagte sie matt.

„Und in dem Modewaarenmagazin hast Du ebenso einige Sachen Dir angeeignet? Was waren das für Sachen?“

Sie gab es an in abgerissenen Worten und mit stockender Stimme. Sie verhehlte nichts, auch nicht, daß sie noch in einem anderen Bazar heimlich einige werthvollere Dinge zu sich gesteckt habe, ohne sie zu bezahlen.

„Und warum hast Du das gethan? Hattest Du kein Geld bei Dir? Du mußt doch einen Grund gehabt haben, weshalb Du diese Sachen Dir aneigneteſt? Hast Du Dir denn gar nicht gesagt, daß Du etwas Unrechtes thust, wenn Du fremdes Eigenthum zu Dir steckteſt, während es doch ein Geringes für Dich war, die Dinge zu bezahlen?“

Sie antwortete nicht; er wiederholte seine Fragen noch einmal und dringender. Sie verfiel in ein Schluchzen.

„Ich weiß es nicht, Ernst, bei Gott, ich weiß es nicht. Ich habe es gethan, warum, weiß ich nicht. Es war mir so, als müßte ich es thun.“

Die Augen des Landrichters blitzten unwillig auf. „Was Du vorbringst, sind leere Ausflüchte. Du mußteſt Dir doch vorhalten, daß Du etwas begingſt, was Dich herabwürdigt. Du mußteſt Dir doch auch sagen, daß Dich die strenge Strafe des Gesetzes treffen werde, wenn Deine Handlungsweise entdeckt wurde, wie sie jetzt auch an den Tag gekommen ist. Hast Du Dir das Alles denn niemals klar gemacht?“

„Ja,“ sagte sie erschauernd, „nachher — nachher, wenn es vorüber war.“

„Und warum hast Du denn die Sachen nicht nachträglich bezahlt?“

Sie hatte keine Antwort auf diese Frage, er vernahm nur ein lauter werdendes Aufseufzen. Aber es rührte ihn nicht; er war sich allzu sehr bewußt, was seine Pflicht sei.

Digitized by Google

„Weißt Du auch, was nun geschehen muß?“ fuhr er fort.

Sie schüttelte den Kopf.

„Selbstverständlich mußt Du den Leuten Schadenersatz leisten. Das ist das Eine, aber das genügt nicht. Wer das Gesetz verletzt, den zieht die Gerechtigkeit zur Verantwortung und er muß die Sühne tragen, die sie erfordert. Diese Sühne heißt Strafe.“

Sie sah ihn mit irren Augen an, als verstände und begriffe sie ihn nicht.

„Alice,“ begann er wieder, „um des Ringes willen ist ein Mann bestraft worden. Er war ein Dieb, aber diese That hat er nicht begangen. Das Urtheil, das über ihn gefällt worden ist, war ein ungerechtes, es muß kassirt werden. Statt dessen“ — er hielt inne und schaute sie an — „wird eine Andere sich vor der Gerechtigkeit verantworten müssen — das Gesetz kennt keinen Unterschied der Stände und des Besitzes, es ist für Alle gleich, für Dich wie für Jenen, der verurtheilt wurde.“

Sie fuhr mit einem Schrei empor und faßte seine Hand. Eine namenlose Angst prägte sich neben den körperlichen Schmerzen in ihren Zügen aus.

„Du willst mich verurtheilen — als Diebin — ich soll in's Gefängniß? Barmherzigkeit, Ernst, ich bin Dein Weib, Deine Frau, die Dich liebt. Liebst Du mich denn gar nicht? Ich habe Dich so lieb, so lieb.“

Sie hatte sich an ihn geklammert, während ihr Körper, von den Kissen befreit, sich in konvulsivischen Zuckungen zu winden schien. Er sah ihren leidenschaftlich flehenden, tiefrührenden Blick und das Herz krampfte sich ihm zusammen. Auch er liebte sie heiß und innig und sollte nun sein Glück in Scherben zerschlagen sehen, eine weiche Regung überkam ihn, ein leises Schwanken.

Aber wie konnte er, der Richter der Gerechtigkeit, jemals

Digitized by Google

wieder ihren Spruch verkünden, der das Böse mit Bösem vergilt, wenn er hier anstatt ihrer Stimme der eigenen Leidenschaft folgte, wie konnte er Andere verdammen, wenn er selbst die Augen gegen die Schuld seines Hauses schloß. Wo wurzeln Recht und Strafe, wenn nicht in der Brust des Richters? Sprach er diese hier frei, wer von den Anderen war dann noch schuldig?

Und während ihn der grenzenlose Schmerz fast überwältigte, sprach sein Gewissen in ihm, und aus seinem Munde kam es kurz und rauh: „Es ist vorbei, Alles vorbei! Gerechtigkeit über Alles!"

Da sank sie in die Kissen zurück, laute Weherufe entfuhren ihren Lippen, so daß er erschrak. Sie schien bereits ohne Besinnung zu sein, da sie auf seine Worte nicht mehr hörte, und so sehr erschreckte ihn ihr Zustand, daß er es doch für rathsam hielt, als sie sich gar nicht wieder beruhigen wollte, zum Arzte zu schicken.

Er hatte sich auf sein Zimmer zurückgezogen und saß dort in dumpfem Brüten. Er wußte, was er zu thun hatte, aber er wußte auch, daß das Glück seines Lebens von ihm gelöst sein würde, wenn er sich, wie er es jetzt nicht anders konnte, von Alice scheiden ließ. So glückselig er sich vordem gefühlt, so elend war er jetzt.

Der Eintritt des Arztes schreckte ihn aus seinen düsteren Betrachtungen. Die ernste Miene desselben sagte ihm nichts Gutes.

„Was ist mit meiner Frau?"

„Eine Sache, zu der man Ihnen sonst Glück wünschen könnte, aber es ist leider ein Aber dabei."

„Sprechen Sie!" rief der unglückliche Mann erzitternd.

„Wir haben mit einem frühzeitigen Ereigniß zu rechnen. Und dann — der Zustand Ihrer Frau Gemahlin hat unter einer heftigen Nervenerschütterung gelitten. Ich hoffe jedoch,

Digitized by Google

daß wir uns keine Besorgnisse zu machen brauchen. Ich komme später wieder." —

Es war am Morgen, der Landrichter hatte die ganze Nacht nicht geschlafen, von qualvollen Empfindungen erschüttert. Aber doch beugte den strengen Mann auch diese neue Wendung der Dinge nicht. Nein, nein, lieber unglücklich, als ehr- und gewissenlos!

Jetzt trat der Arzt in sein Zimmer.

„Ich gratulire Ihnen. Ein reizendes Bübchen! Aber halt — Sie dürfen unter keinen Umständen in das Zimmer Ihrer Frau. Jede Aufregung wäre tödtliches Gift für sie. Es ist etwas in ihrem Zustande, was — ich muß es Ihnen nur gestehen — auf ernste Gefahr deutet. Wir müssen aufpassen und behutsam sein."

So hatte sie ihm auch das geschenkt, wonach sein innigstes Verlangen gewesen war. Nun lag sie erschöpft, vielleicht mit dem Fieber, wenn nicht mit dem Tode kämpfend, auf ihrem Lager, und er, ihr Gatte trug sich mit Gedanken, die Unglückliche von sich zu weisen — nein, nicht blos sich von ihr zu trennen, sondern sie der öffentlichen Verachtung und Schande preiszugeben, nur damit Gerechtigkeit auf Erden geschehe und er nicht stets im Geist einer von den Verirrten und Elenden dieser Welt von der Anklagebank aufstehen und gegen ihn die Hand erheben sehe mit dem furchtbaren Wort: „Du bist nicht würdig, mich zu verdammen."

Er fühlte, daß seine Widerstandskraft zusammenbrach und daß etwas ihn umschwebte wie der Schatten einer furchtbaren, finsteren That.

Man brachte ihm einen Brief. Er kam von Herrn Helbings, der ihm in höflichen Worten schrieb, er werde auf die Erstattung jeder Anzeige verzichten, wenn der Herr Landrichter sich dazu verstände, den Schaden gemäß beigefügter Rechnung zu ersetzen. Auch wolle er sich, damit

Digitized by Google

der Herr Landrichter sehe, daß er es mit einem anständigen Manne zu thun habe, verpflichten, über den ganzen Vorfall Schweigen zu bewahren.

Es war ein Anerbieten, das ihm nur Hochachtung vor dem Geschäftsmann einflößen konnte. Es war so einfach — er brauchte nur jene Rechnung zu bezahlen und Alles war aus der Welt geschafft. Er schwankte nicht länger, nahm aus einer Kassette das Geld, that es in ein Couvert, fügte einige Dankesworte bei und ließ es sofort durch einen Boten an die Adresse besorgen.

War nun wirklich Alles erledigt, blieb nicht noch das Schwerste, was gerade den Gatten zwang, Richter zu sein über seine Frau? Dazu kam die quälende Angst um ihr Befinden — man hatte ihm gesagt, sie läge in vollkommen apathischem Zustande.

Der Arzt kam wieder, der Ausdruck seines Gesichtes war jedoch noch ernster geworden, als er mit dem Landrichter Rücksprache nahm.

„Ich muß es leider offen heraussagen — machen Sie sich auf das Schlimmste gefaßt. Ich werde den Vormittag hier bleiben."

Er wollte das Zimmer wieder verlassen, allein der Landrichter hielt ihn zurück. Was so furchtbar in ihm nagte, mußte endlich heraus. Er schätzte den Arzt als Mensch wie als Mann der Wissenschaft, und so trug er in der Höllenqual dieser Stunde kein Bedenken mehr, ihm Alles zu erzählen.

„Ich kann mich nicht dazu entschließen," beendete er seinen kurzen, hastigen Bericht, „hier an eine geistige Verirrung meiner Frau zu glauben. Derartige Fälle sind mir als Jurist mehr als einmal vorgekommen und weder wir Juristen noch die medicinischen Sachverständigen haben in allen diesen Fällen irgend eine geistige Störung der betreffenden Personen konstatiren können. Aber ich möchte

Digitized by Google

Sie um den Freundschaftsdienst ersuchen, mir Ihre ehrliche und aufrichtige Meinung darüber zu sagen."

Der Arzt blickte ihn fest an und schüttelte darauf leicht mit dem Kopf. „Und Sie würden also als Richter Ihre Frau verurtheilt haben?"

„Ja," versetzte der Landrichter tonlos und mit schwerem Athem. „Aber ich bitte Sie um Ihre Meinung, lieber Doktor. Ich will keinen Trost, ich will Wahrheit, denn die Wahrheit steht ja noch höher als die Gerechtigkeit, sie ist deren Mutter. Bei Ihrer Ehre als Mensch und Arzt — die Wahrheit!"

„Allgemeine und positive Wahrheiten gibt es in solchen Fällen nicht," erwiederte der Arzt langsam. „In neunundneunzig von hundert Fällen würde ich einen sogenannten Kleptomanen als einen Schwindler bezeichnen, der mit einer schlechten Ausrede sich von der Gerechtigkeit loskaufen will. Auch in diesem besonderen Falle gibt es kein Urtheil, das Gewißheit, absolute Wahrheit ist. Aber wenn ich die Nervosität Ihrer Frau Gemahlin bedenke und vor Allem den Zustand, in welchem sie sich befand und in welchem die Frauen so leicht geneigt zu allerlei Extravaganzen sind, so möchte ich es Ihnen als aller Wahrscheinlichkeit entsprechend bezeichnen, daß in manchen Momenten während dieser letzten Monate die Willensherrschaft und Freiheit der Selbstbestimmung bei Ihrer Frau Gemahlin ausgeschlossen war. Der Richter" — und wieder richtete er fest seinen Blick auf den Ehegatten — „der sie wegen jener Thaten verurtheilte, würde nach meiner Ansicht eine Ungerechtigkeit begehen."

„Und ist das Ihre feste Ueberzeugung?"

„Mein Ehrenwort darauf!" Und der Arzt reichte dem Landrichter die Hand hin, die dieser plötzlich inbrünstig mit beiden Händen umschloß und drückte. —

Noch gingen zwölf qualvolle Stunden hin, dann ließ

Digitized by Google

der Doktor den Landrichter rufen. Er erwartete ihn vor dem Schlafzimmer

„Gehen Sie nur hinein! Ich denke, wir haben gesiegt. Aber leise."

Die Kniee zitterten dem Manne, als er das Zimmer betrat, das er vor kaum vierundzwanzig Stunden als ein harter, strenger Richter verlassen hatte. In ihrem Bette lag Alice, ihr Gesicht war bleich, aber ein milder, ruhiger Schein leuchtete darauf wie ein Reflex des Lichtes, das in ihren Augen sichtbar war. Er beugte sich still und zaghaft über sie und sie fuhr bei seinem Anblick leicht erschreckend zusammen. Eine müde, fast kindliche Furcht trat in ihren lieblichen Zügen hervor, langsam erhob sie die Hände: „Ernst!" flüsterte sie, „lieber Ernst!"

Er wußte nicht, ob ihr das Bewußtsein von dem, was vordem geschehen war, bereits zurückgekehrt sei. Da drang ein heller Kindesschrei an sein Ohr. Ein Lächeln schwebte um die Lippen der jungen Mutter, ein rührendes, bittendes Lächeln. Er küßte ihre Wangen, die Strenge seines Innern war ganz in Weichheit aufgelöst und seine Thränen träufelten wider seinen Willen auf Alice's Angesicht, aber es waren Thränen des Glücks.

„Mein Weib," murmelte er, „mein theures Weib, Gott segne Dich und lasse Dich genesen."

„Sie wird genesen," sagte der hinter ihm stehende Arzt, und leiser fügte er hinzu: „Geduld, sie wird genesen von Allem. Ich verspreche es Ihnen."

* * *

Die Zeit kam und erwies den glücklichen Gatten, daß das Wort des Arztes Wahrheit gewesen war. In den Anschauungen des Landrichters aber hatte sich ein Wandel vollzogen; er war, wie seine Kollegen sagten, milder geworden, er selbst nannte es „gerechter".

Digitized by Google

Auf dem Meeresgrunde.

Zur Kenntniß der neuesten Tiefseeforschungen und -Arbeiten.

Von **J. Paul.**

Mit 9 Illustrationen.

(Nachdruck verboten.)

Noch vor gar nicht langer Zeit galten die oceanischen Abgründe unseres Planeten für gänzlich unzugänglich, und noch A. v. Humboldt konnte im „Kosmos" mit Recht sagen: „Die Tiefen des Oceans und des Luftmeeres sind uns beide unbekannt." Seit wenigen Jahrzehnten erst ist mit einer systematischen Erforschung des vom Meere erfüllten Gebietes begonnen worden, das nahezu drei Viertel der gesammten Erdoberfläche umfaßt. Während sonst gewöhnlich die wissenschaftlichen Bestrebungen dem praktischen Leben zugute kommen, haben auf diesem Gebiete umgekehrt die unterseeischen Telegraphenkabel, deren Legung eine möglichst genaue Kenntniß des Meeresbodens nöthig machte, in erster Linie zu den submarinen Forschungen Anregung geboten.

Erst in der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts ist das Aufblühen der Tiefseestudien wahrnehmbar, die schon so wichtige Ergebnisse gefördert haben und noch über viele dunkle Punkte Aufklärung zu schaffen versprechen.

Die in erster Linie an die Forscher herantretende Frage betraf die Tiefe der Oceane, die Hebungen und Senkungen

Digitized by Google

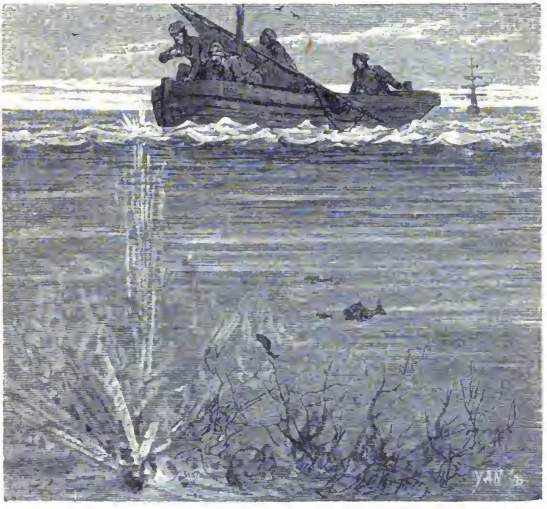
des Meeresgrundes, und konnte nur durch zuverlässige Lothungen beantwortet werden. Zur Vermessung der seichteren Gewässer war freilich das gewöhnliche Senkblei der Schiffer ausreichend, aber es versagte seinen Dienst, wenn man es in den Abgrund der Tiefsee hinunterließ, wo kein Zeichen ankündigte, daß das Loth den Grund erreicht habe. Die Leine rollte immer weiter ab, man wußte aber nicht, ob vom fallenden Blei oder von den Meeresströmungen getrieben; wollte man ihren Lauf hemmen, so riß sie nicht selten, und an ein Heraufholen des Lothes war nicht zu denken.

Ein ganz eigenartiges Mittel, die Tiefe des Meeres zu ergründen, hat der französische Marineingenieur de Tessan erfunden. Man läßt nämlich über dem Punkte, wo man die Meerestiefe messen will, eine mit Pulver gefüllte Bombe in das Meer fallen, die mit einer Zündvorrichtung versehen ist, so daß sie in dem Augenblick explodirt, wo sie unten aufstößt. Der Knall, der sich im Wasser außerordentlich leicht fortpflanzt, ist oben deutlich vernehmbar, selbst in einer Tiefe von mehreren tausend Metern, und man braucht nur genau die Anzahl von Sekunden festzustellen, die vom Beginn des Falles der Bombe bis zur Explosion verflossen sind, um darnach mittelst einer Tabelle die Meerestiefe berechnen zu können.

Diese Methode gestattet jedoch begreiflicherweise nur eine sehr beschränkte Anwendung, und erst durch das von dem Amerikaner Brooke konstruirte, seit 1854 in Gebrauch gekommene Tiefseeloth ist das Messen auch der größten Tiefen ebenso leicht wie sicher geworden. Der Apparat ist sehr einfach. Er besteht aus einer durchbohrten Kanonenkugel, durch welche ein metallener Stab gesteckt wird, der unten und oben über die Kugel hervorragt. Letztere wird durch einen Metalldraht in ihrer Lage gehalten, der oben an zwei federnden Haken befestigt ist. So lange

Digitized by Google

nun die Kugel im Waſſer abwärts fällt, bleibt ſie mit dem Stabe verbunden; ſobald aber der Grund erreicht wird, ſchnellen infolge des erhaltenen Stoßes die beiden federnden Haken abwärts, der Draht gleitet ebenfalls hinab, und die nicht mehr feſtgehaltene Kugel fällt von dem Stabe und bleibt auf dem Meeresboden liegen. Das Auf-



Meſſung der Meerestiefe durch eine explodirende Bombe.

winden der Leine wird dadurch erheblich erleichtert und gleichzeitig durch eine am unteren Ende des Stabes angebrachte Höhlung mit Schmetterlingsventil die Möglichkeit gegeben, Proben des Meeresbodens mit emporzubringen.

Selbſt wenn infolge der Meeresſtrömungen ſich die Leine von der an Bord des Schiffes befindlichen Rolle noch etwas weiter abwickeln ſollte, nachdem der Apparat auf den Grund geſtoßen iſt, ſo tritt doch durch deſſen

Digitized by Google

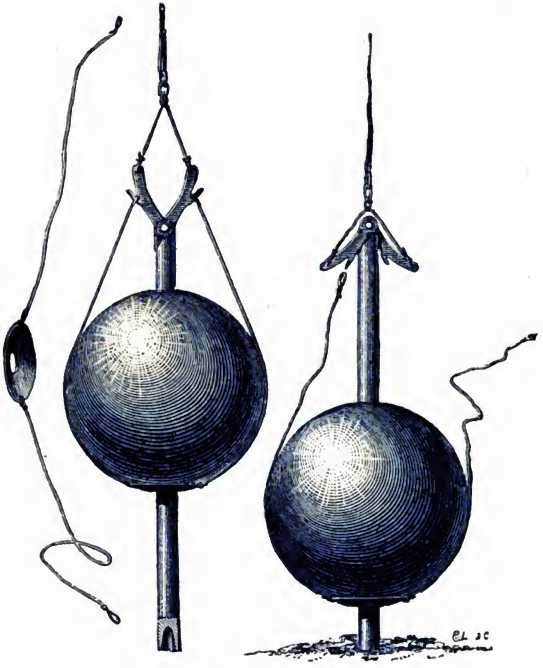
Entlastung von dem schweren Gewicht der Kugel eine so starke Verlangsamung des Abrollens ein, daß der Moment des Aufstoßens oben deutlich erkennbar wird. Man braucht dann nur die Leine wieder aufzuziehen und die Länge des abgerollten Theiles zu messen, was durch farbige Fäden, die von 50 zu 50 Meter eingewirkt sind, erleichtert wird. Neuerdings nimmt man statt der Leine Klavierdraht; die Länge, bis zu welcher er sich von der Rolle abgewickelt hat, wird durch Umdrehung eines Zeigers auf einem Zifferblatte markirt.

Das Brooke'sche Loth ist noch vielfach vervollkommnet worden, so daß man gegenwärtig in der Lage ist, damit alle möglichen Apparate: Schöpfflaschen, selbstregistrirende Maximum- und Minimumthermometer, Netze u. s. w. in die Tiefe zu senken und wieder emporzuholen.

Die bis heute mit diesem Apparate ausgeführten Lothungen gestatten bereits, uns ein in den Hauptzügen zutreffendes Bild von der Bodengestaltung des Meeres zu machen. Früher nahm man allgemein an, der Boden des Meeres zeige überall solche Unebenheiten, wie die Oberfläche des Flachlandes, und die größten Meerestiefen befänden sich in der Regel fern von der Küste inmitten der Oceane. Beides entspricht durchaus nicht der Wirklichkeit. Im Allgemeinen zeigt vielmehr der Boden des offenen Oceans durchweg ein höchst eintöniges, ebenes Relief, und die größten bisher aufgefundenen Tiefen liegen in der Nähe der Küste. Die größte gemessene Meerestiefe beträgt 8515 Meter, kommt also bis auf ungefähr 300 Meter der Höhe des Gaurisankar, des höchsten Berges der Erde, gleich; sie liegt im westlichen Theile des Großen Oceans, 200 Kilometer östlich der Kurileninsel Urup. Die mittlere Tiefe des Atlantischen Oceans wird auf 3680 Meter geschätzt, die des Indischen auf 3340, des Großen Oceans auf 3890 und die Durchschnittstiefe der offenen Weltmeere

Digitized by Google

überhaupt auf 3700 Meter. Man hat zahlreiche große flache Plateaux von weniger als 200 Meter Tiefe gefunden, die ehemals trockene Landstücke der benachbarten Festländer waren, und zwar noch in den letzten Epochen der Erd=



Das Brooke'sche Tiefseeloth.

geschichte, ebenso wie es Festlandtheile gibt, welche damals vom Meere überdeckt waren.

Eigentlich gibt es nur drei große Wasserbecken, welche allein würdig scheinen, den Namen Ocean zu führen: das Atlantische, Indische und Pacifische, neben denen die übri=

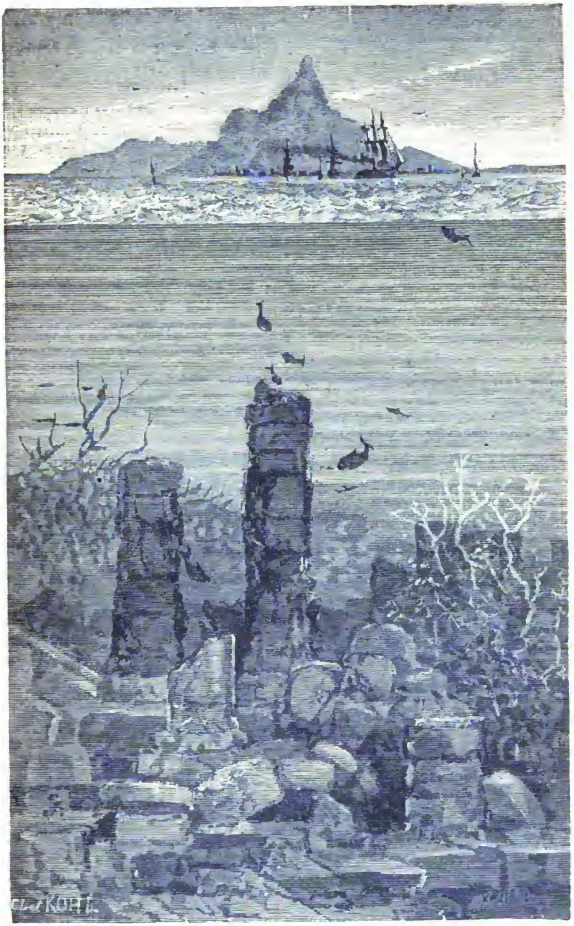
gen kleineren Räume nur als Nebenmeere zu betrachten sind. Einen Grundtypus der letzteren stellt das Mittelländische Meer dar, das tief zwischen die drei Kontinente Europa, Asien und Afrika eindringt und rings von großen Festlandflächen umlagert wird. Es steht mit dem Atlantischen Ocean nur durch die Straße von Gibraltar in Verbindung, die an ihrer schmalsten Stelle blos 13 Kilometer breit ist. Sie stellt eine Eroberung des Meeres dar, denn wir können durch die genauen Angaben der alten Schriftsteller nachweisen, um wieviel sie seit jener Zeit bis heute breiter geworden ist. Plinius gibt noch 10,834 Meter als schmalste und 14,446 Meter als breiteste Stelle an, und Avienus berichtet, daß es innerhalb der Meerenge zwei mit Wald bedeckte Inseln gab, auf deren einer man einen Tempel mit Altären zu Ehren des Herkules erbaut hatte. Er fügt noch hinzu, daß die Karthager eigens Schiffe mit sehr flachem Kiel gebaut hätten, um diese wenig tiefe Meerenge passiren zu können.

Diese Angaben fand man zuerst im Jahre 1748 bestätigt, als man zur Zeit eines außerordentlich niedrigen Wasserstandes die Ueberreste jenes Tempels des Herkules Gaditanus entdeckte und einige Stücke davon durch Taucher an die Oberfläche brachte.

Gegenwärtig sind wir zur Erforschung des Meeresgrundes in nicht allzu großer Tiefe nicht mehr auf Taucher angewiesen, von denen die geschicktesten doch höchstens zwei Minuten in der Tiefe zu verharren vermögen, sondern derartige Untersuchungen und die Beförderung von dort lagernden Gegenständen an die Oberfläche erfolgt mittelst der Taucherglocke oder auch der Taucheranzüge und ähnlicher Apparate.

Schon im Alterthum werden Taucherapparate erwähnt, aber der erste, welcher die schon länger erfundene Taucherglocke wirklich brauchbar machte, war der berühmte eng-

Digitized by Google



Die Ueberreste des Herkulestempels auf dem Boden der Meerenge von Gibraltar.

Digitized by Google

liſche Aſtronom Halley, der ſie 1716 mit einer Vorrichtung verſah, um dem Taucher Luft zuzuführen. Er konſtruirte 1721 auch die Taucherkappe, welche es dem Taucher ermöglichte, die Glocke zu verlaſſen und ſich außerhalb zu beſchäftigen, und die im Prinzip noch heute bei den Arbeiten auf dem Meeresgrunde in Gebrauch iſt.

Die gewöhnliche Taucherausrüſtung, der Skaphanderapparat, beſteht aus einem Anzuge von waſſerdichtem Stoff (gummirtes Gewebe) und einem Helm, der durch einen Schlauch mit einer oben auf dem Schiff oder am Ufer aufgeſtellten Pumpe verbunden iſt, die fortwährend Luft einpumpt. Zur Ausrüſtung gehören ferner Schuhe mit Bleiſohlen und ein paar Bleiplatten, die an Rücken und Bruſt angehangen werden. Die ganze Belaſtung des Tauchers wiegt etwa 125 Kilogramm, zieht ihn alſo raſch an den Grund. Die Leine, an welcher er befeſtigt iſt, behält ein Gehilfe in Händen, wobei er ſie ſoweit anſpannt, daß der Taucher ſowohl eine Führung hat, als auch durch einen oder wiederholte Rucke Signale geben kann. Zuletzt dient die Leine zum Wiederemporziehen des Tauchers. Ein zweiter Gehilfe hat den Luftſchlauch zu halten und ihn zu leiten, wenn der Taucher ſich von der Stelle bewegt. Der Ort, wo er iſt, wird dabei ſtets durch eine Menge aufſteigender Luftbläschen bezeichnet. Der die Luft zuführende Schlauch hat nämlich ſeinen Anſatz am Hintertheile des Helmes; hier bringt beſtändig ein Luftſtrom ein, während für den Wiederaustritt der Luft durch ein Ventil geſorgt iſt, das ſich vorn befindet und weiter oder enger ſtellen läßt. Die ausgeathmete Luft paſſirt eine Menge feiner Löcher; ſowohl hierdurch wie durch den Druck, den die Luft ſelbſt nach außen übt, wird das Eindringen des Waſſers unmöglich gemacht.

Solche Taucher arbeiten meiſt paarweiſe und abwechſelnd, jedesmal eine halbe Stunde, dann folgt eine längere Pauſe,

Digitized by Google

so daß jeder Taucher bei günstiger Witterung etwa sieben bis acht Fahrten in einem Tage machen kann.

Dieser Apparat gestattet dem Taucher die freie Bewegung auf dem Meeresgrunde, kann aber mitunter durch den plötzlich einwirkenden Luftdruck gefährlich werden. Beim Niedersinken enthält nämlich die Lunge des Tauchers Luft von gewöhnlicher Spannung und wird durch die ein-

Mit Seethieren und -Pflanzen besetztes Kabel auf dem Meeresgrunde.

geathmete komprimirte Luft zusammengedrückt. Steigt der Mann nun nachher empor, so nimmt der äußere Druck schnell ab, so daß die Lunge in Gefahr geräth, durch die darin enthaltene dichtere Luft zerrissen zu werden.

Dies fällt bei dem von dem französischen Mineningenieur Rouquayrol in Gemeinschaft mit dem Schiffslieutenant Denayrouze erfundenen Apparate fort, der eine wesentliche Vervollkommnung darstellt, indem er den Taucher fortwährend mit Luft versorgt, die unter gewöhnlichem Druck in die Lungen gelangt.

Digitized by Google

Der Apparat von Rouquayrol-Denayrouze besteht aus zwei, mit komprimirter Luft gefüllten Kammern und wird von dem Taucher wie ein Tornister aufgeschnallt. Von den beiden Kammern wird die eine mittelst eines Schlauches unmittelbar durch die Luftpumpe mit komprimirter Luft gefüllt, während die andere Kammer durch einen Schlauch und ein Mundstück mit der Lunge des Tauchers in Verbindung tritt. Die beiden Kammern wiederum stehen durch ein Kegelventil in Verbindung, das sich durch den Druck der komprimirten Luft in der ersten Kammer schließt, dagegen durch Saugen an dem Mundstück oder infolge gesteigerten Wasserdruckes öffnet. Auf dem zum Mundstück führenden Rohr ist ein Ventil zum Ausathmen angebracht. Mit diesem sinnreichen Apparat kann der Taucher sich länger als fünf Stunden frei und ohne Beschwerden in der Tiefe bewegen.

Der neueste große Fortschritt auf diesem Gebiete ist die Benutzung des elektrischen Lichtes bei den Taucherarbeiten. Das Licht des Tages dringt ja nach den Versuchen von Purtalès nur etwa 100 Meter tief in das Meer ein. Forel's Experimente mit photographischem Papier wiesen als Tiefe, in der auch die letzten Lichtspuren schwinden, etwa 400 Meter nach; noch tiefer herrscht wahrscheinlich eine schwarzviolette Farbe und weiter drunter ewige Nacht. Um auf dem Meeresgrunde eine elektrische Beleuchtung herzustellen, versenkte man zuerst nur die Lampe, der dann durch Verbindungsdrähte von oben die Elektrizität zugeführt wurde. Diese Drähte verwirrten sich aber sehr leicht oder verdarben durch Schleifen auf Felsen u. s. w. Neuerdings hat nun Regnard einen Apparat konstruirt, bei dem die zur Lampe gehörige elektrische Batterie mit in die Tiefe gesenkt wird.

Man benutzt die Taucherapparate gegenwärtig bei der Korallen-, Bernstein- und Perlenfischerei, sowie zum Auf-

Digitized by Google

suchen beschädigter Stellen an unterseeischen Kabeln, die man dann meist mit einer höchst wunderbaren submarinen Pflanzen- und Thierwelt ringsum dicht besetzt findet. Eine ganz besondere Wichtigkeit haben die Taucherappate ferner bei Wasserbauten, bei Reparaturen an Schiffen und na-

Taucher bergen im Hafen von Marseille eine Kiste mit Goldstücken.

mentlich auch zum Torpedolegen und zum Bergen bei Schiffsunfällen versunkener Werthgegenstände.

Vor einiger Zeit stießen im Vorhafen von Marseille zwei Dampfer zusammen, wobei aus der Kajüte des einen von ihnen, die zwischen den Radkasten angebracht war und gänzlich zertrümmert wurde, eine Kiste mit Goldstücken in's Wasser fiel. Sie versank in dem tiefen Schlamme, der den Boden des Marseiller Hafens bildet. Nun handelte es sich darum, dies kostbare Frachtstück wieder aufzufinden,

Digitized by Google

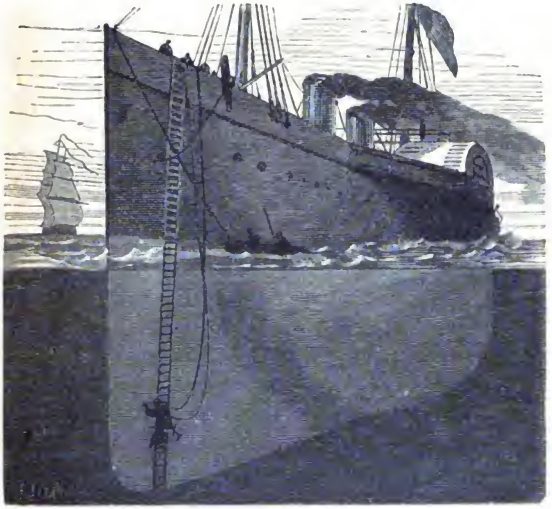
was nicht leicht erschien, da das Meer sehr unruhig war und man nicht einmal ganz genau die Stelle wußte, wo die Kiste versunken war. Man versenkte zunächst an dem Ort, wo man sie ungefähr vermuthete, eine 60 Kilogramm schwere Bleiplatte, die zwei Leinen trug, in die man von Meter zu Meter Knoten gemacht hatte. Zwei mit dem Apparat von Rouquayrol-Denayrouze ausgerüstete Taucher ließen sich hinab, spannten Jeder eine Leine in entgegengesetzter Richtung, ergriffen jedesmal den korrespondirenden Knoten und beschrieben so konzentrische Kreise, wobei sie Schritt für Schritt den Schlamm untersuchten. Nach drei Stunden bereits war die Kiste glücklich aufgefunden und ihrem Besitzer eingehändigt, der den Verlauf der Arbeiten mit leicht begreiflicher Spannung verfolgt hatte.

Neuerdings läßt man auch das Reinigen oder Ausbessern der unter Wasser befindlichen Theile des Schiffskörpers, namentlich des Kiels, durch Taucher besorgen, um das Schiff nicht in ein Trockendock bringen zu müssen, was sehr zeitraubend und kostspielig ist. Es können solche Arbeiten selbst während der vollen Fahrt eines Schiffes vorgenommen werden. Man spannt zu dem Zwecke eine Strickleiter mit eisernen Stäben an der betreffenden Stelle aus und zieht sie unter dem Kiel durch; der Taucher arbeitet, auf einem an der Leiter befestigten Dreieck sitzend, das unten eine Eisenstange und auf beiden Seiten Stricke hat, die oben in einem eisernen Haken hängen.

Namentlich in den heißen Klimaten wird eine Reinigung des Schiffskörpers von den Pflanzen, Muscheln u. s. w., die sich massenhaft daran festsetzen, öfters nöthig und ist von wesentlichem Einfluß auf die Schiffsgeschwindigkeit. Man sollte deswegen auf den Packetbooten stets ein paar Rouquayrol-Denayrouze'sche Apparate mitführen, welche die Vornahme solcher Arbeiten jederzeit ermöglichen; außerdem können die Schiffsingenieure sie benutzen, um sich von Zeit

Digitized by Google

zu Zeit von dem Zustande der stets vom Wasser bedeckten Maschinentheile, namentlich der Schraube, zu überzeugen. Endlich vermögen solche Taucherapparate auch bei Schiffsunfällen ganz unbezahlbare Dienste zu leisten. Wie viele Fahrzeuge, die auf eine Sandbank oder ein Riff geriethen,



Ausbessern des Kieles eines in voller Fahrt befindlichen Dampfers durch einen Taucher.

hätten gerettet werden können, wenn man eine genaue Kenntniß des Meeresbodens an der betreffenden Stelle besessen, wenn man das Leck hätte verstopfen oder irgend eine andere Reparatur vornehmen können.

Für Arbeiten, die sich an einer ganz bestimmten Stelle des Meeresbodens vollziehen sollen, bedient man sich vortheilhaft der großen Taucherglocken, deren Prinzip ein höchst einfaches ist. Man kann es durch ein Glas veranschau-

Digitized by Google

lichen, das man mit der Mündung nach unten senkrecht in einen mit Wasser gefüllten Eimer drückt. Das Glas wird dabei größtentheils leer bleiben, weil die eingeschlossene Luft sich dem Eindringen des Wassers widersetzt.

Unerläßliche Bedingung für die Arbeiter in einer solchen Glocke, die jedoch viereckig und meist aus Gußeisen gefertigt ist, bleibt ein genügender Luftwechsel, also eine Vorrichtung, wodurch sowohl frische Luft in den Apparat hinabgeführt, als auch die durch das Athmen verdorbene Luft beseitigt wird. Deswegen ist auf dem Deck des Fahrzeuges, von dem aus die an Ketten hängende Glocke niedergelassen wird, eine Druckpumpe aufgestellt, welche durch eine Röhre oder einen Schlauch den Apparat mit frischer Luft versorgt, während die verdorbene durch einen anderen Schlauch entweicht. Die Pumpe preßt ununterbrochen Luft in die unten offene Glocke, so daß sie ganz wasserleer wird.

Wenn die Glocke frei über Wasser hängt, fahren die Arbeiter mit einem Boot darunter, steigen ein und setzen sich auf die seitwärts angebrachten Bänke. Nun wird sie langsam niedergelassen und dabei die Luftpumpe je nach den aus der Glocke gegebenen Signalen schneller oder langsamer in Bewegung gesetzt. Ist die Glocke beinahe unten angekommen, so geben die Arbeiter das Zeichen zum Anhalten, untersuchen den Grund genauer, lassen die Glocke nöthigenfalls mehr nach rechts oder links bringen und sie erst, wenn sie genau an der richtigen Stelle sich befindet, ganz zu Boden sinken.

Auf dem oben erwähnten Prinzip beruhen ferner auch die Apparate, in denen Arbeiter zum Fundamentiren der Brückenpfeiler oder zur Vornahme von Ausgrabungen und dergleichen unter Wasser arbeiten. Sie bestehen aus cylindrischen oder prismatischen Gefäßen aus Eisenblech, Caissons genannt, welche unten offen, oben aber geschlossen sind.

Digitized by Google

Durch fortwährendes Einpumpen von frischer Luft unter einem der Wassertiefe entsprechenden Druck hält man sie wasserfrei, so daß darin bequem, jedoch in komprimirter Luft, gearbeitet werden kann. Von dem Caisson gehen gewöhnlich drei Schachte nach oben, von denen der mittelste

Eine Taucherglocke.

eine Baggervorrichtung enthält, die durch eine Dampfmaschine in Betrieb gehalten wird. Der Schacht reicht unten bis auf den Grund und öffnet sich oben in die freie Luft. Die Arbeiter füllen die Baggereimer, die dann oben ihren Inhalt ausschütten. Die beiden Seitenschachte gehen durch bis in die obere Decke des Caissons. Wenn die Arbeit beginnen soll, so begeben sich die Arbeiter in eine oben über den Seitenschachten angebrachte enge Kammer, die sogenannte Schleuse, welche sich hermetisch nach der freien

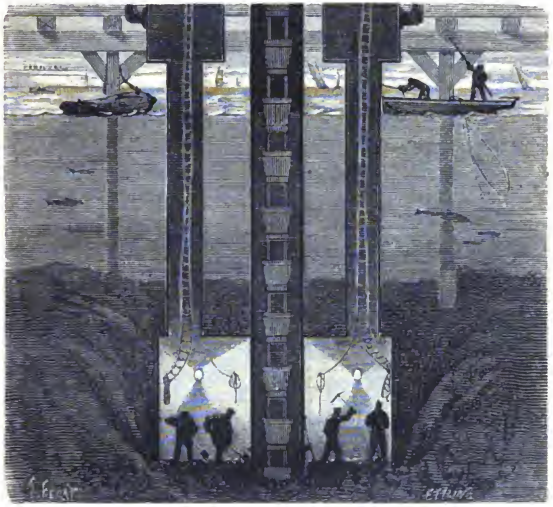
Digitized by Google

Luft, sowie nach dem Innern des Caissons durch eine Thür verschließen läßt. Dann beginnen die Luftpumpen ihre Thätigkeit und verdrängen mittelst der durch die Seitenschachte eindringenden Luft das Wasser gänzlich aus dem Caisson, worauf die Arbeiter die Schleuse öffnen und durch die Seitenschachte in den Caisson hinabsteigen können. Wenn bei den Fundamentirungsarbeiten für Brückenpfeiler der Grund tiefer ausgegraben wird, sinkt der Caisson in demselben Maße immer weiter nach. Sobald man auf festem Baugrund angekommen ist, wird er mit Beton ausgefüllt und dadurch in einen massiven Steinblock verwandelt, auf dem alsdann weitergebaut werden kann.

Ebenfalls auf dem Prinzip der Taucherglocke beruht der von Dr. Payerne konstruirte unterseeische Hydrostat, den wir zum Schluß noch etwas eingehender besprechen wollen, weil dieser sinnreiche Apparat bisher bei uns ziemlich unbekannt geblieben ist. Er bietet den großen Vortheil, daß er nach Belieben auf dem Wasser schwimmen oder durch die in seinem Inneren befindlichen Arbeiter versenkt und wieder emporgehoben werden kann. Aeußerlich hat er die Form eines großen Rechtecks, auf dem noch ein kleineres ruht. Im Inneren ergeben sich drei Hauptabtheilungen: der Kielraum, 8 Meter lang und 2 Meter hoch, der unten offen ist und durch einen Schacht mit dem obersten kleineren Raume, der nur 5 Meter lang ist, in Verbindung steht. Ueber dem Kielraum liegt ein Zwischendeck von gleichen Abmessungen, das mit den übrigen Räumen nur durch Hähne in Verbindung steht. Rings um Kielraum und Zwischendeck zieht sich eine luftdicht geschlossene Gallerie, die mit jenen beiden ebenfalls nur durch Hähne verbunden ist, und deren unterer Theil den Ballast aufnimmt, während der obere nach Belieben mit Luft oder Wasser gefüllt werden kann. Wenn der Hydrostat schwimmt, sind Kielraum und ein Theil des Schachtes mit Wasser

Digitized by Google

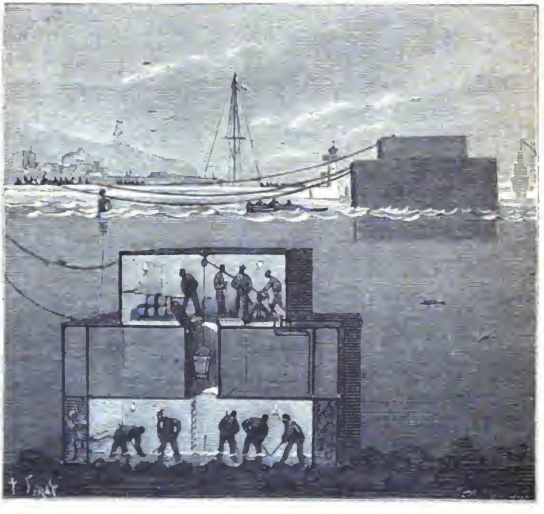
gefüllt; Zwischendeck, Gallerie und Oberdeck sind voll Luft. In letzterem befinden sich eine Saug- und Druckpumpe, auch halten sich hier die Arbeiter auf. Soll der Apparat nun versenkt werden, so schließt man hermetisch die Luke des Oberdecks und die Thür des Schachtes. Durch Pumpen



Ein Caisson zur Vornahme von Arbeiten unter Wasser.

läßt man in das Zwischendeck und die Gallerie Wasser einströmen; man öffnet ferner den Hahn an der Röhre, welche den oberen Theil des Zwischendecks mit dem Kielraum verbindet, worauf die in ersterem zusammengepreßte Luft in den letzteren gelangt. In demselben Maße aber, wie der Kielraum sich mit komprimirter Luft füllt, nimmt das Wasser Zwischendeck und Gallerie ein, der Apparat wird immer schwerer und sinkt auf den Grund. Die Arbeiter öffnen jetzt die Thür des Schachtes und steigen

in den Kielraum hinab, der nun mit komprimirter Luft gefüllt ist, die alles Wasser daraus verdrängt hat. Im Oberdeck bleiben nur einige Handlanger zurück, um das unten ausgehobene und in Eimern emporgewundene Material auszuleeren und die Pumpen in Bewegung zu



Dr. Payerne's unterseeischer Hydrostat.

setzen, wenn es nöthig ist. Soll der Apparat wieder zur Oberfläche emporsteigen, so begeben sich die Arbeiter wieder in das Oberdeck durch den Schacht, dessen Thür sie hinter sich hermetisch schließen. Die Pumpe saugt nun die Luft aus dem Kielraum auf und läßt sie in das Zwischendeck und die Gallerie treten, aus denen nunmehr das Wasser verdrängt wird. In demselben Maße, wie der Kielraum sich mit Wasser füllt, wird der Hydrostat immer leichter und schwimmt bald wieder auf der Oberfläche.

Digitized by Google

Es können dreißig Menschen in diesem Apparat mehrere Stunden hintereinander thätig sein. Er läßt sich namentlich an Punkten, die zu versanden drohen, bei Arbeiten auf dem Grunde von Hafenbassins u. s. w. vortheilhaft verwenden, und bewunderungswürdig ist die sinnreiche Art, wie er sich von innen heraus in eine Taucherglocke verwandeln läßt, um mittelst derselben auf dem Meeresgrunde arbeiten zu können. Unsere Abbildung zeigt sowohl einen auf den Meeresboden hinabgelassenen, wie einen an der Oberfläche schwimmenden Apparat.

Digitized by Google

Wie ſehen die Verbrecher aus?

Phyſiognomiſche Skizze von **Ernſt Schulz.**

(Nachdruck verboten.)

Die Menſchen ſind nicht immer, was
ſie ſcheinen, doch ſelten etwas Beſſeres.
Goethe.

Gibt's eine Kunſt, „der Seele Zuſtand im Geſicht zu leſen?" Iſt es möglich, aus dem Aeußeren eines Menſchen, und namentlich aus ſeiner Phyſiognomie, ſein Inneres zu errathen und beſtimmte Schlüſſe zu ziehen auf die Beſchaffenheit ſeines Gemüths und ſeines Geiſtes?

Dieſe Frage iſt nicht erſt ſeit Lavater aufgeworfen worden, ſondern von den älteſten Zeiten an hat man das Geſicht des Menſchen für den Verräther ſeiner inneren Gefühle, für den „Spiegel ſeiner Seele" gehalten. In den Sprüchen der Inder finden wir bereits Jahrhunderte vor unſerer Zeitrechnung die vortrefflichſten phyſiognomiſchen Winke. Der griechiſche Philoſoph Ariſtoteles ſchrieb ein Buch über Phyſiognomik, und wenn die griechiſchen Philoſophen neue Schüler annahmen, prüften ſie vorher genau ihr Angeſicht.

Zwei extreme Charaktereigenſchaften waren es zumeiſt, die man durch die Unterſuchung des Aeußeren eines Menſchen zu erſpähen trachtete: ob er gut oder böſe ſei. Und dies iſt heute noch ſo. Unſer nächſter Gedanke, wenn wir Jemanden, mit dem wir irgendwie in engere Beziehungen zu treten haben, zum erſten Male ſehen, iſt faſt immer, ob wir ihm trauen dürfen oder nicht. Ja, es haben ſich

Digitized by Google

in der Anschauung der Menschen für die guten und bösen Charaktere ein paar ganz bestimmte Typen ausgebildet. So denkt sich das höhere Pensionsfräulein etwa alle guten Menschen blond und blauäugig; die bösen dagegen schwarz, mit einem stechenden Blick. Und wenn wir älteren und „klügeren" Leute auch nicht mehr diese naive Vorstellung von der menschlichen Signatur des Guten und Bösen haben, so sind wir doch ebenfalls geneigt, die guten Menschen für möglichst schön und die bösen für häßlich zu halten. Erst wenn wir uns die Mühe nehmen, auf Grund unserer praktischen Erfahrungen näher auf die Sache einzugehen, finden wir Knigge's tiefsinnige Lehre bestätigt, daß die Menschen im Allgemeinen ein Gemenge oder Gemisch von guten und bösen Eigenschaften sind und demzufolge auch in ihrem Aeußeren einen weniger bestimmt ausgesprochenen Stempel tragen müssen.

Es ist daher nicht so leicht, gerade nach der moralischen Seite hin ein Urtheil über einen Menschen nach seinem bloßen Aeußeren abzugeben. Konnte es doch selbst einem Lavater passiren, daß er nicht nur die ihm von seinem Freunde Zimmermann zugeschickte Silhouette eines in Hannover hingerichteten Mörders für Herder's Porträt hielt, sondern eines Tages sogar aus den Bildnissen des Bürgermeisters und Hohen Rathes einer freien Reichsstadt die Physiognomien von lauter Bösewichtern erkannte. Allerdings passirte ihm dieser Irrthum mit Bildern, und sein Urtheil würde vielleicht anders gelautet haben, wenn ihm die Personen selbst vorgeführt worden wären.

Wir stellen uns namentlich unter Mördern und Räubern gern Menschen mit entsetzlichen Gesichtern vor, und diese Anschauung ist derart in's Volk eingedrungen, daß die Bezeichnungen „Galgengesicht" und „Verbrecherphysiognomie" ganz allgemein geworden sind. Dieser ganz irrigen Anschauung wird selbst von gelehrten Leuten Vorschub geleistet.

Digitized by Google

So beschreibt unter Anderem Mantegazza in seinem Buche „Physiognomik und Mimik", nachdem er vorher die „gute Physiognomie" geschildert hat, das „Galgengesicht" wie folgt:

„Im Gegensatz hierzu" — also zum guten Gesicht — „haben wir das viel häufiger vorkommende ‚Galgengesicht' so genannt, weil es dahin führt, den Menschen an den Galgen zu bringen. Hier genügt nun nicht mehr das völlige Fehlen des Ausdrucks des Wohlwollens, noch die Falschheit des Blickes; nein, jeder wilde Instinkt läßt auf dem Gesicht seine Spur zurück, jedes Laster theilt ihm seine fahle, unreine Färbung mit: Haß, Wollust, Geldgier, Faulheit; Verweichlichung, die nur dem Zorn weicht, tagtäglicher Grimm, Sinnlichkeit und herbe Gier, die Grausamkeit langsamer ewiger Stiche und das wilde Hohngelächter. Der Durst nach einem Ocean von Blut und einem Chor der Klagen, der Haß in allen Formen, der die Haut durchdringt, der das Fleisch dörrt und das Mark aufsaugt, eine unendliche Niedertracht, die wie mit eisernen Ketten an eine raubthierartige Rohheit gebunden ist — das sind in großen Zügen die Elemente eines Galgengesichts, wie man es zu Mengen an den großen Sühnorten der gebildeten Gesellschaft findet, die wir Zuchthäuser und Gerichtsgefängnisse nennen."

Mit dieser Beschreibung dürften wohl wenige Verbrechergesichter übereinstimmen. Mantegazza entwirft hier dasselbe konventionelle und phantastische Verbrecherbild, dessen Schablone wir in den sogenannten Verbrecherkammern der Wachsfigurenkabinette finden; das heißt: ein Bild absoluter Häßlichkeit. Dies ist freilich völlig verkehrt, dagegen wird allgemein, auch bei verständigen und nüchtern urtheilenden Leuten, angenommen, daß das Laster häßlich mache, und die Tugend verschönere. Und das ist richtig, ebenso, daß dem Menschen mit angeborenem, schlechtem und verbreche-

Digitized by Google

rischem Charakter gewisse, dem Kundigen wohl erkennbare physiognomische Merkmale aufgeprägt sind. Hierfür trat nicht nur Lavater mit seinem gesammten physiognomischen Wissen und Können ein, sondern selbst sein großer Gegner Lichtenberg war in diesem Punkte mit ihm einverstanden. Derselbe sagt in seiner bekannten Schrift „Ueber Physiognomik wider die Physiognomen" unter Anderem Folgendes: „Das Laster kann, wo es biegsamen Stoff findet, in hohem Grade verzerren, zumal wenn dazu, bei roher Erziehung und gänzlichem Mangel an Kenntniß sittsamer Formen, oder gar an Willen, sie anzunehmen, es nicht ein einziges Mal des Tages, in irgend einer Stunde der bezahlten Pflicht, Zeit findet, die Risse auszuflicken." Und an einer anderen Stelle: „Laster macht allezeit häßlicher, jedoch bei übrigens gleichem Grad von Stärke, mit sehr verschiedenem Grad von Sichtbarkeit. Zuweilen ist es nur ein kleiner Zug, der sich erst beim genauen Umgang zeigt."

Diesen verdächtigen, schwer zu erkennenden und noch schwieriger zu beschreibenden „Zug des Bösen" hat man von jeher bei notorischen Verbrechern gesucht und vielfach auch gefunden. Nur ist zu berücksichtigen, daß der Irrthum leichter ist, als bei irgend einer anderen Forschung. Nicht Jeder, der ein Verbrechen in der Leidenschaft begeht, ist auch eine verbrecherische Natur, und viele Menschen, die nie mit dem Gericht in Konflikt kommen, sind trotzdem durch und durch böse Charaktere. Wir müssen uns daher, um möglichst sicher zu gehen, an gewerbsmäßige Verbrecher halten, über deren Charakter kein Zweifel mehr sein kann.

So berichtet zum Beispiel ein Autor des vorigen Jahrhunderts in seinen „Hinterlassenen Schriften über Diebs- und Räuberphysiognomien", daß unter einer 77 Personen starken Räuberbande, die im Jahre 1784 im inneren Oesterreich umherstreifte, allein 30 Rothhaarige, 10 Pockennarbige, 6 Schielende, 3 Einäugige, 3 Verwachsene, 5 Hinkende,

Digitized by Google

kurz fast alle möglichen äußeren Fehler und Verunstaltungen vertreten waren.

Wir dürfen indeß diese äußeren „besonderen Kennzeichen" nicht zu ernst nehmen, denn wie viele ehrliche Leute haben nicht rothe Haare, Schielaugen, einen Buckel oder ein hinkendes Bein? Es muß ein gewisser gemeinschaftlicher Zug, der uns in dem Aeußeren aller Verbrechercharaktere auffällt, vorhanden sein, ein Zug, wie ihn gute Menschen nie haben. Dieser allein wäre es dann, der die Verbrecherphysiognomie charakterisirt.

Ich habe früher, wenn ich auf der Straße eine Anzahl Sträflinge unter führender Bewachung daherkommen sah, immer geglaubt, daß der gemeinsame übereinstimmende Ausdruck ihrer Physiognomien in dem kurzgeschnittenen Haar, den rasirten Gesichtern, dem farblosen Teint und der Uniformität ihrer Sträflingstracht seinen Grund haben könnte; nachdem ich aber später gründlichere Beobachtungen angestellt und namentlich Gelegenheit hatte, größere Verbrecheralbums durchzublättern, bin ich zu der Ueberzeugung gelangt, daß gewisse allgemeine physiognomische Zeichen in der That vorhanden sind, die uns den Verbrecher verrathen. Ich habe selbst in noch jugendlichen und durchaus nicht häßlichen Gesichtern etwas gefunden, das mir auch aufgefallen wäre, wenn ich das betreffende Porträt nicht zuerst in einem Spitzbubenalbum gesehen hätte; es war meist ein eigenthümlicher, verdächtiger Zug, der sich bei scheuem, unsicherem Blick namentlich in der Augengegend bemerkbar machte.

Daß das Gesicht der Wahlplatz ist, auf dem die verborgenen inneren Seelenkämpfe sichtbar ausgefochten werden, ist ja allgemein bekannt, und warum sollte nun nicht auch das Schuldbewußtsein, das mit dem geheimen Richter unserer Handlungen, mit dem Gewissen, in so enger Beziehung steht, seinen physiognomischen Verräther haben?

Digitized by Google

Schon an Kindern kann man, wenn man sie auch nur auf einer kleinen Lüge ertappt, die mimischen Züge des Schuldbewußtseins studiren: der scheue, ausweichende Blick, das Belecken der Lippen, die unsichere Haltung des Körpers, das verlegene Spiel der Hände — das Alles sind Zeichen eines nicht reinen Gewissens. Besonders merkwürdig ist das wiederholte Anfeuchten der Lippen, das auf einem infolge der nervösen Erregtheit stattfindenden Trockenwerden der Schleimhäute beruht und bereits auch von Lavater beobachtet worden ist. In Indien wendet man auf diese Erfahrung hin — wie Darwin in seinem Buche „Ueber den Ausdruck der Gemüthsbewegungen" mittheilt — sogar ein recht praktisches Mittel an, um sich von der Schuld eines Verbrechers zu überzeugen. Man gibt demselben nämlich bei den Gottesgerichten eine Handvoll Reis in den Mund, welchen er nach kurzer Zeit wieder von sich geben muß. Ist der ausgespieene Reis ganz trocken, dann wird der Verbrecher für schuldig gehalten — sein böses Gewissen wirkt darauf hin, die Speicheldrüsen zu lähmen.

Ein ganz besonders charakteristisches Zeichen ist in Verbrechergesichtern also der scheue und unsichere Blick. Das Auge geht, wie wir es schon im gewöhnlichen Verkehr mit Menschen beobachten können, überhaupt am wenigsten auf Verstellung ein. Selbst die größten gesellschaftlichen mimischen Künstler sind nicht im Stande, ein Lächeln zu erheucheln, das von dem Kenner nicht als „gemacht" erkannt würde. Dies ist bei jedem gemachten Ausdruck, wo das Auge in's Spiel kommt, der Fall, sogar bei Trauer und Schmerz. Es wäre aber auch hier zu weit gegangen, etwa jedes scheue Auge für ein Spitzbubenauge halten zu wollen. Es gibt schüchterne Menschen, die mit ihren Augen in ewiger Verlegenheit sind, zumal wenn wir ihnen direkt hineinsehen. Wir müssen also stets noch andere Momente mit in Betracht ziehen und vor Allem auf den Grundtypus

Digitized by Google

einer zu beurtheilenden Physiognomie unsere Aufmerksamkeit richten. Die Verbrecher werden nämlich nur zum geringsten Theil als Verbrecher geboren; sie entwickeln sich meist infolge der vorhandenen Anlagen und widriger äußerer Umstände aus Müßiggängern, Verschwendern, Landstreichern, Abenteurern und aus den von Jugend auf von Elend und Noth verfolgten Sprossen des niedersten Proletariats. Es wird daher auch in jedem Verbrechergesicht eine Spur von irgend einem dieser Vorleben vorhanden sein, ja, für einen erfahrenen Kriminalisten wird es nicht schwer sein, diesen früheren „Beruf" des ausgebildeten Verbrechers noch nach Jahren herauszuerkennen.

In neuerer Zeit hat man nun auch den anatomischen und physiologischen Merkmalen in der äußeren Erscheinung der Verbrecher ein höheres Interesse zugewandt. Auf diesen Untersuchungen beruhen zum Theil schon die Resultate, die der Franzose M. G. Tarde vor einigen Jahren in seinem Buche: „Das offenbarte Verbrecherthum" niedergelegt hat.

Ueber die Gesichtsbildung der Verbrecher sagt der Autor unter Anderem Folgendes: „Es scheint erwiesen zu sein, daß die Uebelthäter eine schmale, faltige Stirn, hervorspringende Augenbrauenbogen, sehr große Augenhöhlen, wie die Raubvögel, stark hervortretende Backenknochen und abstehende große Ohren haben, zu welchen Merkmalen sich noch ein häufiges ausgesprochenes Fehlen der Regelmäßigkeit beider Gesichtshälften gesellt. Man hat gleichzeitig gefunden, daß die Verbrecherin gewisse Gehirnschaleneigenschaften der Männer besitzt, welche sich bei ehrlichen Frauen nicht vorfinden. Auch ist der Umstand bemerkenswerth, daß die Verbrecher beiderlei Geschlechts in überwiegender Mehrzahl eine braune Haarfarbe aufweisen und selten eine blonde.*) Sie haben ferner zwar einen starken Haarwuchs,

*) Dies gilt offenbar nur für die ganz überwiegend brünette französische Bevölkerung.

Digitized by Google

die männlichen Verbrecher dagegen nur einen schwachen Bart und fast nie eine gerade Nase. Der Dieb hat meist eine aufgestülpte, der Mörder eine gebogene Nase."

Als eines der charakteristischesten Merkmale erwähnt auch Tarde den Blick des Verbrechers; beim Mörder soll er kalt, starr und glanzlos, beim Diebe unruhig, schief und umherirrend sein, wobei wir nochmals bemerken wollen, daß unter „Dieb" und „Mörder" hier nicht ein Mensch zu verstehen ist, der sich aus Leichtsinn oder Leidenschaft einmal eines Diebstahls oder eines Todtschlags schuldig machte, sondern der hartgesottene gewerbsmäßige Verbrecher.

Die eingehendsten Untersuchungen hat in Bezug auf das Aeußere der Verbrecher Césare Lombroso, der bekannte Turiner Professor, angestellt und in seinem vor Kurzem auch in deutscher Sprache erschienenen Buche: „Der Verbrecher in anthropologischer, ärztlicher und juristischer Beziehung" niedergelegt. Die Theorie Lombroso's stützt sich darauf, daß wir in dem Verbrecher einen besonderen, durch seine körperliche Organisation von dem Normalmenschen sich unterscheidenden Menschentypus zu erblicken haben. Wie weit er darin Recht hat, soll hier nicht untersucht werden. Jedenfalls erscheint diese Theorie einseitig auf die Spitze getrieben und über das Ziel hinausschießend. Das von ihm beigebrachte Thatsachenmaterial aber ist höchst werthvoll. Von Interesse sind allein schon die anatomischen Ergebnisse von Lombroso's Studien. So haben die von ihm und anderen Gelehrten an 383 Verbrecherschädeln angestellten Untersuchungen das Resultat geliefert, daß bei dem Verbrecher das Durchschnittsmaß des Schädelraumes erheblich geringer ist, als dasjenige des Normalmenschen derselben Nationalität und Rasse, eine Beobachtung, die dadurch nicht umgestoßen wird, daß einzelne Verbrecher, welche gewissermaßen die geistige Elite des Ver-

Digitized by Google

brecherthums repräsentiren, eine ziemlich bedeutende Schädelform aufweisen.*)

Bemerkenswerth und als abweichend von der Norm zu betrachten sind alsdann die verschiedenen anthropologischen Eigenthümlichkeiten der Verbrecher, wie zum Beispiel die schiefe, nach vorn spitz zulaufende Kopfform, die Ungleichheit der rechten und linken Schädelhälfte, das gespaltene Jochbein, die unregelmäßige Form des Hinterhauptbeins, das Auftreten von Auswüchsen an den Schädelknochen, sowie die unregelmäßige Entwickelung der Weisheitszähne. Ferner gewisse andere Eigenthümlichkeiten, welche der Schädel des Verbrechers mit den Schädeln der auf niedriger Entwickelungsstufe stehenden und der vorgeschichtlichen Menschenrassen gemein hat.

So unter Anderem das durch die Auftreibung der Stirnhöhlen bedingte Vorspringen der Augenbrauenbogen, die zurückfliehende Stirn, das häufige Vorkommen des Schläfenfortsatzes am Stirnbein, die Schrägstellung und das Vorspringen des Zahnrandes am Kiefer, die mächtige Entwickelung des Unterkiefers, sowie das Vorhandensein einer mittleren Hinterhauptgrube. Auch soll der Verbrecher im jugendlichen Alter hinsichtlich seiner Körpergröße den Normalmenschen nicht unerheblich übertreffen, und die Spannweite der horizontal ausgestreckten Arme bei ihm eine bedeutendere sein.

In Bezug auf die Gesichtsbildung ist es nun ganz besonders die eben erwähnte, zum Theil ganz enorme Entwickelung des Unterkiefers in Verbindung mit dem vor-

*) Der bekannte Anatom Professor Th. v. Bischoff hat zugleich festgestellt, daß auch das Durchschnitts*gewicht* des Gehirns beim Verbrecher hinter demjenigen des Normalmenschen nicht unerheblich zurückbleibt, sowie daß der Schädelumfang desselben ein geringerer ist.

Digitized by Google

springenden Zahnrande und der zurückweichenden Stirn, welche dem Verbrecher jenen Ausdruck thierischer Rohheit verleiht. Wir finden diesen abschreckenden Ausdruck namentlich bei Individuen der Verbrecherwelt, die aus der Hefe des Volkes hervorgegangen und ohne jegliche Erziehung aufgewachsen sind. Als auf ein charakteristisches Merkmal des Verbrechertypus wird von anthropologischen Gelehrten auch noch auf die, im Verhältniß zur Breite des Gesichts, bedeutende Gesichtslänge, sowie auf das häufige Vorkommen der sogenannten „Henkelohren" aufmerksam gemacht. Schließlich führt auch Lombroso das volle dichte Haupthaar, im kontrastirenden Verhältniß zu dem spärlichen Bartwuchs als besonderes Kennzeichen des Verbrechertypus an.

Bei diesen ziemlich deutlichen Merkmalen müßte es nun eigentlich gar keine Schwierigkeiten haben, sofort einen Verbrecher unter den übrigen ehrlichen Menschen herauszuerkennen, und dies würde in der That der Fall sein, wenn es — keine Verstellung in der Welt gäbe. Aber gerade die Uebelthäter sind zugleich große Verstellungskünstler. Dies und der Umstand, daß wir in der Kenntniß der Gesichtssprache noch zu große Laien sind, zwingt uns, in der Beurtheilung der Verbrecherphysiognomien ein wenig vorsichtig zu sein.

Die Thatsache jedoch, daß wir nun zuweilen auch in der besten Gesellschaft wirklich polizeiwidrigen Gesichtern begegnen, suchte mir ein pessimistischer Freund kürzlich dahin zu erklären, daß es den Trägern derselben vielleicht nur an passender Gelegenheit gefehlt habe, in ihrer wahren Rolle hervorzutreten, denn das Gesicht lügt nicht, die Natur schreibt eine leserliche Hand, und Angelus Silesius sagt mit Recht:

„Es gibt eine Gerechtigkeit auf Erden,
Daß die Gesichter wie die Menschen werden."

Digitized by Google

Ein fürſtlicher Schmuck.

Allerlei von den Kronen. Von W. Berdrow.

Mit 16 Illuſtrationen.

(Nachdruck verboten.)

Wer mag wohl die erſte Krone getragen haben? Und der ganze Reichthum an verſchiedenartig geformten Kronen, den die Jetztzeit für die Spitzen der Geſellſchaft und des Staates, vom Ritter und Freiherrn bis zu den Königen, Kaiſern und Päpſten beſitzt — woher mag er ſeinen Urſprung ableiten? Es iſt gewiß ein gutes Stück Kulturgeſchichte mit dem Schickſal der Kronen verbunden, und gewiß weiß es uns der Leſer Dank, wenn wir in Nachfolgendem neben den getreuen Abbildungen einer Reihe von Kronen auch aus ihrem Werden und ihren Geſchicken Einiges herausgreifen.

Die Einrichtung der Krone als eines Abzeichens herrſchender Fürſten iſt weniger alt, als man glauben möchte. Zwar weiß bereits die Bibel von Salomo zu berichten, daß er eine Krone getragen habe, doch beruht das wohl auf einer unzutreffenden Ueberſetzung. In Wirklichkeit iſt das Abzeichen der jüdiſchen Könige daſſelbe geweſen, wie es die orientaliſchen Herrſcher ſchon im früheſten Alterthum zu tragen pflegten: ein ſtirnbindenartiges Diadem. In Egypten, Babylonien und Aſſyrien trugen nicht allein die Könige, ſondern auch andere hohe Würdenträger vor der Stirn hohe goldene Platten, welche durch Perlenſchnüre oder

Digitized by Google

goldene Ketten am Kopfe befestigt, gleichzeitig das Haar festhielten. Bei den Persern und Armeniern war das königliche Stirnband eine einfache blauweiße Binde und ging in dieser Form auch auf den Erben ihrer Reiche, Alexander von Macedonien und seine Nachfolger über.

Von diesen Abzeichen kann füglich noch nicht als von

Päpstliche Krone (Tiara).

Kronen gesprochen werden, und auch in der griechischen Geschichte finden wir nur diese Stirndiademe, welche den Götterstatuen und den olympischen Siegern als Schmuck zuertheilt wurden. Erst in der römischen Republik begann der Gebrauch eigentlicher Kronen (Corona, woraus unser deutsches Krone entstanden ist), welche aus Gold oder Lorbeer bestanden und meist schmale, mit Zacken oder Blättern verzierte Ringe darstellten. Ihr Zweck war ursprünglich die Ehrung verdienter Bürger oder Feldherren, und erst zum Beginn unserer Zeitrechnung ward unter den

Digitized by Google

römischen Kaisern, welche sich anfangs das Stirndiadem angeeignet hatten, auch die Corona des Bürgers zum Abzeichen des Herrschers, zur Kaiserkrone.

In den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung gleichsam nur ein Schmuckstück, das sich die Herrscher nach Belieben anfertigen ließen, ohne großen Werth darauf zu legen, ward die Krone seit der Begründung des byzantinischen Kaiserreiches durch Konstantin den Großen ein regelmäßiges Abzeichen der kaiserlichen Würde. Ihre Gestalt war noch immer einfach, und glich ungefähr den Reifen, mit welchen die heutige Tiara der Päpste verziert ist. Auch diese be-

Krone des heiligen römisch-deutschen Reiches.

Die Eiserne Krone der Longobarden.

stand anfangs nur aus einem einfachen, die hohe Mütze umgebenden Goldreifen, der durch Bonifacius VIII. verdoppelt und durch einen seiner Nachfolger verdreifacht wurde, bis endlich im 15. Jahrhundert Papst Paul II. ihr die heutige Form gab: eine Tiara, aus purpurnen, blauen und grünen Streifen, welche drei reichgezierte Goldreifen, der Reichsapfel mit Kreuz und zwei lange herabhängende Bänder schmücken.

Inzwischen war, während die byzantinischen Herrscher den gezackten Goldreifen allmälig mit einer oben geschlossenen und mit einigen Bügeln überspannten Krone vertauscht hatten, auch im deutschen Lande eine Krone erstanden, die erste Kaiserkrone des „heiligen römisch-deutschen Reiches". Karl

Digitized by Google

der Große war es, der, nachdem er die zersplitterten Stämme in allen deutschen Gauen geeinigt und seinen Namen in ganz Europa bekannt gemacht hatte, den ersten Römerzug unternahm, und sich am Weihnachtstage des Jahres 800 vom Papste die goldene Kaiserkrone auf's Haupt drücken ließ. Statt der Zacken trug sie acht breite goldene Schilder, und Perlen und Edelsteine in reicher Zahl schmückten ihren Umfang.

An ihrer ehrwürdigen Form wagte erst nach 500 Jahren Kaiser Friedrich der Schöne zu rütteln, und die von ihm gewählte Form ging, da er gleichzeitig Erzherzog von Oesterreich war, nach dem Verfall des alten deutschen Reiches und der Erstehung des österreichischen Kaiserthums auch an dieses über. Unsere Abbildung zeigt die Form der heutigen österreichischen Krone, welche vor dreihundert Jahren unter dem Namen der österreichischen Hauskrone gestiftet wurde und von der achteckigen wieder zur runden Gestalt zurückgekehrt ist, während gleichzeitig aus dem einfachen Bügel der alten deutschen Krone eine helmartige Wölbung wurde. In prächtigen Formen ausgearbeitet und mit großen Edelsteinen besetzt, bildet diese Krone gleichzeitig eine herrliche Zierde der Goldschmiedekunst.

Oesterreichische Kaiserkrone.

Auch im römisch-deutschen Reich war die Krone des Kaisers nicht die einzige geblieben. Karl der Große selbst hatte sich schon vor seiner Krönung in Rom eine Krone auf's Haupt gesetzt, und das war die sogenannte „Eiserne Krone" der Longobarden, welche eine ebenso lange wie

Digitized by Google

merkwürdige Geschichte hat. Der Sage nach von der Königin Theodolinde im Jahre 593 gestiftet, trug diese Krone ihren Namen nach einem eisernen Nagel, der angeblich vom Kreuze Christi herstammte, in Ringform geschmiedet worden war und die acht goldenen Platten der Krone inwendig zusammenhält. Bis an's Ende des 8. Jahrhunderts wurden alle Longobardenkönige mit diesem Heiligthum gekrönt; dann aber drang König Karl mit Heeresmacht in Italien ein, die Lombardei erlag seinem Ansturm und der Sieger machte sich durch die heilige Krone selbst zum Könige der Longobarden. Vom Mittelalter an wurde

Deutscher Fürstenhut.

Kurfürstenhut.

das Kleinod in Mailand aufbewahrt; im Jahre 1805 aber, zehn Jahrhunderte nach Karl's des Großen Krönung, ward sie noch einmal hervorgeholt, um einem gleichen Zwecke zu dienen. Napoleon I. war es diesmal, der sich im Dom zu Mailand unter pomphaftem Gepränge die alte Krone der Longobardenkönige auf's Haupt setzen ließ.

Kehren wir indessen noch einmal in's Mittelalter zurück, um noch der beiden Kronen zu gedenken, welche den neben dem jeweilig herrschenden Könige mächtigsten Männern des deutschen Reiches zustanden. Es sind der sogenannte „Fürstenhut", welcher die in einzelnen Landestheilen regierenden Herzoge und Fürsten kennzeichnete, und vor Allem der Kurfürstenhut, unter dem sich zeitweilig eine Macht sammelte,

Digitized by Google

die selbst den Kaisern gefährlich und verhängnißvoll wurde. Wurde doch diese mit Hermelin ausgeschlagene und von acht schmalen Goldreifen überspannte Krone nur von den sieben Wahlfürsten des heiligen römischen Reiches deutscher Nation getragen, welche jedesmal beim Tode eines Kaisers zusammen-

Alte fünf-, sieben- und neunzackige Krone.

Moderne fünf-, sieben- und neunzackige Krone.

traten, um seinen Nachfolger zu bestimmen, und welche allen nicht ganz entschlossenen und kraftvollen Herrschern auch bei Lebzeiten schon ihren Einfluß häufig genug aufzuzwingen wußten.

Hier möge auch gleichzeitig der alten deutschen Grafen-, Freiherren- und Adelskronen, der sogenannten neun-, sieben- und fünfzackigen Kronen, gedacht werden. Sie sämmtlich bestanden nur aus schmalen Goldreifen, welche am oberen

Digitized by Google

Range mit der dem Range ihres Besitzers entsprechenden Zahl von großen Perlen besetzt waren. An ihnen ist in neuerer Zeit durchweg eine Aenderung vollzogen worden, welche darin besteht, daß die Perlen nunmehr auf dünnen goldenen Armen befestigt sind und damit die Bezeichnung der zackigen Krone erst jetzt eigentlich rechtfertigen. Bekanntlich ist von einem Tragen dieser Kronen jetzt keine Rede mehr; schon im Mittelalter wurden lediglich die Waffen der Besitzer, Schild oder Helm, mit ihnen geziert, heute

Jetzige Königskrone von Preußen.

Krone des Prinzen von Wales.

trifft man die Adelskronen nur noch als geprägtes oder gesticktes Abzeichen in dem Eigenthum ihrer Besitzer.

Wandelbar, wie die Kaiser- und Fürstenkronen, haben sich im Laufe der Zeiten auch die Königskronen erwiesen, vor Allem die preußische Krone. Die neueste, 1889 angefertigte, ist ein zackiger, edelsteinverzierter Reif mit acht hochstrebenden und gleichfalls reich von Juwelen besetzten Bügeln, die oben in den Reichsapfel auslaufen. Die Urform war auch hier, wie bei der Fürsten- und Adelskrone, die alte römische Corona, die noch im 14. und 15. Jahrhundert als Helmkrone in allgemeinem Gebrauch war.

Während die preußische Krone durch ihre offene Form und die hochstrebenden Reifen ein eigenes, einfaches Gepräge bewahrt hat, schließt sich die englische Königskrone,

Digitized by Google

eine der ältesten Europa's, und noch mehr die Krone von Wales ganz an die mittelalterlichen deutschen Fürsten- und Kurhüte an. Ebenfalls mehr Hut als Krone, bestehen beide im Inneren aus dicken Sammetkappen, um welche sich über einem Hermelinstreifen der zackige, abwechselnd mit Kreuzen und Blättern besetzte Reif schlingt. Während aber die vier den Hut überspannenden Bügel an der königlichen Krone aus goldenen Eichenlaubranken bestehen, weist

Königliche Krone von England.

Napoleonische Kaiserkrone.

die Krone des Prinzen von Wales, welche seit der Eroberung von Wales im Jahre 1284 von dem ältesten Sohne des englischen Regenten getragen wird, nur schmale, perlenbesetzte Goldstreifen als Bügel auf.

Ein eigenes, von aller Herkunft freies Gepräge zeigt die Napoleonische Kaiserkrone auf, die wohl die kurzlebigste aller europäischen Monarchenkronen war. Acht Adler erheben sich über den Reifen und sträuben mit vorgestrecktem Schnabel ihre Fittige drohend empor, als sollte schon in der Krone des neuen Imperators seine Absicht, sich womöglich die ganze Welt zu unterjochen, ausgedrückt sein.

Digitized by Google

Und herrisch, wie die Adler auf seiner Krone, trat auch Napoleon selbst bei der Krönung auf, zu welcher er den Papst Pius VII. nach Paris hatte kommen lassen. Am

Russische Kaiserkrone.

Krone von Astrachan.

Krone von Kasan.

Tage zuvor von dem Kirchenfürsten gekränkt, suchte er denselben am Krönungstage, dem 2. Dezember 1804, dadurch zu demüthigen, daß er ihn eine volle Stunde in der Notre Dame-Kirche warten ließ. Als er dann aber vor Pius VII. stand, und der Moment der Krönung ge-

Digitized by Google

kommen war, nahm er dem Papste das Diadem aus der Hand, um es sich selbst auf's Haupt zu setzen. Der Stern, der über der Krone Napoleon's waltete, war aber kein günstiger. Ihr Schöpfer selbst sollte sich ihrer kein volles Jahrzehnt erfreuen; sein am 2. Dezember 1852 als Kaiser der Franzosen proklamirter Neffe genoß nie die Sym-

Neue deutsche Kaiserkrone.

pathie seines Volkes, und am 2. September 1871, dem Tage von Sedan und dem Falle Napoleon's III., hat die Krone der Bonaparte ihr Schicksal wohl für immer erfüllt.

Fremdartig muthen uns die Kronen des russischen Zarenreiches an. Bei aller Pracht und kunstreichster Goldschmiedearbeit zeigt sich in ihnen ein Element, das den übrigen europäischen Fürstenkronen fremd ist, und in der That befinden wir uns ja mit ihnen am äußersten Ende des europäischen Lebens, in „Halbasien". Von Byzanz,

Digitized by Google

von der asiatischen Grenze, bezogen die Russen jahrhundertelang alle ihre Fortschritte in Wissen und Kunst, und byzantinische Arbeit zeigen auch die russischen Kronen.

Erinnert die russische Krone, wenigstens in der Form noch entfernt an die österreichische Krone, welche ihren Ursprung wohl ebenfalls byzantinischen Anregungen verdankt, so tragen die Kronen von Astrachan und Kasan völlig fremdartiges Gepräge. Sie gehören ebenfalls dem russischen Kaiser, welcher seit der im 15. Jahrhundert vollzogenen Unterwerfung der beiden vordem tatarischen Chanate zu seinen Dutzenden sonstiger Würden und Titel auch die des Zaren von Astrachan und Kasan trägt.

Schließlich bleiben uns noch einige Worte über die jüngste aller Kaiserkronen übrig, die nach der Wiedererrichtung des deutschen Reiches von Neuem zu Recht erstandene deutsche Kaiserkrone. Unter dem Ansturm des französischen Eroberers war 1806 die deutsche Kaiserwürde, schon seit Jahrhunderten morsch und schwach, in Trümmer gesunken; im Herzen des besiegten Frankreich war es, wo sie unter dem Kanonendonner der deutschen Armeen, welche Paris umzingelt hielten, am 18. Januar 1871 zu neuem und kraftvollem Leben wieder erstand. Die für die neue Kaiserwürde gewählte Krone, welche bis jetzt allerdings nur im Modell vorhanden ist, besteht, wie die alte deutsche Krone, aus acht goldenen, diamantenbesetzten Schilden, nur daß sich jetzt auf vier derselben der Reichsadler zeigt, während gleichzeitig statt des einzigen breiten Bügels der römisch-deutschen Krone jetzt vier schmale, mit Blattwerk besetzte Bügel in eine Spitze auslaufen und durch den Reichsapfel ihren Abschluß erhalten.

Digitized by Google

In der Lagunenstadt.

Venetianische Erinnerungen von **Kurt Prior.**

Mit 16 Illustrationen.

(Nachdruck verboten.)

Unter den Städten, welche die große Autorität Alexander v. Humboldt's für die schönsten der Erde erklärt: Neapel, Salzburg und Konstantinopel, hat Venedig keinen Platz gefunden. Wer aber immer die Lagunenstadt zum ersten Male betritt, wird zum Schwärmer und vermag sich dem Zauber nicht zu entziehen, den Natur und Kunst, im Verein mit den geschichtlichen Erinnerungen, in vielgestaltiger Weise zusammenwirkend, hier hervorrufen.

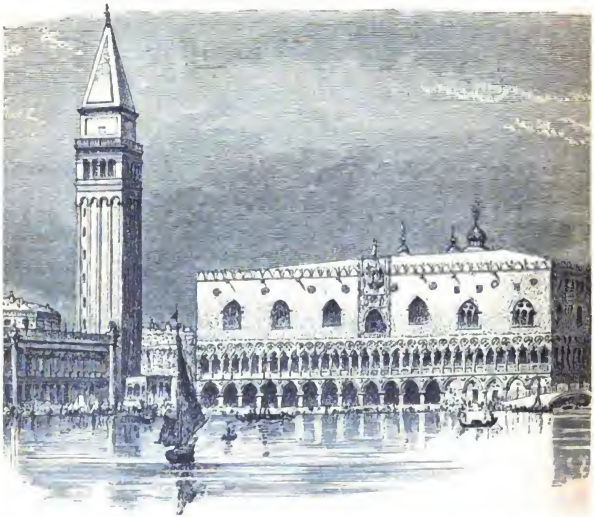
Wer sich nach der Ankunft zunächst einen allgemeinen Ueberblick verschaffen und volles Verständniß für die merkwürdige Lage und Bauart der Stadt verschaffen will, der besteigt am besten den Kampanile oder Glockenthurm von San Marco, der sich vor der Alten Bibliothek auf dem Markusplatze freistehend bis zur Höhe von 98,6 Meter erhebt.

Man steigt auf einem sehr bequemen, in ziegelbelegten Kehren um den inneren Thurm gelegten Gange ganz allmälig in 37 Steigungen zu der offenen Glockenstube, bis wohin einst König Heinrich IV. von Frankreich emporgeritten ist. Dort öffnet uns ein Wächter den Aufstieg zur oberen Gallerie, über dem sich noch ein Obergeschoß sammt Spitze erhebt, auf der sich eine hölzerne und mit

Digitized by Google

vergoldetem Kupfer überzogene Engelsfigur nach Art einer Windfahne dreht.

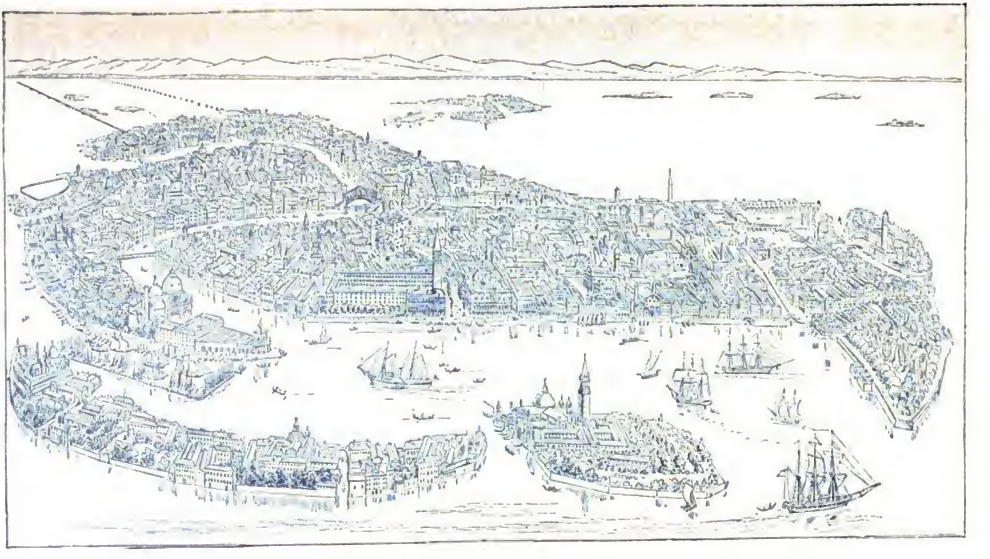
Der Anblick, den man von dort oben genießt, und der uns Venedig sozusagen aus der Vogelschau zeigt, ist ebenso großartig als merkwürdig. Zunächst schauen wir hinab



Die alte Bibliothek, der Glockenthurm von San Marco und der Dogenpalast.

auf die marmorne Königin der Adria mit ihren schimmernden Kuppeln und Thürmen, ihren flachen Dächern mit den trichterförmigen Schornsteinbauten, ihren Kanälen und Brücken. Gerade zu unseren Füßen liegt der Markusplatz, der Schwerpunkt, gewissermaßen das Herz der ganzen Stadt, mit der sich nach der Wasserseite zu anschließenden Piazetta; wir blicken auf die Markuskirche mit ihren in voller Größe erscheinenden fünf Kuppeln und in den Hof des Dogenpalastes mit der gegenüberliegenden Alten Biblio-

Digitized by Google



Venedig aus der Vogelschau.

Digitized by Google

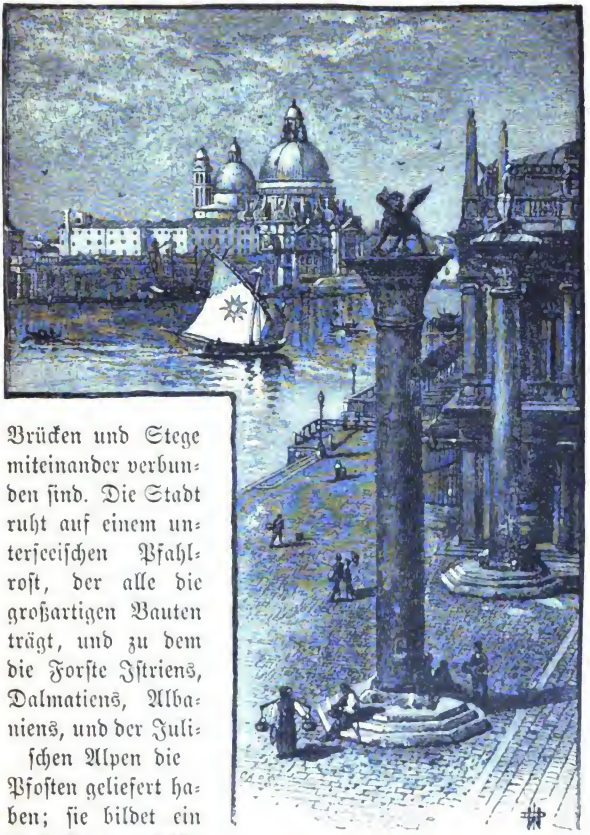
thek. Wir übersehen den ganzen Canal grande, der die ganze Stadt vom Bahnhofe bis zur Piazetta in zwei große Hälften scheidet, gewahren im Süden den Wasserspiegel der Lagunen mit den vielen Inseln, gegen Südosten die schmalen Lidi und dahinter die blaue Fläche des Adriatischen Meeres. In entgegengesetzter Richtung aber, nach

Die St. Markuskirche.

Nordwesten hin, zieht sich durch die schimmernde Wasserfläche die 3½ Kilometer lange Eisenbahnbrücke mit ihren 222 Bogen zum Festlande, wo in der Ferne eine Kette duftiger Berge das Gesichtsfeld abschließt. Das Ganze ist ein Ensemble von Palästen, Wasser, Himmel und Bergen, Schiffen und Barken, wie es wunderbarer gar nicht gedacht werden kann.

Dieses Venedig nun, das sich zu unseren Füßen aus den Wogen emporhebt, besteht aus 118 Inseln, welche durch 160 Kanäle geschieden und durch 390 meist steinerne

Digitized by Google



Die Piazetta mit den beiden Säulen.

Brücken und Stege miteinander verbunden sind. Die Stadt ruht auf einem unterseeischen Pfahlrost, der alle die großartigen Bauten trägt, und zu dem die Forste Istriens, Dalmatiens, Albaniens, und der Julischen Alpen die Pfosten geliefert haben; sie bildet ein Dreieck von 4130 Meter Länge, 1210 Meter Breite und 7½ Quadratmeter Oberfläche und zählt 134,000 Einwohner, während Venedig in seiner Glanzzeit deren über 200,000 hatte.

Wohl bilden die Kanäle die Hauptverkehrsadern für

die Lagunenstadt, aber es ist ein Irrthum, anzunehmen, daß man sie nicht auch vollständig zu Fuß durchwandern könne. Es gibt 386 Fondamenta, wie die breiteren Uferstraßen genannt werden, während man die an den Kanälen sich hinziehenden schmalen Quais als Rii bezeichnet; ferner sind noch 2094 enge Straßen und Gäßchen, Calli und Rami, vorhanden, unter denen die vom Markusplatze zur Rialtobrücke führende Merceria mit den besuchtesten Kaufläden besetzt ist und das regste Leben aufweist.

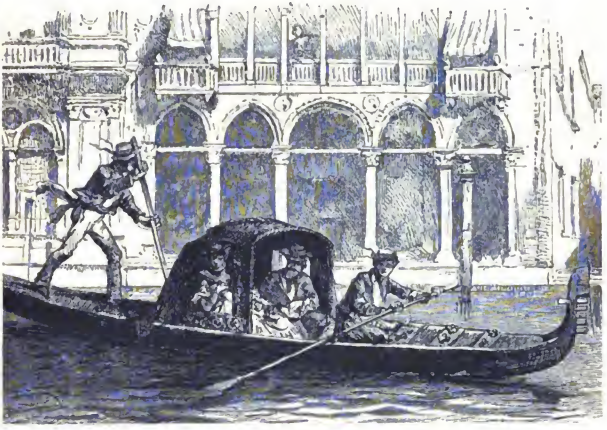
Der Löwe von S. Marco.

Nach der auf diese Art gewonnenen ersten Orientirung steigen wir nun den Glockenthurm wieder hinab, bewundern die zierliche Marmorhalle der Loggetta unten an seiner Ostseite, ein Meisterwerk Jacopo Sansovino's aus dem Jahre 1540, und dann die imposante Fassade der St. Markuskirche selbst, die, von 976 bis 1071 in byzantisch romanischem Style erbaut, das eigentliche Nationalheiligthum der Venetianer darstellt. Hierauf wandern wir die Piazetta hinab zum Ufer, auf unserer linken Seite die imposante Fassade des Dogenpalastes, auf der rechten die Alte Bibliothek Sansovino's, den schönsten Hochrenaissancebau Venedigs, an den sich auf der Seeseite das 1536 ebenfalls von Sansovino ausgeführte ehemalige Münzgebäude, die Zecca, schließt.

Am südlichen Ende der Piazetta stehen zwei Granit-

Digitized by Google

säulen, von denen die westliche eine Statue des heiligen Theodor, des älteren Schutzheiligen der Stadt, trägt, während auf der östlichen der geflügelte Markuslöwe, das Wappenthier Venedigs, steht. Auch sonst findet man den Löwen von San Marco überall in der Stadt, bald geflügelt, bald ungeflügelt, von dem berühmten Löwen neben dem



Gondelfahrt.

Eingange in den Dogenpalast, in dessen Maul einst die Denunzianten ihre verderblichen Angaben warfen, bis zu dem großen antiken Marmorlöwen und seinen drei kleineren Genossen vor dem Arsenal, die 1687 durch Francesco Morosini vom Piräus in Athen nach Venedig kamen. Der Fremde sieht den Löwen in allen Formaten als Brückenkopf und Balkonzierde, im Gitterwerk der Thore und der Brüstungen und zuletzt in den Auslagen der Läden als Ohrgehänge und Papierbeschwerer wiederkehren.

Die Wasserseite der Piazetta bildet ein breiter Quai, der sich nach links bis zur Riva degli Schiavoni, nach

Digitized by Google

rechts längs der Münze und des kleinen Hofgartens bis zum Ende des Giardino Reale erstreckt und zumal an heißen Tagen einen entzückenden Abendspaziergang bildet. Gegenüber der Ecke des Dogenpalastes befindet sich der Haupthalteplatz der Gondeln und Barken und eine Tafel mit dem Tarif. Hier besteigen wir eine der Gondeln, um eine Fahrt durch den Canal grande zu machen. Diese Schiffchen bilden mit den buntbewimpelten, offenen Barken das die Droschken und Fiaker vertretende Hauptverkehrsmittel der Lagunenstadt; sie sind außerordentlich leicht gebaut und seit einem im 15. Jahrhundert erlassenen Verbote übermäßiger Pracht durchaus dunkel gehalten: Holz, Leder und Ueberzug sind schwarz. Man steigt zwei Stufen, die rückwärts betreten werden, zum Innern, der Felze, hinab, das mit Lederkissen gepolsterte Sitze für zwei und vier Personen enthält. Vorn krümmt sich das Fahrzeug in einen Schnabel empor, der in eine Art Hellebarde ausläuft, die den höchsten Punkt der Gondel bildet. Sie ist daher gleichzeitig der Fühler für die Brückenhöhe, denn wo die Hellebarde unter einem Brückenbogen durch kann, da schlüpft auch das ganze Fahrzeug durch. Gewöhnlich nimmt man zwei Gondoliere, denn wenn nur einer das Schiffchen vorwärts treibt, so empfinden Manche die Stöße unangenehm. Ein Ruderer sitzt vorn, während der Zweite auf der Kante des Schiffshintertheils, der Poppa, steht; Beide entfalten eine malerische Grazie beim taktmäßigen Rudern und lassen das Fahrzeug ganz sanft und geräuschlos dahingleiten. Man zahlt innerhalb der Stadtgrenze für eine Stunde einen Lire (81 Pfennig) für jeden Ruderer und für den Tag fünf Lire; außerdem erwartet der Gondelier, der nebenbei ein wohl unterrichteter Cicerone ist und immer gute Auskunft gibt, ein kleines Trinkgeld, das die Leute wohl gebrauchen können, da ihnen in neuester Zeit durch die den Verkehr zum Bahnhof wie zum Lido ver-

Digitized by Google

Der Canal grande mit S. Maria della Salute.

Digitized by Google

mittelnden flinken Dampfer, die Vaporetti-Tramway, und die kleineren Dampfbarken ein schlimmer Wettbewerb entstanden ist. Vor einigen Jahren versuchten es die Gondolieri einmal, durch einen allgemeinen Ausstand sich dagegen zur Wehre zu setzen, mußten aber alsbald erkennen, daß ein solches Beginnen aussichtslos sei und den Dampf und die Maschine als Sieger anerkennen.

Wunderbar schön ist gleich die Einfahrt in den Großen Kanal (Canal grande), der schlangenförmig, wie ein umgekehrtes lateinisches S gewunden, 3470 Meter lang und 45 bis 72 Meter breit, die ganze Stadt von Südosten nach Nordwesten durchzieht. Auf dem spitzen Landstrich, der den Stufen der Piazetta gegenüber vorspringt, erhebt sich dort die Dogana di Mare, das 1686 von Giuseppe Benoni erbaute Hauptzollamt, und das Seminar des Patriarchen, beide aber hoch überragt von dem herrlichen Kuppelbau der Kirche S. Maria della Salute, die zu den Wahrzeichen der Stadt gehört. Der Senat ließ das Gotteshaus nach der Pest von 1630, der 46,500 Menschen in Venedig erlegen waren, durch Baldassare Longhena aufführen und „Mariä zum Heil" weihen. Im Innern sind namentlich verschiedene Gemälde von Tizian's Meisterhand bemerkenswerth.

Zu beiden Seiten des Kanals erheben sich nun die herrlichsten Paläste jener stolzen Familien der alten Nobili, die in dem Goldenen Buche der Republik verzeichnet waren, deren Größe und Reichthum aber längst dahin ist, wie ihre meist an Fremde vermietheten Behausungen verfallen und verwittern. Ein eigenthümlich wehmüthiges Gefühl überkommt uns beim Anblick dieser geschwundenen Macht und des fortschreitenden Verfalls:

„Es gähnen die Portale
Am mächtigen Kanale.
In's schweigende Gewässer
Fällt langsam Stein auf Stein."

Digitized by Google

Wie überall in Venedig, liegen auch hier die Hauptfronten der Häuser alle auf der Kanalseite. Das Uebereinstimmende an den Palästen des Canal grande, die bei allem Wechsel der Style und der architektonischen Formen doch nirgends den venetianischen Charakter verleugnen, ist,

Die Rialtobrücke und der Fischmarkt.

daß ihre Erbauer bei der beschränkten Grundfläche überall genöthigt waren, drei oder vier Stock in die Höhe zu gehen und den Mangel an imponirender Größe durch Reichthum der Ornamentirung zu ersetzen.

Wir müssen uns hier natürlich darauf beschränken, nur die hervorragendsten dieser Palastbauten zu erwähnen, so den Palazzo Contarini-Fasan (1300—1340), einen schmalen Ziegelrohbau von ausgezeichneter Spitzbogenarchitektur,

Digitized by Google

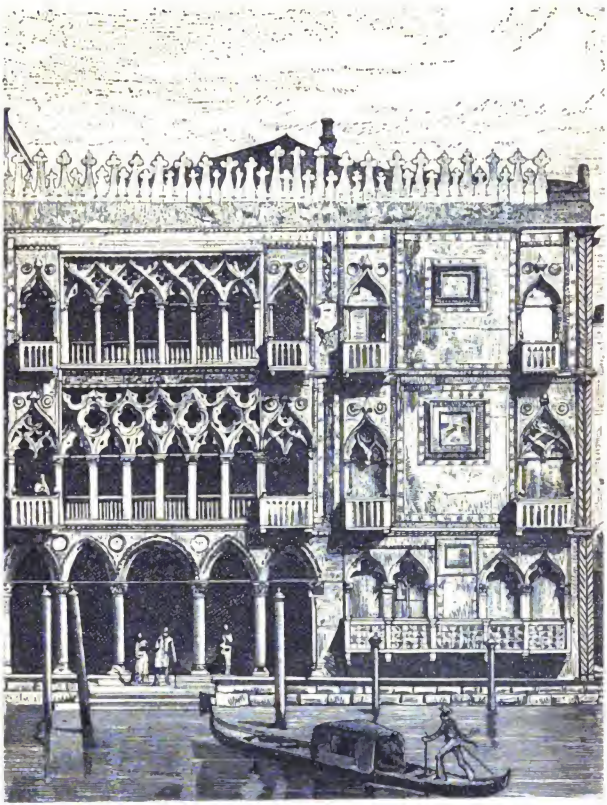
dann, nach dem Passiren der 1854 erbauten Kettenbrücke, die Paläste der Foscari, Balbi und Mocenigo, der Grimani, Loredan und Tiepolo. Hinter dem Palazzo Manin, der jetzt die Banca nazionale aufnimmt, setzt plötzlich ein prächtiger Bogen über den Kanal: die Rialtobrücke, lange Zeit die einzige und noch immer die interessanteste, welche die Stadt besitzt. Sie ist in ihrer heutigen Form in den Jahren 1588 bis 1591 durch Antonio da Ponte aufgeführt worden; ihre Breite beträgt 22,10 Meter, die Länge 48 Meter, und der Bogen — eine für jene Zeit bedeutende konstruktive Leistung — besitzt 28,2 Meter Spannung. Auf der Brücke selbst stehen zu beiden Seiten kleine Botteghe oder Kramläden.

Auf den Quais am Rialto befindet sich zunächst die Erberia, der Gemüse- und Obstmarkt, vor dem stets hoch beladene Frachtschiffe im Kanal ankern. Dann kommt die Pescheria, der Fischmarkt, der zumal an allen Freitagen und in den Fastenzeiten reich beschickt ist und mit zu den Sehenswürdigkeiten der Lagunenstadt gehört. Dort liegen in hohen Haufen die „Früchte des Meeres", wie der Italiener sie nennt: große platte Schollen, schlanke Störe, mächtige Thunfische, zierliche Branzini, kleine hochrothe Triglien, aber auch Krabben und Seespinnen, Austern, Muscheln und Schnecken, selbst Tintenfische und die abscheulichen Seeteufel, die alle ihre Liebhaber finden.

Dicht hinter der Rialtobrücke folgt der Fondaco dei Tedeschi, jetzt die Finanzintendantur, in der Blüthezeit Venedigs aber das gastliche Haus, in dem die deutschen Kaufleute ihren Sammelplatz und der deutsche Handel seinen Mittelpunkt hatte. Damals war die „Königin der Adria" die Vermittlerin zwischen dem Abend- und Morgenlande, wo Indiens und Arabiens Schätze lagerten, um nach dem Norden und Westen Europa's gebracht zu werden. Wie die Deutschen hatten auch die Türken ihr nationales Haus am Canal grande: den Fondaco dei Turchi.

Digitized by Google

Die Perle unter all' diesen Palastbauten ist unstreitig die Cà Doro, die aber nur durch ein Mißverständniß des

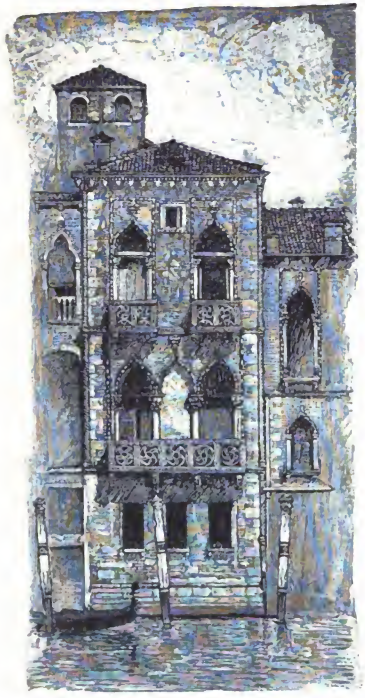


Palazzo Cà Doro.

Volkes das „goldene Haus" genannt wird, da es seinen Namen in Wirklichkeit von einer Familie Doro führt. Es ist das am reichsten verzierte Wohnhaus Venedigs und

Digitized by Google

wirkt, obwohl unsymmetrisch, da ein Flügel nicht ausgebaut ist, durch die Leichtigkeit und Eleganz seiner gothischen Formen, die zierlich durchbrochenen Loggien und die feine Ornamentik der Umrahmungen so malerisch, daß es das Entzücken eines Jeden bildet, der überhaupt für künstlerische Reize empfänglich ist. Der Palazzo ging erst durch die Hände mehrerer venetianischer Adelsfamilien, wurde dann Eigenthum eines Bankiers, bis ihn 1843 die Tänzerin Taglioni, Gräfin Gilbert du Voisin, kaufte, nach deren Tode ihn wieder ein moderner Geldmann erstanden hat. Andere Paläste sind Pensionen und Gasthöfe geworden.

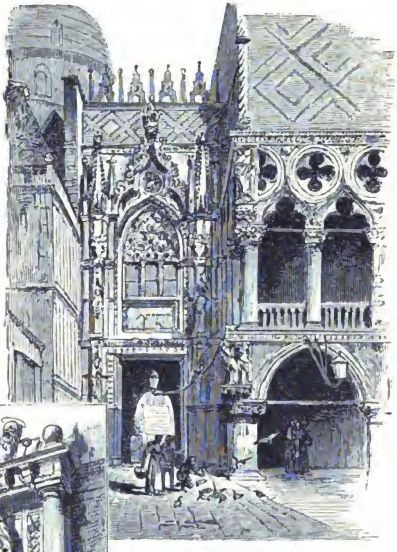


Desdemona's Haus.

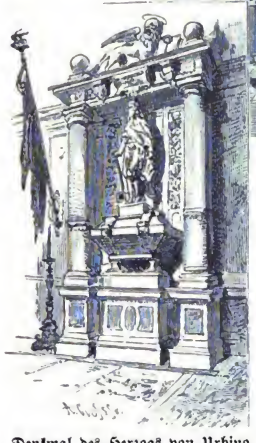
Noch sind zu erwähnen der Palazzo Pesaro und der Palazzo Vendramin, in dem Richard Wagner am 13. Februar 1883 verschieden ist. Auch das sogenannte Haus der Desdemona möge unter den beachtenswerthen Palastbauten nicht unerwähnt bleiben. Hinter der 1883 errichteten Neuen Brücke geht der Große Kanal in

Digitized by Google

den Sacca di Chiara über, doch hier lassen wir unsere Gondel wenden, um zur Piazetta zurückzukehren, wo die Eigenthümlichkeit der venetianischen Palastarchitektur in dem einzig dastehenden Dogenpalaste oder Palazzo Ducale gipfelt, der in ganz Italien kaum seines



Eingang zum Dogenpalast.



Denkmal des Herzogs von Urbino.

Gleichen hat. Der wirkungsvolle Prachtbau läßt sofort seine Bestimmung als Staatsgebäude der die Meere beherrschenden Republik erkennen, aber auch gleich an morgenländische Einwirkungen denken. Er imponirt nicht etwa durch seine riesigen Abmessungen, denn die Lagunenseite mit ihren 17 Arkaden ist nur 71 Meter und die Piazettaseite mit 18 Arka-

Digitized by Google

den 75 Meter lang, während beispielsweise das Berliner Schloß 200 Meter lang und 117 Meter breit ist, sondern er macht einen zugleich großartigen und doch anmuthenden Eindruck. Zwei gewaltige übereinanderstehende Säulenhallen tragen einen breiten massigen Oberbau, dessen Einförmigkeit nur durch die gothischen Bogenfenster unterbrochen wird. Seit seiner ersten Gründung im Jahre 809 ist der Dogenpalast nicht weniger als fünfmal zerstört worden. So wie er jetzt sich vor uns erhebt, ist er im maurisch-gothischen Style nach dem Entwurf von Filippo Calendario im 14. Jahrhundert begonnen und im 15. und 16. Jahrhundert fortgesetzt worden. Schon die Lage ist mit weisem Vorbedacht erwogen und setzt den Palast mit der gegenüber liegenden Markuskirche in ideale Verbindung. Gebieterisch tritt die eine Front gegen die Piazetta hinaus, die andere aber gegen das Meer, während die vierte Seite nur durch einen schmalen Kanal von den Kerkergebäuden getrennt und mit ihnen durch die hoch oben schwebende Seufzerbrücke verbunden ist.

Der Haupteingang in den Palast, die Porta della Carta (von den ehemals dort angeschlagenen Regierungsbeschlüssen so genannt), liegt auf der der Markuskirche zugewandten Schmalseite und bildet ein 19 Meter hohes gothisches Prachtthor, von dem aus ein gewölbter Korridor in den Hof führt. Dieser ist ringsum von prächtiger Architektur umgeben und in der Mitte mit zwei Erzbrunnen geschmückt. Von hier bildete die von den beiden Kolossalstatuen des Mars und des Neptun so genannte Riesentreppe den feierlichen Aufgang zum Sitz der Regierung, und oben auf dem breiten Treppenabsatz setzte sich der neugewählte Doge das Herzogsbarett auf. Rechts von dieser Treppe, an der den Brunnen zugekehrten Außenwand, erhebt sich Bart. Manopola's im Jahre 1604 ausgeführte Fassade mit der Uhr. An der Wand daneben gewahren wir das 1625

Digitized by Google

vollendete Denkmal des Herzogs von Urbino, Francesco Maria della Rovere, der Generalkapitän Venedigs in den Kämpfen gegen Karl V. war. Es ist eine Arbeit des

Die Seufzerbrücke.

Florentiners Giov. Bandini und gilt für eines der hervorragendsten Werke seiner Zeit.

Von der Riesentreppe gelangt man in die oberen Hallenumgänge, von wo die Goldene Stiege zu den Prachtgemächern des Palastes emporführt. Unter den elf ungeheueren Sälen, welche die Meisterwerke eines Tizian, Paolo Veronese, Tintoretto und anderer berühmter Maler

Digitized by Google

schmücken, ist der prachtvollste der Saal des Großen Rathes, 52,3 Meter lang, 25,4 Meter hoch und 14,4 Meter breit. In ihm tagte ehemals der gesammte stimmberechtigte Adel der „Lagunenkönigin"; heute gehört der mächtige Raum, den u. a. Tintoretto's riesiges „Paradies" schmückt, zur Bibliothek und enthält Bücher und Handschriften.

Aus diesem Prachtsaale tritt man auf die Seufzerbrücke, die über einen schmalen Kanal zu dem ehemaligen Kriminal-

San Giorgio Maggiore.

gefängniß geleitet. Die Gefangenen wurden über diese Brücke auf zwei getrennten Gängen (einem für die gemeinen, und einem für die Staatsverbrecher) vor die Richter geführt. Diese drei furchtbaren Männer, die über das Geschick Aller zu entscheiden hatten, welche der Republik angehörten, hielten ihre Sitzungen nur bei Nacht. Ihre Gesichter waren hinter Masken verborgen, denn Alles war geheim, und die Richter selbst sollten einander nicht kennen. In tiefster Stille wurden auch die Zeugen vernommen und die Urtheile des Gerichtes vollstreckt. Hoch oben unter dem Dache lagen die als Gefängnisse benutzten heißen Bleikammern, die nicht mehr vorhanden sind, während man die unter

Digitized by Google

dem Wasserspiegel liegenden Kerker, die sogenannten Pozzi, noch besichtigen kann. Gegen den Kanal hin ist in diesen eine Thür, durch welche die Leichen der im Vorraum Hingerichteten einfach in die Lagune gestürzt wurden. Dies despotische, jeder Menschlichkeit und Gerechtigkeit hohnsprechende Regierungssystem bildete den tiefsten Schatten

Venedig vom Garten der Insel San Lazzaro aus gesehen.

auf dem Bilde der stolzen Meereskönigin, und jene düsteren Erinnerungen wecken ein Grauen in uns, das wir erst auf der sonnendurchflutheten und von Menschen wimmelnden Piazetta ganz wieder abschütteln.

Wir wandern am Meere den Quai entlang bis zu der nahen Riva degli Schiavoni, und von hier möge der Leser nun zum Schluß mit uns noch eine Fahrt nach dem Lido antreten, wohin im Sommer alle zwölf Minuten ein kleiner, flinker Dampfer abgeht.

In südöstlicher Richtung durchschneiden wir auf ihm

Digitized by Google

die Lagunen, diese Strandseen, welche Venedig rings umgeben, und die offenbar einst entstanden sind, nachdem die Geschiebsel der hier mündenden Alpenströme im Kampfe mit den Meeresfluthen eine Kette von natürlichen Dünendämmen, Lidi geheißen, gebildet hatten. Dahinter konnten sich nun, geschützt vor den Wellen der Adria, diese Strandseen ausbreiten, welche der Ebbe und Fluth unterworfen sind und bei einer Länge von 55½ Kilometer und einer Breite von 7 bis 14 Kilometer eine Fläche von 250 Quadratkilometer bedecken. Meer und Lagune stehen nur durch fünf schmale Wasserstraßen oder Porti in Verbindung, welche die Dünenkette der Lidi durchschneiden. Zwischen dem Lido und der eigentlichen Stadt liegen nun in der Lagune, welche je nach dem Grade ihrer Ueberfluthung in eine Laguna viva (frischer Strandsee, in dem Venedig selbst liegt) und eine Laguna morta (todter, d. h. seichter Strandsee) zerfällt, liegen nun große und kleine Inseln. Zunächst die noch zur Stadt gehörige, von ihr nur durch den Canal della Giudecca getrennte Giudecca mit der berühmten Erlöserkirche, dem 1577 vollendeten Meisterwerke Palladio's. Von der Giudecca ist nur durch den schmalen Traghetto per Chioggia geschieden die kleine malerische Insel Giorgio Maggiore, welche der Piazetta gerade gegenüberliegt, und ein ähnliches architektonisches Meisterstück wie die Giudecca trägt: die Kirche S. Giorgio Maggiore.

Von den entfernten Inseln werden Seitens der Fremden am meisten Murano besucht mit seiner Kirche San Pietro Martire, seinem Dom S. Donato und dem sehenswerthen Museum der dortigen Glasindustrie, unter deren Fabriken die Salviati'sche hervorragt, und die Insel San Lazzaro mit dem armenischen Mechitaristenkloster, in dem einst Lord Byron das Armenische gelernt hat.

Der Hauptverkehr durch die Lagunen geht aber im Sommer nach dem Seebade Fisola auf dem Lido, wo sich

Digitized by Google

während der Badesaison ein großartig bewegtes Leben entfaltet. Die Lage ist aber auch reizend; auf einem schmalen Landstreifen zwischen der blauen Adria und der grünen inselreichen Lagune, und an Hotels, Restaurants und Cafés fehlt es ebenfalls nicht.

Blick auf die Lagune.

Straße in Venedig.

Indem wir aber im Garten des Hotel Ziliotto bei der Landungsstelle der Dampfer sitzen und unseren Wein schlürfen, während in der Ferne die kuppelreiche Venetia auf den Wassern zu schweben scheint, taucht vor unserem geistigen Auge ein anderes Bild auf. Wir sehen über die Fluth das vergoldete Prachtschiff, den „Bucentoro", daher gefahren kommen, auf dem am Himmelfahrtstage der Doge seine Vermählung mit dem Adriatischen Meere feierte. Hier am Lido, wo das eigentliche Meer beginnt, warf er dann, als Symbol der Vermählung mit dem Ocean, einen mit einem Sapphir geschmückten Goldreif in die Fluth, während die Kanonen vom Arsenal bis zum Lido donnerten.

Damals war die stolze Republik in der That die „Be-

Digitized by Google

herrscherin der Meere", während Venedig heute eine von Bettlern bevölkerte Königsstadt genannt werden kann, da ein Fünftel oder gar ein Viertel seiner Bewohner auf die öffentliche Mildthätigkeit angewiesen ist. Gegenüber von Triest und Fiume scheint der Niedergang der Stadt ein unaufhaltsamer zu sein, obgleich es nicht an Vorschlägen zu ihrer Hebung gefehlt hat. So will man Venedig schon in nächster Zeit durch eine feste Straße mit dem auf dem Festlande gelegenen, 8 Kilometer entfernten und sehr lebhaften Flecken Mestre verbinden, der dann ein Neu-Venedig werden und den Handel an sich ziehen soll, während Alt-Venedig nach wie vor ein großes Museum bleiben würde, von dem der Dichter gesungen hat:

„Venedig, nachtgeborgen, für dich gibt's keinen Morgen.
Stirb mit verhülltem Haupte, entthronte Königin!"

Digitized by Google

Ein Opfer der Politik.

Aus dem Familienleben der Fürsten des 16. Jahrhunderts.

Von **Eugen Schmitt.**

(Nachdruck verboten.)

Der Gründer der niederländischen Unabhängigkeit, Wilhelm I., zubenannt der Schweiger, Graf von Nassau und Prinz von Oranien (1533—1584), der unter den schwierigsten Verhältnissen sich entwickelt, in traurigster Zeit sein Vaterland gerettet hat, liefert in seinem Familienleben den Beweis, daß der Ruhm, der das Familienoberhaupt trifft, nicht immer auch ein Glück für seine Angehörigen ist.

Der „Schweiger" war nicht weniger als viermal vermählt, zuerst mit der reichen Erbin Anna v. Buren, die 1558 starb, und dann in zweiter Ehe mit einer deutschen Prinzessin, Anna von Sachsen, von der er sich 1575 wieder trennte, nachdem sie ihm mehrere Söhne und Töchter geboren.

Prinzessin Anna war die Tochter des berühmten Herzogs Moritz von Sachsen, sie wurde die Gattin eines nicht minder hervorragenden Fürsten, und doch mußte diese Frau durch eine seltsame Verkettung von Schicksalen in Noth, Schmach, Elend und frühzeitigen Tod kommen, nicht ohne eigene Schuld freilich, aber mehr noch gedrängt durch die politischen Verhältnisse, die sie erniedrigten, während dieselben gleichzeitig ihren Gatten erhöhten und den Ruhm ihrer Söhne vorbereiteten.

Digitized by Google

Anna von Sachsen war am 23. April 1544 von Agnes, der Tochter des Landgrafen Philipp von Hessen, geboren worden und wurde frühzeitig Waise; sie verlor 1553 den Vater, der in der Schlacht bei Sieversshausen fiel, und mit zehn Jahren schon die Mutter, und kam zur Erziehung an den Hof des Kurfürsten August nach Dresden. Bezüglich ihrer Erziehung wurde ein besonderer Staatsvertrag aufgenommen zwischen ihrem Onkel, dem genannten Kurfürsten August, und ihrem Großvater mütterlicherseits, dem Landgrafen Philipp von Hessen. Darin wurde festgesetzt, daß Anna nicht vor dem fünfzehnten Jahre verheirathet werden solle, daß August von Sachsen ihr eine angemessene Hochzeit auszurichten hätte, und daß durch Zuschüsse der Verwandten und aus dem väterlichen und mütterlichen Erbtheil das Heirathsgut auf die Summe von hunderttausend Thalern zu bringen sei. Diese Mitgift war eine für damalige Verhältnisse außerordentlich große, da ja dazu noch Schmuckgegenstände, Kostbarkeiten, Kleidung und allerlei Vorräthe an Linnen und Möbeln kamen. Kein Wunder deshalb, wenn sich für die junge Prinzessin bald Freier fanden, trotzdem die junge Dame „ungeschickten Leibes" gewesen sein soll, d. h. wahrscheinlich etwas hinkte.

Der am 14. April 1533 auf Schloß Dillenburg geborene Graf Wilhelm von Nassau, spätere Prinz von Oranien und Statthalter der Niederlande, war ein Günstling Kaiser Karl's V. und von diesem schon mit einundzwanzig Jahren mit dem Oberbefehl im Kriege gegen Frankreich betraut worden. Als Karl dem Throne entsagte, empfahl er seinen Liebling, der 1544 das Fürstenthum Oranien geerbt hatte, seinem Sohne und Nachfolger Philipp II., der Wilhelm auch zum Mitglied des Staatsrathes in Brüssel und zum Statthalter von Utrecht, Zeeland und Holland ernannte, obwohl er von Anfang an einen Argwohn gegen ihn nicht unterdrücken konnte.

Digitized by Google

Im Jahre 1560 kam Wilhelm von Oranien nach Dresden, schon als Wittwer. Auf Veranlassung Kaiser Karl's V. hatte er sich, wie schon erwähnt, sehr frühzeitig mit einer reichen holländischen Dame verheirathet und war durch deren Vermögen zu erhöhter Stellung in den Niederlanden und an dem spanischen Hofe gekommen. Er suchte jetzt nach einer zweiten ehelichen Verbindung, die ihm möglichst nützlich werden könne, und Anna von Sachsen mußte ihm nicht blos begehrenswerth erscheinen, weil sie eine große Mitgift besaß, sondern auch, weil sie aus dem sächsischen Fürstenhause stammte, das damals zu den mächtigsten in Deutschland, ja in Nordeuropa gehörte. Der schweigsame Wilhelm von Oranien wußte Anna von Sachsen so gut den Hof zu machen, daß sie sich sterblich in ihn verliebte und erklärte, nie eines Anderen Gattin werden zu wollen.

Die Verbindung wurde trotz der beiderseitigen Wünsche nicht so leicht. Der Großvater der Braut, Landgraf Philipp von Hessen, sträubte sich ganz energisch dagegen. Es scheint der Mann mit dem weitesten Blick in der ganzen Familie gewesen zu sein, und die Gründe, die er für seine Weigerung angab, erwiesen sich später als sehr stichhaltige. Er wußte, daß Wilhelm von Oranien einer gefährdeten, unruhigen Zukunft entgegenging, daß eine Vermögenskonfiskation von Seiten Spaniens seinen ganzen Besitz vernichten könne, und deshalb verlangte er Sicherheiten für seine Enkelin, besonders für den Fall, daß sie Wittwe werden sollte.

Diese Sicherheit gewährleistete Wilhelm von Oranien dann auch in verschiedenen Ehekontrakten, die er entwerfen ließ, und auch seine Vettern, die Herzöge von Dillenburg und Nassau, verbürgten sich dafür. Trotzdem wollte Philipp von Hessen immer noch nicht nachgeben, und nur, als man ihm ununterbrochen Unterhändler auf den Hals

Digitized by Google

schickte, die ihn von früh bis Abends quälten, gab er unter Murren und Schelten seine Einwilligung, erklärte aber gleichzeitig, von der ganzen Sache nichts mehr wissen zu wollen.

Die Hochzeit fand am 25. August 1561 zu Leipzig statt, d. h. an diesem Tage war in der Nikolaikirche die Trauung; dann wurde die Hochzeit sieben Tage lang auf dem Rathhause gefeiert. Nicht weniger als siebzehn fremde Fürstlichkeiten waren anwesend, und im Ganzen sollen 5500 Gäste mit 6000 Pferden der Hochzeit beigewohnt haben. Aus den Papieren des Dresdener Archivs geht hervor, daß 4000 Scheffel Weizen, 8000 Scheffel Korn, 13,000 Scheffel Hafer, 3500 Eimer Wein und 1600 Faß Bier verbraucht wurden. Nach der Hochzeit führte Wilhelm von Oranien seine Gemahlin nach Breda in den Niederlanden, wo sie eine Zeitlang in einer anscheinend höchst glücklichen Ehe lebten.

Die Briefe Anna's von Sachsen bezeugen wiederholt, daß sie äußerst zufrieden sei und daß ihr Gemahl sie wie eine Königin halte. Allerdings ersieht man auch aus diesen Briefen, daß sie großes Wohlgefallen an dem leichtsinnigen, frivolen Leben fand, das in den reichen Niederlanden durch die Spanier so viel Nahrung bekommen hatte.

Während aber in den Niederlanden nach außen hin Lustigkeit und leichtfertiges Treiben sichtbar waren, gährte es im Stillen um so heftiger in den Gemüthern der Niederländer, und Alles bereitete sich, wenn auch möglichst vorsichtig und im Geheimen, auf einen Abfall Hollands von Spanien vor. Zu den Häuptern der Verschwörung gehörten die Grafen Egmont und Hoorne nebst Wilhelm von Oranien, und da Philipp II. seine Späher überall hatte, erfuhr er auch von diesen Vorbereitungen und entsendete plötzlich als seinen Statthalter nach Holland den wegen seiner Strenge und Grausamkeit berüchtigten Herzog von Alba.

Digitized by Google

Wilhelm von Oranien, der vortreffliche Verbindungen besaß, wußte, daß ihm und seinen Genossen der Tod drohe, und warnte die Grafen Egmont und Hoorne, welche indeß leichtfertig genug waren, diesen Wink zu mißachten.

Wilhelm von Oranien selbst legte seine Aemter nieder und begab sich am 30. April 1567 mit seiner Frau nach dem Schlosse von Dillenburg in Nassau. Es zeigte sich alsbald, daß er sehr wohl daran gethan hatte, denn die Grafen Egmont und Hoorne wurden sofort nach Alba's Ankunft in den Niederlanden verhaftet und hingerichtet. Wilhelm von Oranien wurde für einen Verräther erklärt, ebenfalls zum Tode verurtheilt, obgleich man sich seiner nicht bemächtigen konnte, und seine gesammten Güter wurden eingezogen und dem spanischen Staate für verfallen erklärt. Sein dreizehnjähriger Sohn erster Ehe, Philipp Wilhelm, der sich auf der Universität Löwen befand, wurde gefangen genommen und als Geisel nach Spanien geschleppt, wo er achtundzwanzig Jahre als Gefangener blieb.

Wilhelm von Oranien hatte sich jedoch nur geflüchtet, um sich für die unglücklichen Niederlande gewissermaßen aufzusparen. Er folgte dem Rufe der Unzufriedenen im Lande, glaubte den Versprechungen der französischen Hugenotten, die ihm Hilfe versprachen, und rüstete sich zum Kampfe. Er verpfändete seine gesammten Kleinodien und Geschmeide, sowie die Güter, die er in Deutschland besaß, und nahm sogar das Vermögen seiner Frau zu Hilfe, um ein Heer von zwanzigtausend Mann anzuwerben, mit dem er in die Niederlande einfiel, ohne jedoch vorläufig Erfolge zu erzielen.

Der Geschichte gehört sein unermüdlicher Kampf gegen die Spanier an.

Immer wieder wurde er geschlagen und aus den Niederlanden verdrängt, immer wieder wußte er Mittel aufzutreiben, um Heere zu sammeln. Als endlich er und die

Digitized by Google

Niederlande bereits vollständig verloren schienen, entschloß er sich, von der Wasserseite her die von den Spaniern besetzten niederländischen Städte anzugreifen, und hatte damit einen so glänzenden Erfolg, daß er in der That das Land vollständig von den Spaniern befreite.

Bevor dieser Erfolg eintrat, vergingen aber Jahre, und diese wurden für die arme Anna zu einer Märtyrerzeit, die uns mit innigem Mitleid für die unglückliche Frau erfüllen muß. Diese Jahre brachten so viel Noth, Kummer und Sorgen über die Arme, die vollständig von der Gunst der Verwandten abhängig war, daß sie mehr und mehr verbittert wurde und sich zu Schritten hinreißen ließ, die zuletzt ihre Einkerkerung, ihre Ehescheidung und ihren frühzeitigen Tod verursachten.

Der Aufenthalt in Nassau, namentlich in Dillenburg, war für Anna und ihre Kinder höchst lästig und mit Unannehmlichkeiten verknüpft. Die Nassauer waren selbst nicht reich, sie hatten Wilhelm von Oranien mit Geld unterstützen müssen und sollten jetzt noch seine gesammte Familie nebst Hofhaltung ernähren. Da galt es sich einschränken, und Anna, die vom Dresdener Hofe her an ein gutes Leben gewöhnt war und darauf glaubte pochen zu können, daß sie eine so reiche Mitgift in die Ehe mitgebracht habe, fühlte sich im höchsten Grade unglücklich. Sie wollte zu ihrem Gemahl zurück, was dieser indeß ablehnte, da er ja wegen des wechselnden Kriegsglückes in den Niederlanden keinen festen Fuß fassen konnte. Anna hatte aber das Gefühl, daß sie in Zeiten der Gefahr an die Seite des Gatten gehöre, dann erfüllte sie eine gewisse Anlage zur Eifersucht auch mit Sorgen wegen des von ihr Getrennten, die wohl nicht ganz ohne Grund waren. Alle ihre Bemühungen, nach den Niederlanden zu kommen, wurden von Wilhelm vereitelt, ebenso waren seine Verwandten dagegen.

Digitized by Google

Kurz entschlossen flüchtete daher Anna mit ihren Kindern und den vertrautesten Personen ihres Hofhalts im Jahre 1568 von Dillenburg nach Köln. Von hier aus wollte sie eine Gelegenheit benutzen, um nach den Niederlanden zu kommen, mußte allerdings den Gedanken vorläufig aufgeben, da das Heer ihres Gemahls gerade wieder einmal geschlagen worden und dieser selbst wieder ein Flüchtling war.

In Köln lernte sie nun zum ersten Male den Geldmangel und alle die unangenehmen Dinge kennen, die derselbe im Gefolge hat. Sie verpfändete alle ihre Kostbarkeiten, ihr Silberzeug, ihr Geschmeide, und lebte auf Borg bei Weinhändlern, Schlächtern und Bäckern. Als sie sich vor Schulden nicht mehr zu retten wußte, flüchtete sie sich nach Frankfurt am Main, und überließ es nun ihren Verwandten, die Schulden in Köln zu begleichen. Das Dresdener Archiv verwahrt heute noch den zum Theil im heftigsten Tone geführten Briefwechsel zwischen den Grafen von Nassau und dem Kurfürsten August von Sachsen. Jeder behauptete von dem Anderen, er habe Verpflichtungen gegen die Gattin Wilhelm's von Oranien, Jeder bürdete dem Anderen die Einlösung der verpfändeten Kostbarkeiten auf, und erst nach jahrelangen Verhandlungen wurden diese Angelegenheiten geregelt, nachdem ein großer Theil der für verhältnißmäßig geringe Summen verpfändeten Gegenstände verfallen war.

Aber auch in Frankfurt am Main war kein langer Aufenthalt für die Gattin Wilhelm's von Oranien. Sie erhielt zwar zeitweise Unterstützungen, auch von ihrem Onkel, dem Landgrafen von Hessen, alles das aber reichte nicht aus, um die Kosten ihres Haushalts und ihres Hofstaates zu decken, und bald flüchtete sie wegen Schulden von Frankfurt am Main nach Heidelberg. Auf's Neue mußten die fürstlichen Häuser von Hessen und Nassau sich mit der

Digitized by Google

Schuldenregulirung befassen, und bald wurde ihnen Allen die unglückliche Frau mitsammt ihren Kindern zur Last. Es kam dazu, daß die immer verbitterter werdende Anna die fürstlichen Häuser und ihre Verwandten mit Briefen überhäufte, in denen sie sich über das ihr angethane Unrecht beklagte, in denen sie Schmähungen und Drohungen ausstieß und in denen sie immer wieder auf Grund des Ehekontraktes und ihrer Verwandtschaft Geld und Unterstützung verlangte. Man beurtheilt diese Heftigkeit der unglücklichen Frau, welche in so traurige Verhältnisse gekommen war, milder, wenn man aus den uns erhaltenen Dokumenten die Gleichgiltigkeit sieht, mit welcher ihre Verwandten sich monate- und jahrelang schriftlich und mündlich darüber streiten konnten, in welcher Weise der Unglücklichen zu helfen sei, während diese natürlich weiter darbte und zu immer neuen Schulden gezwungen wurde. Man fühlt sich fast angewidert von den juristischen Kniffen, die von den verschiedenen Höfen angewendet wurden, um sich ihren Verpflichtungen gegenüber Anna zu entziehen.

Die Grafen von Nassau hatten, wie oben erwähnt, mit Garantie dafür geleistet, daß für den Fall des Vermögensverlustes ein entsprechendes Auskommen für die Gattin des Oraniers gewährt werde. Sie entzogen sich dieser Verpflichtung, indem sie erklärten, sie hätten Zahlungen und Unterstützungen erst zu leisten, wenn Anna die Wittwe des Oraniers sei; vorläufig lebe dieser ja noch, wenn auch als Flüchtling, und deshalb wären sie von jeder Zahlung frei. Die Landgrafen von Hessen waren aus der Erbschaft ihres Vaters, des Großvaters der armen Anna, Schuldner der Fürstin; auch sie wußten durch allerlei juristische Kniffe sich den Zahlungen zu entziehen; und wenn sie auf die flehentlichen Bitten Anna's irgend welche Abschlagssummen zahlten, waren diese doch so gering, daß sie in gar keinem Verhältniß zu den vorhandenen Schulden und den Kosten

Digitized by Google

der Hofhaltung ſtanden, die nun einmal unvermeidlich war.

Schon im Jahre 1572 nahm das Schickſal Anna's eine verhängnißvolle Wendung. Sie wurde, wie ſich aus dem Angeführten zur Genüge ergibt, von den allernächſten Verwandten als eine drückende Laſt empfunden, und man begann ſie geringſchätzig, ja wie eine halbe Verbrecherin zu behandeln. Die ſtolze und ihrer Unſchuld ſich bewußte Prinzeſſin wurde dadurch noch mehr aufgebracht, und ihre Erbitterung ſtieg in einer Weiſe, die ſie zu Handlungen hinriß, welche man ohne dies von ihr nicht hätte erwarten dürfen. Sie mißhandelte ihre Umgebung, ſie ergab ſich dem Trunk, ſie ſchmähte in Briefen und öffentlichen Schriften ihre Angehörigen, die ſie ſo ſchmählich im Stiche ließen. Sie wendete ſich mit Klagen an ihre Verwandten, ja gegen ihren Gemahl, der nichts für ihren Lebensunterhalt that, ſelbſt an den König von Spanien, und dadurch entfachte ſie natürlich nur neue Angriffe und Bosheiten gegen ſich ſelbſt. Von allen Seiten begann eine wahre Hetzjagd gegen die arme Frau, welche zuletzt ſo vielen Gegnern unterliegen mußte.

Selbſt ihrem Gemahl muß ſie läſtig geworden ſein. Vielleicht dachte auch Wilhelm von Oranien ſchon damals daran, ſeine zerrütteten Vermögensverhältniſſe durch eine neue Heirath wieder zu ordnen; wenigſtens tritt kurz vor ſeiner dritten Verheirathung, die im Jahre 1575 erfolgte, in den Akten, die das Dresdener Staatsarchiv beſitzt, zum erſten Male die Behauptung auf, daß Anna ſich einem ausſchweifenden Lebenswandel ergeben habe. Man beſchuldigte ſie ſogar, mit einem jungen Haushofmeiſter, einem Niederländer, Namens Rubens — dem Vater des ſpäter ſo berühmt gewordenen Malers — ein Liebesverhältniß angeknüpft zu haben, und ohne Zweifel brachte dieſe Verleumdung und Verdächtigung die unglückliche Frau

Digitized by Google

um den letzten Rest von Ueberlegung und Halt. Sie wurde immer unleidlicher, selbst gegen ihre nächste Umgebung, sie hatte wahre Tobsuchtsanfälle und war wahrscheinlich durch alle die Kränkungen, die ihr zugefügt wurden, zeitweise völlig geisteskrank. Sie warf das Essen, das man ihr vorsetzte, auf den Boden oder zum Fenster hinaus, und wegen dieser Verunglimpfung der Gottesgabe machte man ihr von allen Höfen her die schwersten Vorwürfe. Sie ergab sich mehr und mehr dem Trunk, und eines nach dem anderen von ihren Dienern und Dienerinnen verließ sie, weil bei ihr keine Bezahlung mehr zu bekommen und nur noch Schläge und Mißhandlungen einzuheimsen waren. Es blieben nur noch einige, auch dem Trunke ergebene Personen um sie, mit denen zusammen sie als eine Flüchtige und als eine wahre Last für die gesammte Familie bald hier, bald dort, im Sächsischen, im Hessischen und im Nassauischen, sich auf einem Schlosse oder auf einem Gute aufhielt und von da aus mit Schmähbriefen und Bittgesuchen ihre Verwandtschaft belästigte.

Im Jahre 1575 setzte Wilhelm von Oranien, der seine Frau seit vielen Jahren nicht mehr gesehen hatte, die Scheidung von ihr durch und vermählte sich auf's Neue mit Charlotte von Bourbon, nach deren 1582 erfolgtem Tode er noch eine vierte Ehe mit Luise v. Coligny einging.

Die unglückliche Anna von Sachsen verlor nun völlig den Verstand. Sie erklärte in Briefen und öffentlichen Schriften, daß sie absichtlich einen schmählichen und ehrlosen Lebenswandel führen wolle, um alle ihre Verwandten, alle die Fürstlichkeiten, die sie so schlecht behandelt hatten, zu schänden und in der Oeffentlichkeit bloßzustellen, und man muß dieser Drohung bei den nächsten Verwandten wohl auch Glauben geschenkt haben, denn im Jahre 1575, unmittelbar nach der dritten Verheirathung Wilhelm's

Digitized by Google

von Oranien, wurde sie mit Gewalt in Dillenburg aufgehoben und als Gefangene nach Dresden gebracht. Hier blieb die unglückliche Frau, die man von ihren Kindern getrennt hatte, zwei Jahre in strengster Gefangenschaft, bis sie am 18. Dezember 1577, im einundreißigsten Jahre ihres Lebens starb, zerfallen mit der Welt und sich selbst, ein Opfer der politischen Verhältnisse, welche ihrem Gemahl zur Unsterblichkeit und ihr zu Demüthigung, Schande und frühem Tod verhalfen.

Ohne Sang und Klang wurde schon zwei Tage nach ihrem Tode die Leiche in der ehemaligen kurfürstlichen Gruft in Meißen beigesetzt. —

Wilhelm von Oranien kämpfte weiter in den Niederlanden, wurde 1578 Statthalter des zum Theil befreiten Hollands, begründete im Jahre 1579 die Generalstaaten von Holland und legte dadurch den Grund zu der Niederländischen Republik, erreichte die höchsten Würden und fast königliche Ehren als gefeierter Held und Generalstatthalter der befreiten Niederlande, bis am 10. Juli 1584 die Pistolenschüsse eines Meuchelmörders seinem Leben ein Ziel setzten.

Ohne Zweifel ist er davon nicht freizusprechen, unrecht an seiner armen Gemahlin Anna gehandelt zu haben. Viele Umstände, welche das traurige Ende dieser Fürstin verursachten, sind bis heute unaufgeklärt geblieben und werden wohl niemals aufgeklärt werden. Die neuere Geschichtsforschung aber hat soviel festgestellt, daß Anna von Sachsen zu den beklagenswerthesten und unglücklichsten Frauen gehört hat, die je auf Fürstenthronen gesessen haben. Die neuesten Forschungen haben auch dargethan, daß ihre Schuld keineswegs eine so große ist, wie man früher annahm. Wenn sie sich Vergehungen zu Schulden kommen ließ, so geschah dies wohl erst, nachdem man sie auf's Aeußerste verbittert und gereizt hatte, und nachdem sie gesehen, daß alle ihre

Digitized by Google

Bemühungen, zu ihrem Rechte zu gelangen, vollständig gescheitert waren.

Vor ihr und nach ihr sind ja verschiedene Frauen Opfer der Politik geworden, nur wenige aber haben ein so trauriges Leben geführt, und ein so trauriges Ende genommen, wie diese unglückliche Fürstin, die den Ruhm, die Tochter eines berühmten Mannes, die Gattin eines berühmten Mannes und die Mutter zweier berühmter Männer zu werden, so außerordentlich theuer bezahlen mußte.

Digitized by Google

Mannigfaltiges.

Die Suppe des Präſidenten. — Der frühere Oberpräſident der Provinz Weſtfalen, Heinrich v. Vincke († 1844), liebte es, ſeine Provinz zu Fuß zu durchwandern, um unerkannt beobachten, Mängel in der Verwaltung entdecken, gerechte Wünſche entgegennehmen zu können — kurz, die irdiſche Vorſehung der ſeiner Obhut anvertrauten Provinz zu ſein. Zu den Vorzügen dieſes Mannes von echtem Schrot und Korn gehörte aber auch das Frühaufſtehen, und der dämmernde Tag ſah den Rüſtigen, die kurze Pfeife im Munde, den Knotenſtock in der Rechten, gar oft auf der Landſtraße.

So trat er auch an einem frühen Morgen in eine im Bezirk Münſter gelegene Stadt, um mit dem Bürgermeiſter derſelben wichtige Angelegenheiten zu beſprechen. Er ſchritt durch die geöffnete Hausthür und gelangte geraden Weges in die Küche, wo das Dienſtmädchen am Herde ſtand und die Morgenſuppe bereitete.

„Guten Morgen, mein Kind!“ begann der Eintretende. „Ich wünſchte den Herrn Bürgermeiſter zu ſprechen.“

Die Magd ſchaute den beſtaubten Mann im ſchlichten Anzuge verwundert an und ſagte dann ſchnippiſch: „Ach was, der Herr Bürgermeiſter ſchlafen noch; kommen Sie nur in zwei Stunden wieder.“

„Das geht nicht, ich muß Ihren Herrn gleich ſprechen.“

„Aber ich ſagte Ihnen ja doch bereits, der Herr Bürgermeiſter ſchlafen noch und ich darf ihn nicht wecken.“

„Und ich wiederhole Ihnen, daß ich in ſehr wichtigen An-

Digitized by Google

gelegenheiten mit Ihrem Herrn sprechen muß. Gehen Sie nur hinein und wecken Sie den Herrn Bürgermeister."

„Sie sind aber wirklich sehr zudringlich. Gut, ich werde es dem Herrn melden, wenn Sie warten wollen, bis diese Suppe fertig ist, die mir sonst anbrennen würde."

„Wenn es weiter nichts ist," erwiederte der Präsident, „so kann ich ja so lange rühren, bis Sie zurückkehren."

„Na ja, wenn Sie das thun wollen, so will ich den Versuch machen — natürlich auf Ihr Risiko."

„Jawohl, auf mein Risiko!"

Und dem Fremden den Kochlöffel überlassend, welchen derselbe geschickt handhabte, eilte die Magd fort. An der Thürschwelle wandte sie sich indeß noch einmal um und fragte: „Und wie ist denn Ihr Name?"

„Sagen Sie nur, der Vincke aus Münster sei da."

Das Mädchen eilte hinaus und der Oberpräsident rührte die Suppe weiter.

Als der Bürgermeister vernahm, Vincke aus Münster sei da, fuhr er wie ein Blitz aus dem Bett empor. „Wo ist der Herr?" fragte er ganz verwirrt.

„Nun, er rührt in der Küche die Suppe, damit sie nicht anbrennt."

„Um des Himmels willen! Sofort hinaus und führe den Herrn Oberpräsidenten in das beste Zimmer und sage, ich würde sogleich die Ehre haben, ihm aufzuwarten."

Das Mädchen fand den Fremden im Begriff, die Suppe vom Feuer abzunehmen, und stotterte eine Menge von Entschuldigungen.

„Schon gut, schon gut, Kind," erwiederte der Alte lächelnd, „die Suppe ist eben fertig, ich habe sie nicht anbrennen lassen!"

—bn—

Der Brombeerstrauch — eine deutsche Theestaude. — Kein Naturprodukt unterliegt so vielen Fälschungen, wie der Thee. Die Fälschungen, welche der Asiate begonnen, setzt der Großhändler und Kleinhändler in England fort. Hunderte von Kisten „feiner" Thees werden zu Zeiten in London öffentlich versteigert, die 40 Prozent Eisenspäne und 20 Prozent Sand enthalten; verdorbener Havariethee wird, neu „appretirt", massenhaft in den

Digitized by Google

Handel gebracht; verfaulte Blätter, die „unter den Füßen von Hund und Schwein" getrocknet worden sind, werden als „Maning-Congo" verkauft, und unter 27 Proben fand Dr. Hassal nur 6 Sorten echten Thee's, unter 8 Proben gar keinen und ein anderes Mal unter 20 Proben nur ein einziges Mal wirklichen Thee vor. Bäume und Sträucher aller Art müssen ihre Blätter liefern, um nach vollendeter Gährung und Fäulniß als „Thee" zu paradiren, und dazu gesellen sich zahlreiche zweifelhafte und zweifellose Stoffe aus dem Erd- und Mineralreich. In einem besonderen Verfahren wird der Thee „beduftet" mit den Blüthen der Rosaceen, Jasminen, Orangen, Aglaia, Oelblüthe ꝛc. Da duftet denn der Maning-Congo nach Melonen, der Souchong nach Citronen, der Pouchong nach den Blüthen des Konec-Hranstrauches, der Kampon und der grüne Young-Hayson nach Veilchen, der grüne Hayson nach gerösteten Kastanien, eine Pekosorte nach Orangen, andere nach anderem Aroma. Alle schlechten Theeblätter, auch solche anderer Kamellienarten, „behandelt" man mit Indigo, Berliner Blau, Gyps- und Gelbwurzpulver, man nimmt Talk zum „Glänzen", Mineralgrün, Kupferarsenik, Chromgelb, schlimme Gifte und weniger schädliche Stoffe, je nach dem Fälschungstriebe. Doch wer nennt die Fälschungen alle, wer kennt die Namen? Unschuldig noch, wenn nur gebrauchte Theeblätter mit echtem Thee vermischt werden — nach einer Schätzung von Mayhew kommen auf diese Weise in London im Kleinhandel in jeder Woche über 1500 Kilogramm gebrauchter Theeblätter zum Verkauf.

Hier muß Abhilfe geschaffen werden. Und eine solche ist leicht herbeizuführen, und zwar dadurch, daß man Blätter heimischer Gewächse als Thee benutzt. Erdbeerblätter besitzen dieselben Eigenschaften, wie der asiatische Thee. Einen Aufguß von getrockneten Erdbeerblättern hat bereits im Jahre 1855 Kletzinsky in Wien als Surrogat für den asiatischen Thee empfohlen. Noch besser aber kann das Theeblatt vom Brombeerblatte verdrängt werden. Lassen wir darüber einen Kenner reden, den Dr. Kuntze, einen Botaniker und Droguisten von Fach, der gerade in dieser Beziehung die weitestgehenden Studien gemacht hat: „Die jungen Brombeerblätter haben denselben Geschmack wie reiner, guter,

Digitized by Google

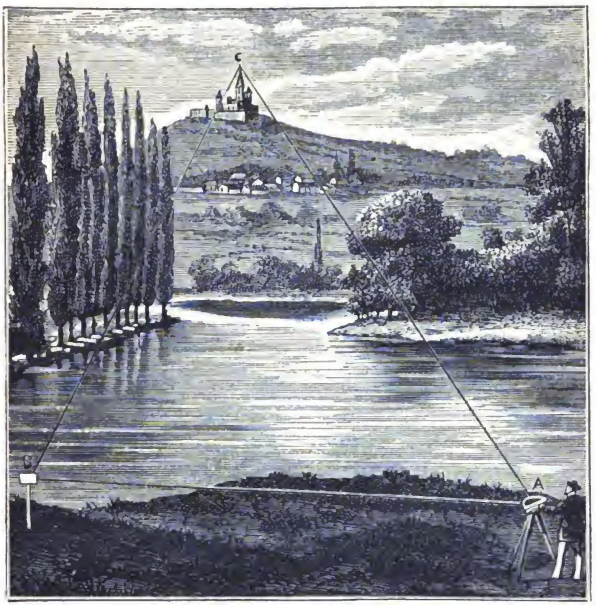
chinesischer Thee, und einen besseren, als die meisten in Europa im Handel befindlichen Sorten. Nachdem ich in Ostasien viel guten Thee getrunken und viel frische Theeblätter vom Strauch gekaut, wird man mein Urtheil wohl beachten dürfen. In Berlin machte ich mir schon einmal vor Jahren den Spaß — oder vielmehr für mich war es eine ernsthafte Probe meiner Meinung —, eine Gesellschaft gelehrter Freunde einzuladen, denen ich versprach, zwei Sorten feinsten Thee's vorzusetzen. Ich bot ihnen, ohne daß sie es wußten, erst meinen Brombeerblätterabsud, nachher den wirklichen Thee, und bat um ihr Urtheil. Einstimmig wurde der erstere, also das Surrogat, vorgezogen, und erst nachher gab ich meinen Freunden Aufklärung. Dem Theïn, das mit dem Kaffeïn der grünen Kaffeebohnen identisch ist, kann man kaum eine andere als neutrale oder indifferente Rolle beim Genusse des Thee's zuschreiben. Es ist viel zu wenig in den Theeblättern enthalten, viel reichlicher in den grünen Kaffeebohnen, von denen umgekehrt ein Thee wegen des fast mangelnden gerbstoffhaltigen Stoffes als Ersatz sich nicht bereiten läßt." Auf das Herbe, „Tonische" des Thee's kommt es an, und das gelangt auch beim Brombeerblatte ohne Zucker und Zusatz zum Getränke am besten zur Wirkung.

Sobald die Zeit und die Gelegenheit zu einer ernsthaften Probe da sein werden, so benutze man sie. Es gilt, Jedem ein Getränk zu verschaffen, welches wohl zwanzigfach geringere Ausgaben erfordert, als das des asiatischen Theestrauches und das dennoch alle Eigenschaften des letzteren besitzt. Dr. A. Berghaus.

Wie läßt sich die Entfernung eines unzugänglichen Punktes berechnen? — Ein Winkel heißt bekanntlich in der Planimetrie die Neigung zweier sich schneidender gerader Linien. Seine Größe kann man mit einem Winkelmesser, den jeder Reißkasten enthält, messen. Dieser Winkelmesser stellt einen Kreishalbmesser dar und ist in 180 gleiche Theile, welche Grade genannt werden, getheilt. 1 Grad zerfällt in 60 gleich große Minuten ($1^0 = 60'$) zu je 60 Sekunden ($1' = 60''$). Ein ganzer Kreisumfang hat somit 360 Grade, 2160 Minuten oder 12,960 Sekunden, und 1 Grad stellt daher den 360. Theil eines solchen dar. Wir besitzen in ihm ein Maß, das unab-

Digitized by Google

hängig von allem Räumlichen ist; auf einem runden Tische von 36 Meter Umfang wird 1 Grad bezeichnet durch 1 Decimeter, und bei einem Bassin von 360 Meter Umfang ist er gleich 1 Meter. Ferner sei zum besseren Verständniß des Folgenden noch daran erinnert, daß in einem Dreieck die Summe der drei



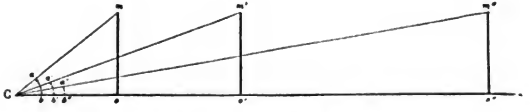
Das Berechnen der Entfernung eines unzugänglichen Punktes.

Winkel desselben stets gleich 180 Grad ist, daß also der Winkelmesser, den man nacheinander in jeder Ecke anlegt, drei Zahlen ergibt, die zusammengezählt stets 180 Grad ausmachen. Um endlich noch die Frage zu beantworten, welcher Entfernung 1 Grad entspricht, läßt man einen Stab von 1 Meter Höhe so weit entfernt aufstellen, daß, wenn man mit einem Graphometer, wie es

Digitized by Google

die Feldmeſſer führen, die beiden Endpunkte fixirt, man darauf 1 Grad erhält; mißt man alsdann die Entfernung bis zu dem aufgeſtellten Meter, ſo erhält man 57 Meter. 1 Grad entſpricht alſo einem Gegenſtande, der um 57mal ſeiner Größe von uns entfernt iſt; ebenſo entſpricht $^1/_2$ Grad (30 Minuten) 114 Metern, $^1/_4$ Grad (15 Minuten) 399 Metern; $^1/_{10}$ Grad (6 Minuten) 570 Metern; 1 Minute 3438 Metern u. ſ. w.

Angenommen, es handle ſich nun darum, die Entfernung der auf einem Berge gelegenen, im Hintergrunde unſerer Illuſtration ſichtbaren Kirche zu berechnen, von der wir durch ein Gewäſſer getrennt ſind. Wir wählen alsdann am Ufer dieſes Gewäſſers zwei Punkte A und B aus, von denen wir die Kirchthurmſpitze C



Verhältniß zwiſchen Entfernung und Winkel.

in's Auge faſſen können. In B ſtellen wir einen Meßpfahl auf, begeben uns mit einem Winkelmeßapparat nach A und beſtimmen den Winkel B A C, der 84 Grad ergeben möge. Dieſelbe Operation nehmen wir in B vor, wo wir für den Winkel C B A beiſpielsweiſe 95 Grad erhalten. Nun brauchen wir nur noch die Entfernung zwiſchen A und B zu meſſen, wofür wir 10 Meter annehmen wollen, ſo iſt unſere Aufgabe gelöst. Wir kennen von dem Dreieck, um das es ſich handelt, ja jetzt die Baſis, 10 Meter, und die beiden anliegenden Winkel: 84 Grad + 95 Grad = 179 Grad; da die Summe der drei Winkel in jedem Grade aber gleich 180 Grad iſt, ſo bleibt nur noch 1 Grad übrig: ſomit iſt der Winkel A C B = 1 Grad. Ein Winkel von 1 Grad wiederum entſpricht, wie oben gezeigt, einer Entfernung von 57 Meter; die Entfernung der Kirche von unſerem Standpunkte beträgt daher $10 \times 57 = 570$ Meter.

Je kleiner der Winkel wird, um ſo weiter iſt der Gegenſtand

Digitized by Google

entfernt, wie nebenstehende Figur erkennen läßt. Hier sind die Größen m o, m' o', m'' o'' genau dieselben, aber je weiter sie von dem Punkte C entfernt sind, um so kleiner werden die Winkel a b, a' b' und a'' b''.

Man hat nun nicht immer ein Graphometer oder ein sonstiges Winkelmeßinstrument zu seiner Verfügung, kann desselben aber auch ganz gut entbehren, wenn es sich nur um eine ungefähre Messung der fraglichen Entfernung handelt. Man zeichnet zu diesem Zweck auf einem hinreichend großen Stück Kartonpapier einen Halbkreis, den man in 180 gleiche Theile theilt; aus diesen Theilen macht man wieder mehrere Abtheilungen je nach der Größe des Halbkreises, der dann einen großen Winkelmesser darstellt. Um damit einen Winkel zu messen, befestigt man das Kartonpapier mit einem Nagel, der durch den Kreismittelpunkt geht, horizontal auf der oberen Fläche eines Stabes, so daß es um jenen Mittelpunkt sich drehen läßt. So visirt man denn damit von A und B aus nach C und wird annähernd das gleiche Resultat erhalten. F. R.

Hoftrachten. — Die französische Revolution hat der Mode, insbesondere der sogenannten Herrenmode, insofern unersetzlichen Schaden gebracht, als alle bunten Stoffe plötzlich verworfen und Schwarz und höchstens Grau, Blau und Braun als allein für den männlichen Anzug passend bezeichnet wurden. Der republikanische Sinn jener Zeitepoche sah in den bunten Stoffen einen Luxus und eine Auszeichnung der Person, der die Stoffe trug, die sich mit der „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit" nicht vertrug. Schwarz wurde die offizielle Farbe der Feierlichkeit für alle Civilisten, und Schwarz ist die offizielle Galafarbe in der ganzen civilisirten Welt noch heute. Es entstand durch diese gleichmäßige Farbe auch eine Gleichmäßigkeit des Aussehens der verschiedenen männlichen Individuen, die uns heute ein großes Fest, auf welchem nur Herren in Civil vertreten sind, geradezu abscheulich durch seine Eintönigkeit erscheinen läßt.

Nur an gewissen Stellen findet man noch hin und wieder farbenreiche Gewandungen, alterthümliche Formen und abwechslungsreiche Gestaltungen der Kleider, nämlich bei Hoffestlichkeiten, bei denen die Theilnehmer die sogenannte „Hoftracht" anlegen.

Digitized by Google

Die Hoftracht oder die höfische Tracht ist uralt und stammt aus dem alten Byzanz. Die Vornehmen, die bei Hofe verkehrten, trugen eine andere Tracht als die vornehmen Leute, die nicht bei Hofe Zutritt hatten, und waren natürlich noch ganz anders gekleidet, als die unteren Volksschichten. Schließlich nahmen die Herrscher, insbesondere die prunkliebenden, es für sich in Anspruch, daß die Leute, die bei ihnen verkehrten, stets in einer vorgeschriebenen Hoftracht erscheinen mußten, und jahrhundertelang blieb die Hoftracht die spanische, und selbst die heutigen Ueberreste der Hoftrachten lassen sich auf die altspanischen Moden zurückführen.

Am konservativsten hält von allen Staaten in Europa England an alten Einrichtungen und Gewohnheiten fest, und so finden wir auch die buntesten Hoftrachten in England, wo bei allen festlichen Gelegenheiten die Vornehmen des Reiches in der Hoftracht erscheinen müssen.

Der Grundstoff, aus welchem diese Trachten bestehen, ist für Krönungsfeierlichkeiten karmoisinrother Sammet, für andere Gelegenheiten rothes Tuch. Und zwar erscheint ein Herzog bei der Krönung in einem Wappenrock, welcher mit Taffet eingefaßt und vom Nacken bis zum Ellenbogen mit Hermelin besetzt ist, der auf jeder Schulter vier Reihen schwarzer Zipfel zeigt. Die Krone besteht aus einem Goldreif, der mit Perlen und Edelsteinen besetzt ist und nach oben acht Erhöhungen in Form von Erdbeerblättern hat, die sich an die karmoisinrothe, mit Hermelin eingefaßte Kappe anlegen. Die Robe der Herzogin ist von gleicher Farbe und die Krone ähnlich.

Der Marquis trägt auf seinem Wappenrock vier Borten auf der rechten und drei auf der linken Schulter, mit Goldtressen eingefaßt. Die Krone zeigt nur vier Erdbeerblätter und dazwischen Spitzen, welche große Perlen tragen und sich an die mit Hermelin besetzte Kappe anlegen. — Das Staatskleid des Earl (im Range etwas höher stehend als unser Graf) hat drei Hermelinborten mit Tressen auf jeder Schulter. Die von Hermelin eingefaßte Krone besteht aus einem Goldreif, welcher durch Spitzen sich nach oben erhöht, die durch Bogen miteinander in Verbindung stehen, dazwischen sitzen große Perlen. — Der Viscount trägt auf seinem

Digitized by Google

Feierkleide bei der Krönung zwei Borten von einfachem weißen Pelzwerk auf den Schultern. Die Krone ist ein mit Hermelin eingefaßter Goldreif mit vierzehn Perlen, doch ohne Spitzen. Diese Krone stammt aus der Zeit Jakob's I. und wurde zuerst von dem Viscount Crawbarn getragen.

Der Baron hat auf seiner Krönungsrobe zwei Reihen von weißem Pelzwerk, mit Gold eingefaßt. In früheren Zeiten bestand die Krone nur aus einem einfachen Goldreifen, seit Karl II. sind noch sechs Perlen und eine karmoisinrothe Kappe hinzugekommen.

Die Robe, welche ein Herzog bei feierlichen Parlamentssitzungen trägt, besteht aus scharlachrothem Tuch, ist mit weißem Taffet eingefaßt und zeigt die bereits erwähnten vier Hermelinstreifen. Die Mütze ist von karmoisinrothem Sammet mit goldener Quaste an der Spitze. Aehnlich ist die Tracht des Marquis. Erzbischöfe und Bischöfe, die zu den Peers des Parlaments gezählt werden, erscheinen bei feierlichen Gelegenheiten in ihrem geistlichen Ornate. Die Damen des Adels passen sich in ihren Roben der Tracht der Männer an, und nur bei Krönungen werden besondere Vorschriften erlassen, die sich bis auf die Länge der Schleppen erstrecken. Diese muß bei einer Baronin nicht über eine Elle, bei einer Viscounteß $1^1/_4$, bei einer Gräfin $1^1/_2$, bei einer Marchioneß $1^3/_4$ und bei einer Herzogin 2 Ellen lang sein.

Altspanische Trachten findet man auch am Hofe des Papstes. Die vornehmen Römer, die am päpstlichen Hofe verkehren, erscheinen bei festlichen Gelegenheiten in mittelalterlichem Kostüme, im Wamms mit Degen und Federhut.

Selbst im republikanischen Frankreich findet man Ueberreste der Hoftracht, insofern solche von Professoren, den Mitgliedern der Akademie u. s. w. in Form von Talaren und goldgestickten Fracks getragen werden.

Am preußischen Hofe sind die Hoftrachten allmälig verschwunden, bis der jetzt regierende Kaiser sie wieder einführte. Die Hoftrachten auf einem großen Feste im Berliner Schlosse bringen wirklich erst Leben und farbenreiche Abwechslung in das Gesammtbild hinein, das viele Maler mit mehr oder weniger Erfolg schon auf der Leinwand festzuhalten versucht haben.

Digitized by Google

Die militärischen Uniformen überwiegen ja bei den Berliner Hoffestlichkeiten; aber auch für die Militärs besteht eine besondere Hoftracht, wenigstens für die Beinkleider. Bei großer Gala tragen sämmtliche Offiziere Beinkleider von weißem Kaschmir. Bei Trauer oder bei Fällen, wo das weiße Beinkleid nicht vorgeschrieben ist, tragen die Offiziere andere Beinkleider als sonst. An Stelle der schmalen rothen Biese auf beiden Seiten des Beinkleides tragen sie einen fast handbreiten Sammetbesatz, der genau der Farbe des Kragens und der Aufschläge entspricht. Neben diesen Sammetbesatz sind noch Gold- und Silbertressen und in manchen Fällen auch noch rothe Biesen gesetzt. Die Offiziere vom Regiment der Garde du corps haben die Vergünstigung, bei der Gala einen rothen Rock mit breiten Silbertressen quer über die Brust zu tragen. Aehnlich sieht der Rock aus, den am deutschen Kaiserhofe die Pagen tragen; er ist karmoisinroth, auf der Brust quer mit breiten silbernen Litzen besetzt und hier geöffnet, so daß ein Spitzenjabot und eine weiße Weste sichtbar werden. Weiße Kniehosen, weißseidene Strümpfe, Lackschuhe, Federhut und Degen vervollständigen das Kostüm der Pagen, welche allen Fürstlichkeiten bei festlichen Gelegenheiten beigegeben werden und den Damen die viele Meter langen Courschleppen tragen und bei Tisch zur Aufwartung hinter den Stühlen stehen. Man nimmt die Pagen aus der Zahl der Kadetten und zwar derjenigen, welche bereits das Fähnrichsexamen bestanden haben. Als Entgelt für ihre Dienstleistungen erhalten sie nach Ablauf der Saison von den Fürstlichkeiten, denen sie zugetheilt waren, kostbare Geschenke als Andenken.

Geistliche erscheinen am preußischen Hofe im Talar. Rektoren der Universität und ähnlicher Institute erscheinen, wenn sie offiziell geladen sind, in der alten Gelehrtentracht, der Rektor der Berliner Universität z. B. im langwallenden, karmoisinfarbenen Mantel, das Haupt bedeckt mit dem rothen Barett.

Für die Minister ist als Hoftracht eine außerordentlich reiche, goldgestickte Uniform vorgeschrieben, zu welcher weiße Kaschmirbeinkleider, Degen und Zweimaster getragen werden. Für die anderen Beamten hat der Kaiser, wie man weiß, erst kürzlich detaillirte Bestimmungen über die Uniformen erlassen. Allen Beamten gemeinsam ist der Rock von dunkelblauem Tuch nach

Digitized by Google

dem Schnitt des alten brandenburgischen Waffenrocks; Kragen und Aufschläge sind je nach dem Amt, das der Träger der Uniform bekleidet. Die hohen Beamten tragen auf den Kragen, den Aufschlägen, auf den Hinterschößen und der Brust noch Gold- und Silberstickereien und goldene oder silberne Knöpfe. Dazu kommen Raupen, Schnüre, Kordons, Tressen, Agraffen in Silber und Gold; ein Degen und ein Zweimaster gehören zu dem Kostüm, zu dem entweder Beinkleider oder Eskarpins mit Kniehosen und Wadenstrümpfen getragen werden.

Für die Civilisten, die bei Hofe verkehren, ist eine einfache dunkle Hoftracht vorgeschrieben, welche auch ein wenig an die Zeit der spanischen Mode erinnert. Diese Tracht besteht aus einem schwarzen, wammsartigen Rock mit geschlitzten Aermeln, welche farbig unterfüttert sind; dazu tritt der Degen in weißer Scheide, schwarze Kniehose und schwarze Strümpfe und ein schwarzer zweiendiger Hut ohne alle anderen Abzeichen, der zusammengeklappt unter dem Arm getragen werden kann.

Man nahm zuerst an, daß die Neueinführung der Hoftrachten am preußischen Hofe auch Einfluß auf die allgemeine Herrenmode ausüben würde. Dies scheint aber nicht der Fall zu sein, und der entsetzliche schwarze Frack, in dessen Verurtheilung alle Männer einig sind, und der doch von allen immer wieder getragen wird, scheint leider in unserem lieben Vaterlande unausrottbar zu sein. Jedes andere Kleidungsstück, das ihn einigermaßen ersetzen könnte, müßte uns willkommen sein. O. Kl.

Ein Abenteuer Balzac's. — Um die Mitte der dreißiger Jahre beabsichtigte der damals hochberühmte Romanschriftsteller Honoré de Balzac eine Reise zu unternehmen, um dadurch seine Phantasie frisch anzuregen. Sein Verleger, der mit den Werken des sehr beliebten Autors viel Geld verdiente, war über diese, herrliche Resultate versprechende Idee so entzückt, daß er ihm einen prachtvollen Spazierstock mit ciselirtem goldenen Knaufe schenkte, ein wahres Kunstwerk, wovon die Pariser Zeitungen weitläufige Beschreibungen gaben, indem sie den edlen Verleger priesen. Als Balzac mit dem Prachtstock auf dem Boulevard erschien, liefen ihm schaarenweise die Gamins nach, weniger um den Autor, als um dessen Stock zu bewundern. Dann reiste er

Digitized by Google

zunächst nach Brüssel. Am Tage nach der Ankunft promenirte er beim schönsten Frühlingswetter durch die Hauptstraßen der prächtigen Hauptstadt Belgiens. Vor dem Schaufenster einer ansehnlichen Buchhandlung blieb er stehen und musterte die darin ausgelegten Bücher. Da sah er denn seine eigenen besten Romane ausgelegt — es waren aber nicht die rechtmäßigen Pariser Originalausgaben, sondern Brüsseler Nachdrucke. Die belgische Nachdrucksindustrie florirte ja damals in üppigster Weise und namentlich die französischen Autoren wurden dadurch arg geschädigt. Balzac — eine heißblütige, leicht aufbrausende Natur — gerieth bei dem Anblick in hohen Zorn, indem er dachte: „Wie viele tausend Franken würde ich reicher sein, wie viele rechtmäßige Auflagen meiner Romane hätten mehr erscheinen können, wenn diese verwünschten belgischen Nachdrucker nicht wären!" Und in einem übermäßigen Anfall von Exaltation hob er seinen prachtvollen Spazierstock und schlug damit so ergrimmt auf die größte Glasscheibe des Schaufensters, daß sie klirrend zersprang. Zwei wuthentbrannte Buchhandlungsgehilfen, ein kleiner Lehrling und ein robuster Markthelfer kamen Hals über Kopf zum Vorschein; die Passanten blieben neugierig stehen; es entstand ein Zusammenlauf von Menschen; man glaubte es mit einem Wahnsinnigen zu thun zu haben. Wie aus dem Straßenpflaster hervorgewachsen, erschien auch plötzlich ein Polizist auf der Bildfläche, der den unbesonnenen Autor beim Kragen nahm und ihn nach dem nächsten Polizeikommissariat hinführte.

Hier legitimirte Balzac sich und gab der Wahrheit gemäß zu Protokoll, welche Ursache ihn zu solcher Zornesaufwallung veranlaßt habe. Er hatte Glück: der anwesende Kommissar war ein Freund und eifriger Leser der Balzac'schen Romane und aus aufrichtiger Hochachtung vor seinem Lieblingsautor ließ er diesen nicht einstecken, sondern begnügte sich, ihn einen Geldbetrag deponiren zu lassen, mit der Bemerkung, daß er Schadenersatz zu leisten und jedenfalls auch eine Geldstrafe wegen Unfug zu bezahlen haben würde. Auch wurde der kostbare Spazierstock als corpus delicti vorläufig zu den Akten genommen.

In höchst trübseliger Stimmung verfügte Balzac sich nach dem Hotel, wo er logirte. Am folgenden Tage berichteten die

Digitized by Google

Brüsseler Zeitungen umständlich über diesen Vorfall; einige entschuldigten ihn ziemlich artig; andere bemitleideten Balzac ironisch wegen des gefährlichen Gemüthszustandes, in welchem er sich allem Anschein nach befinden müsse; noch andere verspotteten ihn ganz unverhohlen. Auch vergaß kein Berichterstatter zu erwähnen, daß der berühmte prachtvolle Spazierstock, von dem jüngst die Pariser Presse so viel Wesens gemacht, nunmehr konfiszirt sei und voraussichtlich fortan unter Knüppeln, rostigen Messern und sonstigen Mordwaffen im Brüsseler Polizeiarchiv demselben zur besonderen Zierde gereichen würde

Diese erschütternde Kunde rührte einige der glühendsten und gefühlvollsten Verehrerinnen der Balzac'schen Muse in Brüssel fast bis zu Thränen. Es bildete sich ein Damenkomité, welches in aller Eile einen überaus prächtigen Spazierstock anfertigen ließ, der dann auf feierliche Weise dem berühmten Romandichter von seinen Verehrerinnen als Geschenk überreicht wurde.

Unterdessen war man aber auch in den höheren Regionen der Brüsseler Polizeigewalt zu einer milderen Auffassung der Sachlage gelangt. Wohl mußte Balzac Schadenersatz leisten und eine kleine Geldstrafe wegen Unfug bezahlen, aber man beschloß doch, ihm den Spazierstock zurückzugeben; vielleicht auch, weil man annahm, daß andernfalls die entrüsteten Pariser Zeitungen ein fürchterliches Geschrei deshalb erheben würden. Und so geschah es denn, daß Balzac, der mit einem prächtigen Spazierstock in Brüssel eingezogen war, nach einiger Zeit die belgische Hauptstadt mit zwei prächtigen Spazierstöcken verließ. Er begab sich zur Hochsaison nach Baden-Baden, wo er auf den Promenaden Vormittags den einen und Nachmittags den anderen Spazierstock zur Schau trug. Und allgemeine Sensation erregte er, namentlich bei den spleenigen Engländerinnen: erstens durch seine berühmte literarische Persönlichkeit, vor Allem aber durch die beiden prachtvollen Spazierstöcke. F. L.

Die Ruthe galt seit den ältesten Zeiten als das Symbol der Schule. Selbst die alten Kulturvölker, bei denen Körperstrafen immer als etwas des freien Mannes Unwürdiges, als etwas Sklavisches galten, konnten die Ruthe nicht von dem Begriffe der Erziehung trennen. Die Juden benützten dieses Strafinstrument

Digitized by Google

fleißig; ja der weise Sirach sagt von denen, die ihr Kind nicht unter der Ruthe halten, daß sie es nicht wahrhaft lieben. Auch die Griechen huldigten ihr; auf ihren alten Bildwerken finden sich Scenen, wo Knaben mit Ruthenstreichen gestraft werden, nicht selten. Jeder erwachsene Spartaner führte einen Stock bei sich, mit welchem er jeden Knaben, der nicht kurz und bündig über „woher?" und „wohin?" Auskunft geben konnte, auf offener Straße abstrafen durfte. Selbst das stolzeste Volk des Alterthums, die Römer, räumten der Ruthe ein bedeutendes Recht ein: Ruthenbündel wurden von zwölf Liktoren dem Staatsoberhaupte als ein Zeichen der Gewalt vorgetragen; auch bei der Kinderzucht wurden Ruthe und Geißel reichlich angewendet, wie von dem berühmten Schulmeister Orbilius aus Benevent allbekannt ist.

Auch im Mittelalter spielten Stock und Ruthe keine geringe Rolle, und es mußten die Züchtigungsinstrumente nach empfangener Strafe geküßt werden. Diese vermeintlichen pädagogischen Hilfsmittel lernten selbst Prinzen fühlen, und man war von ihrer trefflichen Wirkung so überzeugt, daß es in einem Gedichte des 16. Jahrhunderts heißt:

„Wer jungen Kindern spart die Ruth',
Der' Leben find't man selten gut."

Der Dichter Konrad von Feuersbrunn (in der Nähe von Krems) läßt in seinem Gedichte: „Von der Kindheit Jesu" sein Jesuskind eine ABC-Schule besuchen und gleich beim Erlernen der ersten Buchstaben mit der Ruthe vertraut werden; so sehr hatte man sich eine Ruthe als unentbehrlich gedacht, selbst bei der Erziehung des Gottessohnes. Und Cuspinian erzählt von dem Meister Engelbrecht, dieser habe den jungen Prinzen Max, den späteren ritterlichen Kaiser Maximilian I., seine Sophismen durch Schläge einprägen wollen. Die Berner Schulordnung von 1616 kennt sogar noch für Studenten der Philosophie Ruthenstrafen, während die Theologen davon befreit waren. In Oberhessen soll es zu dieser Zeit noch Sitte gewesen sein, die Schüler auf die Ruthe schwören zu lassen, wobei sie sprachen:

„O du liebe Ruth',
Mache du mich gut,

Digitized by Google

Mache du mich fromm,
Daß ich nicht zum Henker komm'."

Eine gewöhnliche Strafe bei den Pariser Studenten bestand in Ruthenstreichen in Gegenwart des Rektors und der Prokuratoren; selbst Lehrer unterlagen dieser Strafe, wenn sie ihr Ziel nicht erreicht hatten. Am meisten waren die Prügel in England eingebürgert; man scheint dort alles Heil der Schule in der körperlichen Züchtigung gesucht zu haben, so daß es kaum einen Knaben gab, der nicht unter Ruthe und Lineal gelitten hätte. In Wincheſter wurden jährlich mehrere Fuhren Ruthen verbraucht; in Eton wurde sogar noch über die Oberprimaner die Prügelstrafe verhängt. Als Königin Elisabeth von England die Schule von Eton besuchte, fiel ihr ein Knabe seiner Munterkeit wegen auf. „Wann hast Du zuletzt Schläge erhalten?" fragte sie ihn, der sogleich aus Virgil's Aeneide antwortete:

„Infandum, regina, jubes renovare dolorem." *)

Der Schüler war der spätere Dichter Spenser, den Elisabeth seiner Antwort wegen reichlich unterstützte.

Gegen die Schläge in der Schule haben sich dagegen ebenfalls frühzeitig sehr gewichtige Stimmen erhoben, wie denn Walther von der Vogelweide singt:

„Niemand kann mit Gerten
Kinderzucht beherten.
Den man z' Ehren bringen mag,
Dem ist ein Wort als ein Slag.
Niemand kann beherten
Kinderzucht mit Gerten."

Dennoch war es erst der Rektor der Nikolaischule in Leipzig, Johann Mußler (gestorben 1554), der Ruthen und Stecken aus seiner Schule verbannte, und dem dies nicht als sein kleinstes Verdienst anzurechnen ist. G. Pf.

Verunglücktes Experiment. — Der einstige Minister des Vice-

*) Nach Schiller's Ueberſetzung:

„O Königin, Du weckst der alten Wunde
Unnennbar schmerzliches Gefühl!"

Digitized by Google

königs von Egypten, Nubar Pascha, erhielt von Napoleon III. zur Erinnerung an den Besuch der Kaiserin Eugenie in Kairo 1869 eine kostbare, mit Diamanten besetzte und mit dem kaiserlichen Monogramm versehene Uhr zum Geschenk. Um diese Uhr wurde er viel beneidet. Er legte sie stets vor sich auf den Tisch, wenn er einem Ministerrathe präsidirte, und zeigte seinen Stolz auf dieselbe bei jeder Gelegenheit. Eines Abends, als wieder Ministerrath stattfand, verlöschte plötzlich das Gaslicht und die Herren saßen im Finstern. Als das Licht wieder erschien, war Nubar's Uhr verschwunden. Der Minister machte ein ganz verblüfftes Gesicht, dann sah er ringsherum einen seiner Kollegen nach dem anderen an, aber keiner verrieth durch den geringsten Zug, daß er das Kleinod genommen hatte. Der Minister wurde dunkelroth vor Aerger und Zorn und mit mühsam unterdrückter Erregung sprach er, indem er sein Gesicht zu einem Lächeln zwang: „Meine Herren, Sie sehen, daß ich ein Zauberer bin. Soeben lag noch meine Uhr hier an diesem Platze und ich habe sie im Dunkeln verschwinden lassen. Ich werde jetzt das Licht noch einmal auslöschen lassen, und wenn es dann wiederkommt, wird die Uhr wieder hier liegen."

Er setzte voraus, daß der Dieb, auf solche Weise gemahnt, die Uhr wieder auf ihren Platz zurücklegen werde.

Das Licht erlosch, und als es wieder angezündet war, da war der Platz nicht allein leer wie vorher, sondern es war nun auch das mit Edelsteinen besetzte goldene Schreibzeug verschwunden, welches Nubar Pascha einstmals vom König Viktor Emanuel erhalten hatte und das immer als Zierde vor ihm auf dem Tische prunkte.

Nubar war außer sich vor Schrecken über diese dreiste Dieberei, aber er mochte sich keine Blöße geben und mit der Ruhe eines echten Moslem sagte er: „Ich sehe, daß mich meine Zauberkunst verlassen hat und ich schäme mich, Ihnen weiter zu präsidiren."

Sogleich zog er sich zurück und weder Uhr noch Schreibzeug sind wieder in seinen Besitz gekommen. —dn—

Hausnummern. — Die Numerirung der Häuser, welche eine der dringendsten Nothwendigkeiten schon in jeder mittelgroßen Stadt ist und ohne welche man in den Großstädten sich nimmer-

Digitized by Google

mehr zurechtfinden würde, ist keineswegs eine so alte Einrichtung, wie man glauben sollte. Erst in einigen Jahren, und zwar 1897, feiert die Hausnummer ihr hundertjähriges Jubiläum. Fast unmöglich erscheint es uns, daß damals die europäischen Großstädte, wie Wien, Paris u. s. w., ohne Numerirung gewesen sind, und doch war dies der Fall, und die Leute fanden sich zurecht, weil eben an die heutige Ausdehnung dieser Großstädte noch nicht zu denken war. Straßennamen waren vorhanden, und man bezeichnete die Häuser in diesen Straßen entweder nach den Eckhäusern oder nach den Emblemen, die über den Hausthüren angebracht waren. Aus dieser Zeit stammt noch der Gebrauch, fast jedem Hause ein besonderes Wahrzeichen zu geben, wie „Zur Sonne", „Zum Bienenkorb", „Zum Pokal", „Zum Hahn", „Zum schwarzen Löwen" u. s. w., ein Brauch, der sich heute nur, in Deutschland wenigstens, bei den Hotels und bei den Apotheken erhalten hat. Man bezeichnete auch das Haus nach dem Besitzer, und in alten Berliner Adreßkalendern liest man z. B. die Bemerkung: wohnt in der Kochstraße in des Kaufmann Müller's Hause. Es war dann Sache des Betreffenden, der das Haus suchte, sich in der Straße selbst nach dem Kaufmann Müller zu erkundigen. In den alten Berliner Adreßbüchern, die bis in das Jahr 1760 zurückgehen, liest man auch Bezeichnungen wie: wohnt im 3. Hause von der Ecke; wohnt in dem Hause neben der königlichen Porzellanmanufaktur, u. s. w.

In Berlin kam im Jahre 1795 zuerst der Gedanke auf, die Häuser zu numeriren, und nicht ohne ein Lächeln des Mitleids und des Erstaunens können wir die heute noch erhaltenen Verhandlungen über die zweckmäßigste Art der Numerirung durchlesen. Da das Beispiel der Numerirung bisher noch in keiner Großstadt vorhanden war, galt es etwas durchaus Neues zu erfinden, und die wunderbarsten Vorschläge wurden auf das Tapet gebracht. Eine Zeitlang hatte der Plan große Aussicht, sämmtliche Häuser Berlins, von denen damals schon einige Tausend vorhanden waren, mit durchlaufenden Nummern zu versehen. Die Nummer 1 sollte am Brandenburger Thor beginnen und dann sollten die Nummern durch die Straßen fortlaufen und ziemlich planlos durch die Stadt geführt werden. Dieser Vorschlag fand

Digitized by Google

zum Glück Gegner. Man hatte nicht mit Unrecht folgende Bedenken: wenn z. B. ein Bote, der in Berlin unbekannt war, mit einem Briefe eintraf, der in dem Hause Nro. 1460 abzuliefern war, so hätte der Bote wahrscheinlich länger als einen Tag zu laufen, wenn er, bei der Nro. 1 anfangend, sämmtliche Hausnummern bis zu der gesuchten verfolgen wollte. Es wurde also schon damals der Vorschlag gemacht, die Häuser nur innerhalb der Straßen zu numeriren, aber es bedurfte einer zweijährigen Verhandlung, bis man endlich das Werthvolle gerade dieses Vorschlages einsah und ihn zur Ausführung brachte. Im Jahre 1797 begann Berlin mit der Numerirung der Häuser, und zwar in der Weise, wie dies noch heute geschieht, daß die Nummern der verschiedenen Gebäulichkeiten ununterbrochen aufeinander folgen. Es liegt am Ende der Straße zunächst die Nro. 1, dann folgen die Nummern 2, 3, 4, 5, 6, 7 u. s. w., dann springt die Nummer am andern Ende der Straße auf die andere Seite hinüber und geht wieder dieser entlang bis zum Ausgangspunkt der Straße zurück. Wenn man eine Straße also an dem richtigen Ende betritt, hat man rechts die steigenden Nummern, links die fallenden Nummern.

In Wien führte man im Jahre 1803 die Numerirung ein und traf hier schon eine praktische Verbesserung, die sich bis heute erhalten hat. Man numerirte die eine Seite der Straße mit den geraden, die andere mit den ungeraden Zahlen und erleichterte dadurch die Orientirung besonders für den Fremden. Auch in Paris folgte man dem Wiener Beispiel, und als man dort im Jahre 1805 die Numerirung der Häuser durchführte, bestimmte man, vom Lauf der Seine als Ausgangspunkt ausgehend, was rechts und links in einer Straße sei. Die rechte Straßenseite erhielt gerade, die linke Häuserreihe ungerade Zahlen. Hat also ein Haus auf der rechten Seite die Nro. 56, so hat das nächste Haus die Nro. 58, dann folgt 60, 62, 64. Trägt das gegenüberstehende Haus die Nro. 31, so folgt dann 33, 35, 37. Man sieht, das Numeriren der Häuser fand in den Großstädten raschen Anklang, und zeitgenössische Schriftsteller preisen die neue Erfindung in einer solch' überschwänglichen Weise, daß man glauben könnte, der Menschheit sei eine riesenhafte Wohlthat durch die einfache Numerirung der Häuser erwiesen worden.

Digitized by Google

Verbesserungen, die das Orientiren erleichtern, werden immer noch getroffen; so herrscht in Wien die lobenswerthe Sitte, daß unter jeder Hausnummer und über jeder Hausthür auch noch der Name der Straße angegeben ist, in der man sich befindet. In vielen deutschen Städten findet man ferner an den Straßenecken auf besonderen Schildern die Angabe, wieviel Nummern der betreffende Häuserblock bis zur nächsten Querstraße umfasse.

Das Genie unserer Erfinder sollte sich aber immer noch mehr der einfachen Hausnummer selbst zuwenden, welche von so großer Wichtigkeit für die Orientirung in den größeren Städten geworden ist. Augenblicklich beschäftigt man sich in Deutschland viel mit der Frage, wie die Hausnummern am Abend kenntlicher zu machen seien. Leider sind gewöhnlich die Hausnummern in den großen Städten so über oder neben den Hausthüren angebracht, daß sie Abends oft nicht zu erkennen sind. Sogar der Einheimische kann sich sehr oft in einem Stadttheile, in dem er nicht genau bekannt ist, verirren und oft halbe Stunden lang beim schlechtesten Wetter nach einer Hausnummer suchen, an der er immer wieder vorbeiläuft, ohne es zu wissen. Auch den Kutschern von Droschken und Privatwagen fällt es gewöhnlich sehr schwer, sich am Abend in einer fremden Straße zu orientiren, weil die Hausnummern nicht beleuchtet sind. Hoffen wir, daß wenigstens in Deutschland alle diese Uebelstände beseitigt sein werden, wenn die Hausnummer ihr 100jähriges Jubiläum feiert. O. Kl.

Das Losungswort des Todes. — Als die Beschwerden der Brustwassersucht, an welcher die Kaiserin Maria Theresia seit dem Jahre 1776 zu leiden begonnen, immer mehr wuchsen, nahm sie ihrem Hofarzt Doktor Stärk das Versprechen ab, er möge ihr, sobald nach seiner Ueberzeugung die Stunde ihrer Auflösung nahe, durch ein den übrigen Anwesenden unverständliches Zeichen zu erkennen geben, daß sie auf den letzten Kampf gefaßt sein müsse. Doktor Stärk willigte, als die Kaiserin wiederholt in ihn drang, endlich ein. Das verabredete Zeichen, welches nur ihm und seiner Gebieterin verständlich war, sollte in der harmlosen Frage des Arztes bestehen, ob Ihre Majestät Limonade befehle.

Am 29. November verbrachte die hohe Patientin, obwohl sie von quälenden Schmerzen gepeinigt wurde, die Mittagsstunden im Kreise

Digitized by Google

ihrer besonderen Lieblinge, ihres Sohnes Joseph, ihrer alten Kammerfrau und Vorleserin Greiner und einiger Hofdamen. Maria Theresia befahl, daß man Wein zur Erfrischung herumreichen solle. Als dies geschehen war, bemerkte die hohe Kranke mit einem wehmüthigen Blick auf den Leibarzt: „Sagen Sie, lieber Doktor, darf ich nicht auch einige Tropfen davon genießen?"

Hofarzt Stärk, der seine Patientin mit wachsender Besorgniß beobachtet hatte, erwiederte leise: „Wein wohl nicht — aber befehlen Eure Majestät vielleicht ein Glas Limonade?"

Die hohe Frau reichte mit wehmüthigem Blick dem alten treuen Freunde die Hand und ließ sich, ohne eine Spur von Fassungslosigkeit zu verrathen, in ihr Schlafgemach tragen, wo sie einige Stunden später in der That die Augen für immer schloß. J. W.

Feine Diplomatie. — Der frühere Sultan der Türkei, Abdul Aziz († 1876), bereitete infolge seiner excentrischen Launen nicht nur seinen Ministern, sondern auch den bei ihm beglaubigten Gesandten mancherlei Schwierigkeiten. Einer der Letzteren, der russische General Ignatieff, war jedoch schlau genug, ihn zu überlisten und das, was er auf dem Herzen hatte, beim „Beherrscher aller Gläubigen" trotz dessen Abneigung gegen politische Gespräche zum Vortrag zu bringen. So beliebte es dem Sultan einmal, allen Mitgliedern der Diplomatie die Audienzen zu verweigern, während er die meiste Zeit damit hinbrachte, Hahnenkämpfen, die er sehr gern hatte, zuzusehen. Da hörte Ignatieff, daß Seine Majestät neue Hähne zum Ersatz der getödteten brauche. Sofort verschaffte er sich einen schönen weißen gewöhnlichen Hahn, der ausgeputzt und mit Sporen versehen wurde, um wie ein Kampfhahn zu erscheinen, und sandte diesen in reichverziertem Käfig an den Sultan.

Die List gelang; der über das Geschenk erst hocherfreute Sultan ließ bald darauf den Gesandten nach dem Palaste entbieten, um vielleicht von diesem zu hören, weshalb der betreffende Hahn gar nicht mit einem anderen kämpfen wolle. Ignatieff erschien, untersuchte in Gegenwart des Sultans den Vogel und erklärte dann unter größtem Bedauern, daß dieser allerdings nicht im Stande sei, mit den ihm weit überlegenen eigenen Hähnen des Sul-

Digitized by Google

tans einen Kampf zu wagen. Daraus entspann sich ein Gespräch über die Kampfhähne im Allgemeinen, und in dieses mischte der geschickte Diplomat vorsichtig alle die politischen Mittheilungen, die er dem Sultan schon längst zu machen gestrebt hatte, und erst nach langer Unterredung verließ er, vollständig informirt, den großherrlichen Palast. —dn—

Wellington und der Maler. — Der Sieger von Waterloo war ein großer Verehrer der Musik, namentlich zogen ihn Händel und Mozart an, aber von der Malerei verstand er nicht viel, obgleich seine Gemäldegallerie in Apsley-House manch' schönes und werthvolles Bild aufzuweisen hatte. Es fehlte ihm an dem nöthigen Verständniß, um diese Kunst ganz zu würdigen, und er gab deshalb für Gemälde nie gern größere Summen aus. Nur um des Gegenstandes willen verstand er sich dazu, das große, von Sir William Allan gemalte Bild von der Schlacht bei Waterloo um 3000 Pfund Sterling zu kaufen. Der Künstler erhielt die Weisung, sich zur Entgegennahme der Bezahlung im Kriegsministerium einzufinden. Wellington fing an, eine Banknote nach der anderen aufzuzählen. Dem Maler dauerte das zu lang und er bemerkte, ein Wechsel, an den Bankier des Herzogs ausgefertigt, würde diesen der Mühe des Banknotenzählens entheben. Da Wellington nicht darauf hörte, sondern ruhig in seinem Geschäfte fortfuhr, wiederholte er seine Bemerkung. Doch wie erstaunte er, als der Herzog sich umdrehte und sagte: „Glauben Sie denn, ich werde meinen Bankier wissen lassen, daß ich der Narr gewesen bin, für Ihr Bild so viel Geld auszugeben?" D.

Das theuerste Spielzeug. — Das theuerste Spielzeug, das jemals ein Kind besessen, waren wohl die silbernen Soldaten, die Ludwig XIV. als Knabe erhielt, um die Kriegskunst zu erlernen. Diese Liliputanerarmee bestand aus 20 Schwadronen Reitern und 10 Abtheilungen Fußvolk. Das waren die ersten Truppen, die der „große Monarch" in den Tagen seiner Jugend befehligte. In Pariser Archiven finden sich noch die Rechnungen des Bildhauers Ciffey vor, der diese silbernen Soldaten hergestellt hatte; darnach waren dem Künstler dafür einmal 10,000, dann 9000 und zuletzt noch 6000 Livres gezahlt worden, für jene Zeit also eine erhebliche Summe. Später wanderten diese kostbaren

Digitized by Google

Soldaten in die Münze, wo sie eingeschmolzen und zu Geld ausgeprägt wurden, um einen Theil der Unterhaltungskosten für wirkliche Soldaten zu decken. —dn—

Eiserne Konsequenz. — Madame Regnier, die Gattin eines ehemaligen königlichen Civilprokurators in Versailles, widerfuhr es einst, daß ihr im Gespräche eine Dummheit entschlüpfte. Ihr Mann, der dies hörte, hatte die Unzartheit, ihr ganz laut zuzurufen: „Schweigen Sie doch, Sie sind eine Närrin!"

Madame Regnier schloß von diesem Augenblicke an den Mund und nie während ihres ganzen Lebens sprach sie mehr ein Wort. Man gab sich die größte Mühe, sie wieder zum Sprechen zu bewegen, man bat, zürnte, Alles umsonst; selbst geflissentlich veranstalteter Schreck und Ueberraschung vermochten nichts, und so lebte diese Frau beinahe dreißig Jahre. Als man ihre Einwilligung zur Verheirathung ihrer Tochter begehrte, nickte sie blos mit dem Kopfe und unterschrieb den ihr vorgelegten Kontrakt. —dn—

Zu große Höflichkeit. — König Oskar von Schweden passirte einst eine kleine Stadt, welche festlich geschmückt war, und in der ein ungeheures Transparent seine Aufmerksamkeit besonders erregte. Es hing an einem düster aussehenden Hause und zeigte die Inschrift: „Willkommen, Eure Majestät!"

„Was ist das für ein Haus?" fragte der König.

„Das ist das Bezirksgefängniß, Eure Majestät," antwortete einer der Rathsherren.

Der König lachte und verabschiedete sich mit den Worten: „Das ist der Höflichkeit doch etwas zu viel!" —dn—

UNIV. OF MICHIGAN.

JUL 15 1912

Digitized by Google

Union Deutsche Verlagsgesellschaft
in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Demnächst wird komplett:

Alpenglühen.

Naturansichten und Wanderbilder

von

A. Freiherr von Schweiger-Lerchenfeld.

Ein Hausbuch für das deutsche Volk.

Broschiert 16 Mark, in Prachtband gebunden 20 Mark.

Mit 24 Vollbildern und zahlreichen Illustrationen im Text.

Der in weiten Kreisen bekannte Autor bietet uns hier eine umfassende, durch Künstler ersten Ranges bereicherte Darstellung der herrlichen Alpenwelt. Das Werk zerfällt in zwei Hauptabteilungen, von denen die erste sich mit allgemeiner Alpenkunde beschäftigt, während die zweite dem Leser auf ausgedehnten Wanderungen durch genau abgegrenzte Gebiete des Alpenlandes ein wohlunterrichteter, praktischer Führer sein soll.

Anlage, Art der Ausstattung und der niedrige Preis vereinigen sich, um das Werk zu einem

Hausbuche edelster Art,

zu einem Schatze für die deutsche Familie zu machen.

Das Werk ist auch in 40 Lieferungen à 40 Pfennig zu beziehen.

In den meisten Buchhandlungen zu haben.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft
in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Soeben wurde komplett:

K. F. Beckers Weltgeschichte.

Dritte Auflage.

Neu bearbeitet und bis auf die Gegenwart fortgeführt
von

Professor Wilhelm Müller.

Mit zahlreichen Illustrationen und Karten.

Das Werk erschien in folgenden Ausgaben:

in 66 Lieferungen à 40 Pfennig, in 12 broschierten Bänden à M. 2.20 und in 6 elegant gebundenen Bänden à M. 6.—

Beckers Weltgeschichte ist eines der ältesten Geschichtswerke. Während eines Jahrhunderts ist das Werk bekannt und stets hat es seinen alten guten Ruf zu bewahren gewußt. Denn so viele neue und zum Teil wertvolle Bearbeitungen der Weltgeschichte auch im Laufe der letzten Jahrzehnte erschienen sind, in einer Hinsicht steht das ursprüngliche Beckersche Werk heute noch unübertroffen, ja unerreicht da: in der außerordentlich faßlichen, ansprechenden und fesselnden Darstellung, welche die gesamte Weltgeschichte mit der Anschaulichkeit von Wandgemälden vor dem Leser aufrollt und dasselbe zu einem Lieblingsbuche des deutschen Volkes, zu einem Bildungsmittel ersten Ranges für alt und jung gemacht hat.

Diesen Vorzug des berühmten Beckerschen Original-Werkes zu erhalten und unter Berücksichtigung der neuesten Forschungen auf die Höhe der heutigen Geschichtswissenschaft zu bringen, war die Aufgabe, die der Bearbeiter der vorstehenden Ausgabe, **Professor Wilhelm Müller**, sich gestellt und die er glänzend gelöst hat.

Für alt und jung ist das Werk passend, und geeignet, **zu denjenigen Werken gezählt zu werden, die in der Bibliothek des deutschen Hauses den ersten Platz einnehmen.**

In den meisten Buchhandlungen zu haben.

Digitized by Google

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 01908 0020

J. G. Co ... ger

Die

Cotta'sche Volksbibliothek

enthält eine Sammlung hervorragender Dichterwerke in schönen gleichmäßigen Ausgaben zum Preise von

50 Pfennig

für den geschmackvoll in Leinwand gebundenen Band von durchschnittlich 15 Druckbogen.

Erste Reihe:

Goethes ausgewählte Werke. In 12 Leinenbänden à 50 Pfennig.

Hauffs sämtliche Werke. In 6 Leinenbänden à 50 Pf.

Körners sämtliche Werke. In 4 Leinenbdn. à 50 Pf.

Lessings ausgewählte Werke. In 6 Leinenbänden à 50 Pfennig.

Schillers sämtliche Werke. In 12 Leinenbdn. à 50 Pf.

Shakespeares sämtliche Werke. In 12 Leinenbänden à 50 Pfennig.

Von der **zweiten Reihe** ist erschienen:

Uhlands Gedichte und Dramen. In 2 Leinenbdn. à 50 Pfennig.

Chamissos gesammelte Werke. In 4 Leinenbänden à 50 Pfennig.

Lenaus sämtliche Werke. In 4 Leinenbänden à 50 Pf.

Heines sämtliche Werke. In 12 Leinenbänden à 50 Pf.

H. v. Kleists sämtliche Werke. In 4 Leinenbänden à ...

Filmed by Preserv...

Digitized by Google